Die

Familie Mendelssohn

I. Band

Brandeis University
Libraries

Gift of

Brandeis University
National
Women's Committee

FRANZ PECHEL
BUCH- & MUSIKALIENHANDLUNG
VORMALS FERSTL
GRAZ, HERRENGASSE 3.

Die Familie Mendelssohn.

BRANDEIS UNIVERSITY LIBRARY

Die

Familie Mendelssohn.

1729—1847.

Nach Briefen und Tagebüchern.

Von

S. HENSEL.

Mit 8 Portraits, gezeichnet von Wilhelm Hensel.

I.

Dreizehnte Auflage

vermehrt um ein Geleitwort von Paul Hensel und ein Portrait S. Hensels.

BERLIN.

B. Behr's Verlag

Steglitzer Strasse 4.

1906.

ML
385
.H54
1906
Bd. 1

Geleitwort zur zehnten Auflage.

Diese neue Auflage der Familie Mendelssohn darf nicht ohne einleitende Worte in die Welt gehn. Der Verfasser des Buches weilt nicht mehr unter den Lebenden, und mir, seinem ältesten Sohne, fällt es zu, dieselbe Pflicht zu erfüllen, die der Dahingeschiedene seinen Voreltern gegenüber in treuer Pietät übernommen hat. Das dieser Auflage beigegebene Bild meines Vaters zeigt ihn, wie er gegen Ende seines Lebens war, und wird, wie ich hoffe, Vielen eine willkommene Zugabe sein.

Die „Familie Mendelssohn" bricht bei dem Tode meiner Grossmutter ab, und dies Ereignis bildete auch in dem Leben meines Vaters einen wichtigen und folgenschweren Einschnitt. Wohl hatte er in den Geschwistern seiner Mutter, Paul Mendelssohn-Bartholdy und Rebecka Lejeune-Dirichlet, treue und zuverlässige Berater, die dem Sohn ihrer früh entrissenen Schwester liebevoll zur Seite standen, aber sein Elternhaus hatte mit dem Tode der Mutter die Bedeutung eines Heims für ihn verloren. Sein Vater, Wilhelm Hensel, durch den Tod der geliebten Frau innerlich gebrochen, durch tiefgehende Verschiedenheit, namentlich in seinen politischen Ansichten, die sich von dem jugendlichen Radicalismus des Sohnes weit entfernten, von

ihm getrennt, vermochte bei aller innigen Zuneigung nicht den Einfluss auf den Sohn zu gewinnen, den die Mutter so segensreich ausgeübt hatte.

Der selbsterwählte Beruf meines Vaters, die Landwirtschaft, führte ihn bald aus den geistig angeregten Kreisen Berlins, in denen sein Leben sich bewegt hatte, hinaus, und es folgten lange Jahre voll harter Arbeit und ruhiger der eigenen Ausbildung gewidmeten Stunden, in denen weniger das augenblickliche Leben als die Erinnerung an die Vergangenheit seine Gedanken beschäftigten. Als er dann einen eigenen Hausstand gegründet, fern von der früheren Heimat in dem damals noch in provinzieller Abgeschiedenheit verharrenden Ostpreussen, war es ihm ein Bedürfnis, dass seine Kinder an diesen Erinnerungen teil haben sollten, und so entstand das vorliegende Buch. Erst lange Zeit später, als er wieder nach Berlin zurückgekehrt war, entschloss er sich, das Buch der Oeffentlichkeit zu übergeben, und der Wunsch, den Felix Mendelssohn-Bartholdy seiner geliebten Schwester Fanny aussprach: „es möge ihr die Druckerschwärze nie schwarz und nie drückend sein", hat sich an meinem Vater in vollstem Masse erfüllt. Er hat viel Freude an diesem Buch gehabt, sich viele bekannte und unbekannte Freunde dadurch erworben, und es ist mir ein Bedürfnis, an dieser Stelle den Freunden zu sagen, wie wertvoll der Gedanke, ihnen durch sein Buch nahe getreten zu sein, für meinen Vater bis in die letzten Tage seines Lebens gewesen ist.

In das stille Westend, in dem Sebastian Hensel die letzten Jahre seines Lebens bis zu seinem Tode am 13. Januar 1898 verbrachte, kamen immer auf's Neue Zeichen dafür, dass sein Buch für viele ein wertvolles geistiges Besitztum geworden sei, dass die Saat, die er einst, nur seiner Kinder gedenkend, ausgestreut hatte, auch für Fremde zum Segen geworden war.

Die „Familie Mendelssohn“ hat, wie schon ihr Titel andeutet, in der deutschen Memoirenlitteratur eine ganz eigentümliche Stellung. Nicht ein einzelner Mensch steht im Mittelpunkt, sondern es ist die geistige Entwickelung einer Reihe von Menschen, die uns hier vorgeführt wird, und bei aller individuellen Verschiedenheit sind es eben die gemeinsamen Züge, zu denen mit Vorliebe das Auge des Beschauers immer wieder zurückkehrt; denn es ist eine köstliche Familiengeschichte, die sich hier offenbart. Wir sind heute nur allzu leicht geneigt, bei dem Gedanken der Vererbung die trostlosen und düstern Seiten hervortreten zu lassen und nicht daran zu denken, dass in den Kindern in der geistigen Atmosphäre des Elternhauses auch die guten und tüchtigen Eigenschaften der Eltern sich immer wieder auf's Neue hervorbringen. Diese Wahrheit sollte vor allen die Familie Mendelssohn eindringlich predigen, und diese Predigt hat willige Ohren gefunden.

Noch ein Anderes ist zu berücksichtigen: Es sind zum Teil Töne wie aus einer vergessenen Welt, die aus diesem Buch zu uns hinüberklingen; fast alle Interessen, die unser modernes Leben bewegen, sind den Menschen, von denen dieses Buch handelt, fremd geblieben ihr Leben hindurch. Es sind unmoderne Menschen von Grund aus, mit denen wir hier in Berührung kommen, und der dies Buch schrieb, konnte es nur deshalb schreiben, weil er selber ein unmoderner Mensch war, weil sein Herz den Idealen seiner Jugend treu blieb, so klar auch sein scharfer Verstand ihm das Einseitige dieser Ideale zeigte. Aber er war des festen Glaubens, dass nichts von dem, was einmal ein menschliches Herz zu grossen und reinen Gefühlen bewegt hatte, jemals veralten könne; dass das allgemein Menschliche, so wenig es auch in den Interessenkämpfen unserer Zeit vernehmbar wird, doch immer wieder die letzten Zielpunkte der

menschlichen Lebensrichtung abgeben muss. Er lebte des Glaubens, dass eine Zeit kommen werde, die mehr Verständnis für eine Lebensführung in diesem Sinne haben werde, als es der unsrigen möglich ist. Und er fühlte sich wie einer jener Wettläufer, von denen uns Plato erzählt, welche die Fackel des Lebens weiter geben an den sie Ablösenden. Er dachte dabei zunächst an seine Kinder, er freute sich, dass seine Hoffnung übertroffen wurde, möge sein Werk noch lange in diesem Sinne Frucht tragen.

Westend, im September 1900.

Paul Hensel.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Die Einleitung, mit welcher das Buch bei seinem ersten Erscheinen begann, lautete folgendermassen:

„Ursprünglich wurde die Arbeit, welche ich jetzt der Oeffentlichkeit übergebe, zu ganz anderem Zweck und nach ganz anderen Gesichtspunkten hin unternommen: Eine Biographie nicht bloss der Familie, sondern für die Familie sollte es sein; ich wünschte, dass meine Kinder etwas mehr von ihren Vorfahren erführen, als, namentlich in bürgerlichen Kreisen, üblich ist.

Einzelne Freunde sahen diese, vor etwa 15 Jahren entstandene „Familien-Biographie" und der Wunsch derselben bewog mich zur Herausgabe. Soviel als möglich habe ich die ursprüngliche Form bewahrt, und in diesem Sinne, als Chronik einer guten deutschen Bürgerfamilie, möchte ich das Buch betrachtet und gelesen wissen.

Allerdings musste eine tief eingreifende Umarbeitung vorgenommen werden. Nicht dass irgend etwas zu verheimlichen gewesen wäre: was ich fortgelassen habe, war entweder für das grössere Publikum nicht interessant genug, oder so Intimes und Heiliges (wie z. B. die Brautbriefe meiner Mutter, von

denen an der betreffenden Stelle die Rede sein wird), dass ich es nicht veröffentlichen wollte und durfte. Dagegen habe ich in den Tausenden von Briefen, die mir vorlagen, nicht die kleinste Stelle gefunden, von der man hätte sagen müssen, sie könne Anstoss erregen. Vor allen Felix Mendelssohn: wo Zustimmung, lobendes Urtheil ihm nicht möglich war, da schwieg er lieber als dass er getadelt hätte; aber wie gern, wie rückhaltlos lobend bewunderte er, wie freute er sich, wenn unter den Mitlebenden und Jüngeren sich ein Talent, eine ihm sympathische Natur zeigte.

Von der ursprünglichen Form ist etwas übrig geblieben, wofür ich vielleicht Nachsicht in Anspruch nehmen muss: die Benennungen „Vater" und „Mutter", „Grossvater" und „Grossmutter", die ich mich nicht entschliessen konnte, mit den Namen der mir so nahe Verwandten zu vertauschen; es wäre mir unnatürlich vorgekommen, z. B. meine Mutter im Laufe der Erzählung „Fanny" zu benennen. Dagegen habe ich in den Briefüberschriften diese Eigennamen stets gebraucht.

Da von den Briefen Felix Mendelssohns vieles schon veröffentlicht ist, so ist es natürlich, dass dessen Eltern und Geschwister mit ihren Briefen mehr in den Vordergrund treten. Indessen blieb mir selbst aus den Felix'schen Briefen, namentlich aus der Zeit vor 1830, noch eine reiche Nachlese übrig, und gewiss wird für das Verständniss seiner Entwickelung die Kenntniss des Bodens und der Umgebungen, in denen er lebte, von Wichtigkeit erscheinen.

Als Quellen standen mir hauptsächlich ein sehr reiches Briefmaterial und die Tagebücher meiner Mutter zu Gebote; für die letzten Jahrzehnte auch viele mündliche Ueberlieferungen und Selbsterlebtes. Es war stellenweise unvermeidlich, bereits

Gedrucktes noch einmal aufzunehmen, der Zusammenhang litt eine strenge Ausscheidung solchen Materials, namentlich in Bezug auf die Felix'schen Briefe, nicht. Eine reiche Sammlung von Familienbriefen an Felix, welche eine Fülle schöner und interessanter Mittheilungen enthält und zur Abrundung des Bildes mir sehr erwünscht gewesen wäre, war mir leider nicht gestattet zu verwerthen; es ist so eine beklagenswerthe Lücke entstanden.

Die beigegebenen Portraits sind sämmtlich nach Zeichnungen meines Vaters auf phototypischem Wege vortrefflich vervielfältigt.*) Von den anderen Familienmitgliedern besitze ich keine, oder wenigstens nicht vollkommen ähnliche Zeichnungen von der Hand meines Vaters.

Meine Mittheilungen schliessen mit dem Jahre 1847 ab, in welchem Felix und seine älteste Schwester Fanny, meine Mutter, aus dem Leben schieden. Sie waren die für das grössere Publikum interessantesten des ganzen Kreises, sie waren aber auch der zusammenhaltende Mittelpunkt der Familie, die sich seitdem weit zerstreut hat." —

Schneller als es irgend einer der Betheiligten erwarten konnte, ist eine neue Auflage nöthig geworden. Es stand bei mir von Anfang an fest, dass dieselbe eine in manchen Punkten veränderte sein müsste. Die wenigen Ausstellungen, welche die Kritik gemacht hat, hatte ich mir schon selbst, schon während des Druckes gemacht.

Die Indemnität, die ich mir für die Familienbezeichnungen meiner Eltern und Grosseltern erbeten hatte, ist mir nicht zu

*) Durch das Berliner phototypische Institut von R. Prager.

Theil geworden, — und mit Recht. Es ist ein eigenes Ding um das gedruckte Wort: sobald ich die Briefe, welche ich bis dahin nur in den wohlbekannten Handschriften gelesen hatte, in Drucktypen vor mir sah, stand ich denselben viel objektiver, gewissermassen selbst als Publikum gegenüber und empfand sofort die Unstatthaftigkeit, den Leser beständig an meinen Verwandtschaftsgrad mit den Personen des Buchs zu erinnern.

Und noch ein zweites: ich glaubte zwar schon ziemlich streng in der Kritik des Aufzunehmenden und Wegzulassenden gewesen zu sein; indess auch hierin merkte ich bald, dass noch mehr geschehn müsse, dass manches intime Geplauder zwar Reiz für den Nächststehenden, aber nicht für die Leserwelt haben könne, und dass namentlich in den beiden schnell aufeinanderfolgenden italienischen Reisen des Guten etwas zu viel gethan sei.

So waren denn die beiden Hauptarbeiten zur zweiten Auflage: strengste Aussonderung alles dessen, was füglich entbehrt werden konnte, ohne charakteristische Züge zu opfern und alles dessen, was sich auf meine Stellung zu den handelnden Personen bezog.

Auch die schon veröffentlichten und von mir wieder aufzunehmenden Briefe von Felix wurden einer noch strengeren Sichtung unterworfen. Dagegen war ich in der Lage, ausser kleineren Vermehrungen, eine Reihe schöner Briefe von Abraham und Lea Mendelssohn neu hinzufügen zu können.

Endlich empfand man es von vielen Seiten als einen Mangel, dass das Buch mit dem Jahre 1847 kurz abschloss. Es wurde mir der Wunsch ausgesprochen, wenigstens andeutend die weiteren Schicksale der anderen Hauptpersonen zu erwähnen. Diese Aufgabe war nicht leicht, ich habe versucht, ihr am Schluss zu genügen.

Allen denen, die sich freundlichst um die Abstellung der in der ersten Auflage vorhanden gewesenen Mängel bemüht haben, vor Allen Herrn Walter Robert-Tornow, der die nie müde werdende Sorgfalt, welche er schon von Anfang an dem Buche gewidmet hat, auch jetzt bewährt und mir mit Rath und That beigestanden hat, sage ich meinen allerherzlichsten Dank.

Die gute Aufnahme, welche ich dem Buch bei seinem ersten Erscheinen gewünscht hatte, ist demselben im reichsten Masse geworden. Möge es sich auch in seiner veränderten, wie ich hoffe, wesentlich verbesserten Gestalt neue Freunde erwerben.

Berlin, den 24. Mai 1880.

S. Hensel.

Stammbaum der Nachkommen Moses Mendelssohn's.

Moses Mendelssohn.

Fromet Gugenheim.

Dorothea.	Joseph.	Abraham (Mendelssohn-Bartholdy).	Henriette.	Recha.	Nathan.
Veit (später Schlegel.)	Henriette Meyer.	Lea Salomon.		Meyer.	Henriette Itzig.
Moses. Johann. Abraham. Philipp.	**Benjamin.**	**Alexander.**	**Fanny.**	**Felix.**	**Rebecka.**	**Paul.**	Betty, Heinrich. Beer.	**Arnold.**	**Ottilie.**	**Wilhelm.**
Caroline Pulini.	Rosamunde Rickter.	Marianne Seeligmann.	Wilhelm Hensel.	Cecile Jeanrenaud.	Lejeune-Dirichlet.	Albertine Heine.		Eduard Kummer.	Louise Cauer.
Dorothea. Therese. Franziska. Benedicta. Friedrich.		Marie. Margarethe. Herrmann. Adolph. Franz. Wilhelm. Alexandrine. Clara.	Sebastian.	Carl. Marie. Paul. Felix. Lilli.	Walter. Felix. Ernst. Flora.	Pauline. Katharine. Ernst. Gotthold. Fanny.		Marie. Ernst.	Arnold. Bertha. Ottilie. Marie. Luise.

Kinder
Enkel
Urenkel
} Moses Mendelssohn's

Namen der Angeheiratheten.

I. THEIL.

1729—1835.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Grösse
Den Hörer unterhält, und still sich freuend
An's Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht.

(Göthe, „Iphigenie".)

Inhalt.

	Seite
Moses Mendelssohn	1
Joseph und Nathan Mendelssohn	36
Die Töchter Moses Mendelssohns	42
Abraham Mendelssohn-Bartholdy	72
Wilhelm Hensel	111
Die Schweizer Reise	124
Leipzigerstrasse No. 3	135
Felix in England 1829	200
1830—1834	272
Gustav Peter Lejeune Dirichlet	349
Das Jahr 1835	358

Moses Mendelssohn.

Wenn wir einen Blick in die Jugendgeschichte grosser Männer thun, so wird es uns in der Regel nicht schwer, die günstigen Momente, denen sie ihr Gedeihen verdankten, herauszufinden. Bald kennen wir ihre Eltern selbst als bedeutende Naturen, bald sind es einzelne Lehrer, die den Funken, der in der Kindesseele schlief, anfachten; fast immer aber wurzeln sie wenigstens in dem fruchtbaren Boden einer gebildeten und mit reichen Bildungsmitteln ausgestatteten Gesellschaft. Nicht so Moses Mendelssohn; schwer erklärbar aus den Vorbedingungen, in denen er aufgewachsen, erfüllte er eine gewaltige Aufgabe unter den denkbar ungünstigsten Umständen.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts befanden sich die Juden in Deutschland in der gedrücktesten Lage: durften sie auch nicht mehr *in majorem dei gloriam* gemartert und geplündert werden, so wurden sie dagegen „von Staats- und Rechtswegen“ allen nur erdenklichen Beschränkungen unterworfen; fast jeder Lebensberuf war ihnen abgeschnitten; in vielen Städten durften Juden garnicht, in andern nur in gewisser Anzahl wohnen; die Judenviertel sind noch heut nicht überall überwundene Standpunkte! — Hier war ihnen das Wohnen in Eckhäusern verboten, dort wurde ihnen nur eine bestimmte Anzahl Heirathen erlaubt, überall aber belastete man sie ausser den allgemeinen Staatssteuern noch mit den verschiedenartigsten Abgaben, theilweise ausgesucht beleidigender Art. So z. B.

wurde unter Friedrich Wilhelm I. die Berliner Judenschaft genöthigt, die auf den grossen Hofjagden erlegten Wildschweine zu kaufen*), und unter Friedrich dem Grossen musste jeder Jude bei seiner Verheirathung für eine bestimmte Summe Porzellan aus der neugegründeten K. Porzellanmanufaktur in Berlin entnehmen, und zwar nicht nach eigener Wahl, sondern nach dem Belieben der Manufaktur, die sich auf diese Weise natürlich ihre Ladenhüter vom Halse schaffte. So bekam Moses Mendelssohn, der damals schon allgemein bekannte und geachtete Mann, 20 lebensgrosse, massiv porzellanene Affen, von denen sich noch einige in der Familie erhalten haben.

Als fast einzigen Nahrungszweig besassen die Juden den Kleinhandel, und auch diesen nur mit Ausnahmen. So durften sie nicht mit Materialwaaren handeln, weil dies ein zünftiges Gewerbe war; es blieb der Handel mit alten Kleidern, mit Schnittwaaren und mit Geld, d. h. der sogenannte Wucher.

Unter so ungünstigen Verhältnissen blieb die jüdische Nation ungebrochen, keine Verfolgung vermochte ihre Anhänglichkeit an die Religion und die Sitten ihrer Väter zu erschüttern; auf der einen Seite stand alles, was den Menschen locken kann: Aufnahme in die Gesellschaft, Theilnahme am Staat, Einfluss, — auf der andern nur die Aussicht, ein geplagtes und verachtetes Dasein auch ferner zu führen, und die Kinder bis ans Ende der Welt führen zu sehn; aber jenes musste erkauft werden mit einer Verleugnung der innersten Ueberzeugung, — und das Judenthum blieb durch Jahrtausende standhaft. Die Zahl derjenigen, die unüberzeugt zum Christenthum übergegangen sind, ist eine unendlich geringe. —

Ungebrochen blieb die Nation; aber es wäre unnatürlich gewesen, wenn nicht die lange Zurückdrängung aller edleren Eigenschaften, die künstliche Beschränkung auf den niedrigsten und in jeder Beziehung schmutzigsten Theil des Handels, die Absperrung von dem grossen Strom der Civilisation Früchte hätte tragen sollen, gute und böse. Einzelne edle Eigenschaften blühten um so reicher durch die gezwungene Beschränkung

*) Streckfuss: Berlin seit 500 Jahren.

des Stammes auf sich selbst: Familienliebe, die unbedingteste Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern, Stammesanhänglichkeit, rege Betriebsamkeit auf den wenigen ihnen offen gelassenen Feldern menschlicher Thätigkeit, grossartige Wohlthätigkeit und strenge Religiosität. Das waren die Lichtseiten des jüdischen Characters, wie er sich im Lauf der Jahrhunderte entwickelt hatte. Aber ihnen standen tiefe Schatten gegenüber: die Nation verknöcherte, sie verlor jeden weiteren Blick, aller Fortschritt stockte; sie hatte ihre besondere Sprache, ein krasses Gemisch von Hebräisch und Deutsch, ihre besondere Art, Haar, Bart und Kleidung zu tragen; das einzige Studium, ausser der Medicin, war das ihrer religiösen Bücher. Und wie es immer geschieht, wenn sich die Religion der Verbindung mit dem übrigen geistigen Leben entzieht, so auch hier: sie wurde starr, jede Frische entwich ihren Formen, die dogmatischen Spitzfindigkeiten und Haarspaltereien wurden immer mehr ausgesponnen, und wer hierin Meister war, galt für fromm. Ihre Schriftsprache war das Hebräische. Dieses liegt aber in seinen Wurzeln und seinem ganzen Charakter der modernen Entwickelung ferner als irgend eine andere alte Litteratursprache, und so war das einzige Studium der damaligen Juden auch noch dazu angethan, sie der modernen Bildung immer mehr zu entfremden. Dazu kam die Persönlichkeit der Lehrer: es waren fast durchgängig polnische Juden, weil man sie für schriftgelehrter als die deutschen hielt. Natürlich standen diese den deutschen Christen noch ferner als ihre deutschen Glaubensgenossen, und erweiterten die schon bestehende Kluft immer mehr. Eine Priesterkaste neigt immer zur Intoleranz, wenn sie sich auch aus dem edelsten, gebildetsten Theil einer Nation rekrutirt, wieviel mehr hier, wo sie aus Mitgliedern eines fremden, unwissenden und kulturlosen Volks bestand. Verfolgung der Aufgeklärteren, Verbot jeder Spur von Bildung, beharrliches Zurückhalten auf dem einmal eingenommenen Standpunkt war die Lebensaufgabe, die sich diese polnischen Rabbiner gestellt hatten. Sie ahnten, dass bei allgemeiner Bildung es um ihre Herrschaft geschehen sein würde, und so stempelten sie jede Abweichung von der

gewohnten Sitte oder Unsitte zum Sacrilegium: richtig Deutsch sprechen, Lesen eines deutschen Buches war Ketzerei.

So lagen die Verhältnisse, als Moses Mendelssohn am 6. September 1729 geboren wurde. Sein Vater Mendel Dessau war bei der jüdischen Gemeinde in Dessau als Schreiber und Lehrer an der Primärschule angestellt, d. h. er war ein armer, in untergeordneter Stellung lebender Jude in einer kleinen Stadt eines mitteldeutschen Kleinstaats. Es ging sehr kümmerlich im Hause zu; aber der alte Mendel gehörte wenigstens, soweit es im damaligen Judenthum möglich war, zu den Gebildeten und hielt den Sohn mit eiserner Strenge zum Lernen an. Kaum fünf Jahr alt, war er dem Unterricht des Vaters schon entwachsen, und dieser übergab ihn einer Art höherer Lehranstalt. Hierhin trug er im harten Winter, Morgens schon vor Tagesanbruch, den kleinen Jungen, den vor der bitteren Kälte nur ein alter, abgeschabter Mantel schützte. Sein dortiger Lehrer, Rabbi Fränkel, war für damalige Begriffe ein gelehrter, vorurtheilsfreier Jude; der Kleine hing mit abgöttischer Liebe an ihm, er war sein eifrigster Schüler. Bald aber erhielt Fränkel einen Ruf als Ober-Rabbiner nach Berlin — und der kritische Wendepunkt im Leben Moses' trat ein. Die Mittel des Vaters schienen ein weiteres Studiren nicht gestatten zu wollen, und Mendelssohn sollte Handelsjude werden, mit dem Pack auf dem Rücken die Dörfer durchwandern und sich sein Brod verdienen. Indess zum Glück schreckten die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die auf dem Wege zu den Wissenschaften lagen, die drohenden Jahre des Mangels, der Gedanke, in eine wildfremde, feindliche Umgebung gestossen zu werden, den Knaben nicht ab, und mit 14 Jahren wanderte der kleine, missgestaltete und schüchterne Mensch allein und mittellos nach Berlin, zum Rosenthaler Thor ein, dem einzigen, durch das damals fremde Juden einpassiren durften, um wieder in der Nähe seines geliebten Lehrers Rabbi Fränkel zu weilen; denn dieser, das fühlte er dunkel, konnte ihm den Weg zu höherer Bildung zeigen.

Jahre des bittersten Elends folgten; seine Armuth war so gross, dass er an dem Brode, welches er sich wöchentlich als

Nahrung kaufte, mit Strichen die täglichen Rationen bezeichnete; weiter durfte er nicht essen, sonst hatte er am Ende der Woche garnichts! — Er bewohnte ein Dachkämmerchen und hatte einige Freitische im Hause des Heimann Bamberger, an Sabbathen und Festtagen ass er bei Rabbi Fränkel, der ihm auch wöchentlich einige Groschen durch Abschreiben zu verdienen gab; wenige Zeit blieb für eigene Arbeiten, den Meisten wäre noch weniger Lust geblieben. Das waren die materiellen Hindernisse; aber viel grössere, unübersteiglichere thürmten sich in anderer Art ihm entgegen: die Christen betrachteten damaliger Zeit die Juden ebensowenig als gleich hoch organisirte bildungsfähige Menschen, wie dies noch heutigen Tages in Amerika mit den Negern geschieht. Ein Umgang von Juden mit Christen, ein geselliger Verkehr war etwas Unerhörtes. So blieben alle christlichen Bildungsquellen den Juden vollständig verschlossen, und selbst wenn die Christen nicht den Juden deren Gebrauch unmöglich gemacht hätten, so würde dafür schon die Intoleranz der jüdischen Gemeindevorsteher und Rabbiner gesorgt haben. Jüdische Bildungsquellen aber gab es ausser dem Umgang mit den wenigen gebildeteren Glaubensgenossen, den auch Mendelssohn eifrig kultivirte, garnicht. Er musste also vollständig Autodidakt werden, ohne jede systematische Anleitung von Anderen; ja, er musste seine Studien vor den Juden sorgfältig verheimlichen, um nicht seine Ausweisung aus Berlin zu gewärtigen. Selbst noch lange nachher verketzerten sie den auf der Höhe seines Ruhmes stehenden, reifen Mann; Lessing schreibt in dieser Beziehung von ihm: „Ich sehe ihn im Voraus als die Ehre seiner Nation an, wenn ihn anders seine eigenen Glaubensgenossen zur Reife kommen lassen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeist gegen Leute seines Gleichen getrieben hat.“ Mit einem Wort, er hatte Alles, was in der ganzen Welt an Bornirtheit, Sektirerei und Glaubenshass sowohl bei Christen als bei Juden lebte, gegen sich.

Anfänglich lag Mendelssohn nichts am Herzen, als sich selbst Bildung zu erwerben; aber eine grosse, reformatorische Mission war ihm vorbehalten und sollte bald an ihn herantreten.

Aehnlich wie der erste Moses fand er ein entartetes, verwahrlostes und geknechtetes Volk, freilich in einer anderen Zeit und unter wesentlich anderen Bedingungen. Sein klarer Blick sagte ihm, dass demzufolge auch andere Mittel angewendet werden müssten. Damals war die ganze Nation in dem kleinen Nildelta Egyptens koncentrirt gewesen, die Lebens- und Besitzverhältnisse waren einfachere, das Nomadenleben, das Umherziehen ganzer Völker gewöhnlich. So konnte Moses sein Volk fortführen aus Egypten nach Palästina und es durch eine neue Gesetzgebung verjüngen. Jetzt waren die Juden in der ganzen Welt zerstreut, innig verwachsen in ihrem Verkehr mit den fest angesiedelten Nationen; es war nicht mehr thunlich, eine Massenauswanderung zu organisiren, und es verdient gelesen zu werden, mit welcher Entschiedenheit Mendelssohn einen solchen ihm von einem „Mann von Stande" vorgelegten Plan zur Gründung eines jüdischen Reiches in Palästina als unpraktisch zurückwies, obgleich es zu seinen Glaubensartikeln gehörte, dass die Juden nicht immer zerstreut leben, sondern „dereinst" vom Messias wieder zu einer freien Nation im Lande ihrer Väter gemacht werden würden. Er wusste eben, dass dieses „dereinst" noch nicht an der Zeit war. Ebenso fand Mendelssohn keinen Grund, an der Mosaischen Gesetzgebung zu rütteln, sie hatte sich bewährt, und er hielt sie noch für zeitgemäss genug, um beibehalten zu werden. Die Juden mussten also Juden bleiben und mussten im Lande bleiben; und doch fand Mendelssohn ein Palästina, in das er sie einführte: die gebildete Gesellschaft. Er stellte zuerst in sich das Musterbild eines gebildeten Juden auf; er machte dies den Christen anziehend genug, um ihm alle Kreise zu eröffnen; er befähigte dann die Juden zur Nachfolge, zum Eindringen in die gemachte Bresche; und wie Moses ging es auch diesem Reformator: er sah den Einzug seines Volkes in das Land, wohin er es führte, nicht vollendet; noch heut dauert derselbe fort, immer mehr erringen sich die Juden eine geachtete Stelle in der Gesellschaft, den Künsten und Wissenschaften, und es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, dass jeder deutsche

Jude, der sich irgendwo jetzt auszeichnet, dies mittelbar und oft unmittelbar Moses Mendelssohn verdankt.

Um 1744 that er den ersten, wichtigen Schritt auf der Bahn der Bildung — er lernte Deutsch; dies war mit den grössten Gefahren verknüpft und musste ganz geheim geschehen. Ein Glaubensgenosse, den Mendelssohn unterrichtete, wurde ertappt, als er für ihn ein deutsches Buch holte, und sofort von dem jüdischen Gemeindevorsteher aus Berlin verwiesen. Keine Vorstellung fruchtete, aber Mendelssohn verschaffte ihm später eine Stelle in Halberstadt. Verbindungen mit einigen gebildeten jüdischen Aerzten halfen Mendelssohn weiter; Dr. Kisch z. B. gab ihm etwa ein halbes Jahr lang täglich eine Viertelstunde lateinischen Unterricht; aber das Meiste verdankte er dem eigenen eisernen Willen und Fleiss. „Ich bin nie auf einer Universität gewesen," schreibt er einmal, „habe auch in meinem Leben kein Kollegium gehört; dieses war eine der grössten Schwierigkeiten, die ich übernommen hatte, indem ich alles durch Anstrengung und eigenen Fleiss erzwingen musste." —

Dies Leben währte bis zum Jahre 1750, wo er als Hauslehrer zum Seidenwaarenfabrikanten Bernhard kam — die schwerste Zeit der Prüfung war vorüber, er hatte jetzt wenigstens nicht mehr mit Nahrungssorgen zu kämpfen, stand unter dem Schutz eines reichen, in der Gemeinde angesehenen Berliner Juden und konnte ungestörter den Studien obliegen. Mit wahrem Heisshunger verschlang er Alles, beschäftigte er sich mit Allem, was ihm vorkam. Alte und neue Sprachen, Mathematik, namentlich aber alles, was mit Philosophie zusammenhing, bemeisterte er in wunderbar kurzer Zeit. Aus seiner sich ganz selbst überlassenen Art zu arbeiten ergaben sich aber auch grosse Lücken seiner Kenntnisse. Er beschäftigte sich immer allein mit dem, was ihm gerade zusagte, oder wozu ihm durch gelegentliche Bekanntschaften Anlass wurde. So beklagte er selbst später schmerzlich seine sehr unbedeutende Kenntniss der Geschichte. „Was weiss ich von Geschichte?" schreibt er 1765 an Abbt, „was nur den Namen von Geschichte hat, Naturgeschichte, Erdgeschichte, Staatsgeschichte, gelehrte Geschichte hat mir niemals in den Kopf kommen wollen, und

ich gähne allezeit, wenn ich etwas Historisches lesen muss, es müsste mich denn die Schreibart aufmuntern: ich glaube, die Geschichte ist eine der Studien, die nicht ohne Unterricht erlernt werden kann.“ Und an einer anderen Stelle: „Sagen Sie mir doch, liebster Freund! wie fange ich es an, wenn ich mir von der Geschichte der alten und neueren Zeiten nur einigen Begriff machen will? Ich habe bisher die Geschichte mehr für die Wissenschaft des Bürgers *(Citoyen)* als des Menschen gehalten, und geglaubt, ein Mensch, der kein Vaterland hat, könne sich von der Geschichte keinen Nutzen versprechen. Ich merke aber, dass die Geschichte der bürgerlichen Verfassung mit der Geschichte der Menschheit ineinander fliesst, und dass es unanständig ist, in jener ganz unwissend zu sein. Aber wo fange ich an? Gehe ich zur Quelle, oder begnüge ich mich an den allgemeinen Welthistorien, die seit einiger Zeit so sehr im Schwange sind? Und zu welcher rathen Sie mir? Vergessen Sie nicht, mir auf diesen Punkt zu antworten.“ — Freilich war die Kost, welche damals in den „allgemeinen Welthistorien“ geboten wurde, nicht sehr schmackhaft für einen solchen Geist, und man kann ihm das „Gähnen“ nicht verdenken.

Aber der Hauptgrund, warum Mendelssohn seine Studien auf andere Gebiete richtete, war folgender: Die Geschichte war ihm „die Wissenschaft des Bürgers“ und der Jude des 18. Jahrhunderts war kein Bürger. Jede Seite der Geschichte hielt ihm die Unterdrückung seiner Nation vor, nirgends zeigte sich in jener Zeit ein Lichtblick, eine Anbahnung besserer Zustände. Nur auf dem Gebiete des Gedankens, im Reich der Philosophie, im Idealismus war für ihn zu wirken. Hierhin zog ihn ausserdem der angeborene Scharfsinn der Juden, die Liebe zu den oft abstrusen talmudischen Spekulationen, in denen Mendelssohn in der Dessauer und ersten Berliner Zeit sich geübt hatte. Eine gefährliche Klippe war hier zu vermeiden: dem schaalsten Kosmopolitismus konnte Mendelssohn verfallen; als Bürger fühlte er sich nicht, im Staat war keine Wirksamkeit für ihn, jüdische Anknüpfungspunkte dagegen waren in allen Staaten der Welt vorhanden; was wäre natürlicher gewesen, als ein Ueberspringen aller staatlichen und

nationalen Schranken, ein Aufgehn in einem luftigen, jeder realen Basis entbehrenden Weltbürgerthum: wie viele ideal angelegte Naturen sind vor und nach ihm hieran zu Grunde gegangen! — Zwischen diesem Extrem und dem andern, gleich gefährlichen, eines gänzlichen Ignorirens aller höheren, idealen Zwecke, eines Verspinnens in die gewöhnlichste Alltäglichkeit, eines Herabsinkens zum blossen Gemeinde-Individuum hat sich Mendelssohn's taktvolle, harmonische Natur einen ebenso glücklichen, als grossartigen Standpunkt gewählt, einen Standpunkt, der weit über die Anschauungen seiner Zeit hinaus war, den deutschen. Unbeirrt durch das glänzende, aber hohle Phantom des Kosmopolitismus, nicht bestochen durch die konkrete Kraft des jungen, damals das abgestorbene Deutschland in Stücke schlagenden Preussen, ging er bis zur äussersten, mit praktischer Wirksamkeit zu vereinbarenden Grenze vor, zum Deutschthum; er stellte sich als deutscher Jude öffentlich hin, somit als Vorbild dessen, was seine Glaubensgenossen zu erstreben hätten. Als Deutschen durch Arbeiten an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" und namentlich an den „Litteraturbriefen", als Jude durch den berühmten „Lavaterstreit".

Die Litteraturbriefe wurden angeregt durch Nikolai; die Seele derselben aber waren Lessing und Mendelssohn; sie gaben ihnen den klassischen, ausgeprägten Charakter der rücksichtslosen, nur die Sache im Auge behaltenden Kritik. Die damals grassirende Anbetung und Nachäfferei des Französischen wurde ohne Schonung angegriffen und die Grundsteine einer deutschen nationalen Litteratur gelegt. Die Litteraturbriefe waren die Vorboten der hamburgischen Dramaturgie, der Wirksamkeit Schiller's und Goethe's. Von der Unerschrockenheit, mit der Mendelssohn in den „Briefen" auftrat, giebt den besten Beweis die Recension der *Poésies diverses* Friedrich's des Grossen, in denen der kaum in Berlin geduldete Jude den grossen König tadelt, unter Aufstellung des Grundsatzes, wer als Autor auftrete, müsse sich auch der Kritik unterwerfen. Er hält dem König die Verachtung der deutschen Sprache und den Gebrauch der französischen tadelnd vor. Diese Angelegenheit hätte

Mendelssohn beinahe empfindliche Unannehmlichkeiten bereitet, die aber an dem grossen Sinn Friedrich's scheiterten. Die „Litteraturbriefe" machten verdientes Aufsehen und Mendelssohn war von da ab anerkannter Verfechter der deutsch-nationalen litterarischen Bestrebungen.

Durch die Bekehrungswuth eines christlichen Geistlichen wurde ihm bald Gelegenheit, sich ebenso entschieden als Juden aller Welt zu zeigen. Es war Lavater, der auf einer Reise 1763 Mendelssohn flüchtig hatte kennen lernen und der, wie Alle, vom Zauber seiner Persönlichkeit auf's Mächtigste berührt worden war. In seinem berühmten Werk der „Physiognomik" giebt er folgende Schilderung von Mendelssohn: „Vermuthlich kennst Du diese Silhouette? Ich kann Dir's kaum verbehlen, sie ist mir gar zu lieb, gar zu sprechend! Kannst Du sagen — kannst Du einen Augenblick anstehen, ob Du sagen wolltest: „Vielleicht ein Dummkopf! Eine rohe geschmacklose Seele!" Der so was sagen könnte, ertragen könnte, dass ein Anderer es sagte, der schliesse mein Buch zu, werfe es von sich — und erlaube mir, meinen Gedanken zu verwehren, dass ich nicht über ihn urtheile! Ich weide mich an diesen Umrissen! Mein Blick wälzt sich von diesem herrlichen Bogen der Stirn auf den scharfen Knochen des Auges herab. — In dieser Tiefe des Auges sitzt eine sokratische Seele! Die Bestimmtheit der Nase, der herrliche Uebergang von der Nase zur Oberlippe — die Höhe beider Lippen, ohne dass eine über die andere hervorragt! O wie alles dies zusammenstimmt, um die göttliche Wahrheit der Physiognomik fühlbar und anschaulich zu machen." —

Die „göttliche Wahrheit der Physiognomik" hinderte aber ihren begeisterten Propheten nicht, sich in Mendelssohn ganz gründlich zu täuschen. Er gab im Jahre 1769 eine Uebersetzung von Bonnet's „Beweisen für das Christenthum" heraus, eignete sie Mendelssohn zu und forderte ihn öffentlich auf, das Buch zu widerlegen oder — zum Christenthum überzutreten. — Die Lage Mendelssohn's war eine sehr üble. Er hatte nicht Lessing's Athletennatur, dem ein solcher Kampf mit einem eingebildeten Pfaffen gerade recht gewesen wäre, um ihn neben Götze an den Pranger zu stellen, ihn vor den Augen der ganzen

Welt zu zermalmen. Mendelssohn hatte immer Streitigkeiten religiöser Art vermieden, und nun wurde ihm eine solche öffentlich aufgedrungen, in der er nicht schweigen konnte und durfte und wenn er sprach, nothwendig das Christenthum angreifen musste. Welche unangenehmen, für seine Lage wirklich gefährlichen Streitigkeiteu waren zu befürchten, wenn er offen sprach. Wie durfte er aber anders als offen sprechen, wenn er nicht seine heiligsten Ueberzeugungen verläugnen wollte? — Der Lavater'sche Schritt ist nur aus religiösem Dünkel erklärlich: Lavater liebte Mendelssohn wirklich, er hatte die grösste Achtung vor ihm, dem bedeutenden Schriftsteller, dem vortrefflichen Menschen, glaubte aber steif und fest, ein solcher Mann müsse ganz gewiss schon heimlich und innerlich Christ, wenigstens den Heilswahrheiten der „allein selig machenden Religion" zugänglich sein und es fehle ihm nur eine passende Gelegenheit, dies auszusprechen. Nach dem Ruhme, solche Gelegenheit zur öffentlichen Erklärung ihm gegeben zu haben, die Mendelssohn'sche Bekehrung sich zuschreiben zu können, eine solche Seele dem Himmel zugeführt zu haben, geizte er — es kam anders, als es sich Lavater und die Lavater'schen Christen gedacht hatten! Mendelssohn antwortete — antwortete, dass er ein Jude aus innerster Ueberzeugung sei, dass die Bonnet'schen Lehrsätze ihn durchaus nicht irre gemacht, ja, dass er sich getraue, mit solchen Beweisen jede geoffenbarte Religion zu vertheidigen; er stürmte nicht vernichtend, wie Lessing gethan haben würde, aber er liess so siegreich, so milde, so überzeugend die Sonne seiner klaren Vernunft strahlen, dass seinem Gegner der Mantel der christlichen Liebe von den Schultern sank, — der Triumph der Mendelssohn'schen Sache war entschieden. Lavater sah zu seinem Schrecken, welches Unrecht er begangen, und bat auf das Reumüthigste ab; die Gegner blieben fortan gute Freunde. Aber eine Anzahl kleinlicher Geister, die sich theils in der Erwartung pikanter Enthüllungen gefreut, theils auf die sichere Demüthigung des gehassten Juden gehofft hatten, nahm jetzt unberufen an dem Streit Theil und fiel über Mendelssohn her. Indessen sahen sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht: Mendelssohn hatte

einmal, dem einigermassen würdigen Gegner gegenüber, entscheidend geantwortet; die kleinen Kläffer liess er billig unbeachtet und schrieb: „In dieser Angelegenheit mögen Aufforderungen, Zumuthungen, Angriffe, Widerlegungen herauskommen, von wem man will, so viel man will, so höflich oder unhöflich man will, ich werde nicht eher antworten, als bis ich glauben werde, meine Zeit nicht nützlicher anwenden zu können.“ Und an einer anderen Stelle: „Wer die Absicht, mich zu reizen, so deutlich merken lässt, der soll Mühe haben, sie zu erreichen.“

So peinlich diese Angelegenheit für ihn war, so erspriesslich wurde sie für die Bildung des Judenthums: noch nie war dessen Sache von einem solchen Vorkämpfer so glänzend verfochten worden: „Mendelssohn war von Ueberzeugung ein Jude“, das stand jetzt fest und fortan waren solche Zweifel, wie sie Lavater gehegt, unzulässig, und die Christen mussten sich mit dem unbequemen Faktum eines so ausgezeichneten Juden wohl oder übel abfinden. Wie Mendelssohn einmal in einem anderen Zusammenhange schreibt: „Trescho, Ziegra und Bahrdt ärgern sich fast zu Tode, dass Unchristen auch Vernunft haben sollen. O wohl uns, dass der liebe Gott gütiger ist, als Trescho, Ziegra und Bahrdt.“

Es war mittlerweile an Mendelssohn die Frage der Wahl eines eigentlichen Lebensberufes herangetreten. Eine Zeit lang schwankte er, ob er nicht seine tiefen talmudischen und sonstigen Kenntnisse in der damals gewöhnlichen Art verwenden und Rabbiner werden sollte. Indessen es mag ihn wohl die Erwägung zurückgehalten haben, dass er in dieser Stellung durch manche Rücksichten gehindert werden möchte, sich seinem reformatorischen Werke zu widmen, dessen Grundplan in jener Zeit schon vollständig bei ihm feststand. So wollte er sich denn lieber hierin vollkommen freie Hand bewahren und trat, um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, bei demselben Bernhard, dessen Kinder er erzogen hatte, als Buchhalter in der Seidenfabrik ein. Es blieb ihm dabei Musse zu seiner sich immer mehr und mehr ausdehnenden litterarischen Thätigkeit, und doch war er nicht auf seine Feder zum Broderwerb ange-

wiesen; seine Unabhängigkeit, auf die er schon von früh an den grössten Werth gelegt hatte, war gesichert; selbst in den sieben Leidensjahren der ersten berliner Zeit hatte er sich nicht entschliessen können, Unterstützungen reicher Glaubensgenossen zu erbitten: „Ich kann meinen Anspruch auf Unterstützung auf nichts begründen, als etwa darauf, dass ich gern etwas lernen möchte, und was geht das Andere an", sagte er. — Diese Stellung zur Bernhard'schen Fabrik behielt er bis an sein Lebensende und benutzte seine Musse zu rastloser litterarischer Thätigkeit.

Gleich eins seiner ersten Werke ist für seine Beziehungen zu den christlichen Zeitgenossen epochemachend: Der Phädon. Es ist theils eine Uebersetzung, theils eine moderne und dem damaligen Stande der Philosophie angepasste Bearbeitung des gleichnamigen platonischen Gesprächs und handelt von den Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele. Kaum hat zu jener Zeit irgend ein Buch solches Aufsehen gemacht: es wurde in fast alle lebenden Sprachen übersetzt und sein Verfasser hatte sich mit diesem einen Schriftchen einen Platz unter den deutschen Klassikern erworben. Eine gewisse Verwandtschaft zwischen dem Sokrates, wie Mendelssohn ihn im Phädon darstellt, und ihm selbst ist unverkennbar; man lese z. B. folgende Stelle: „Er hatte von der einen Seite seine eigenen Vorurtheile der Erziehung zu besiegen, die Unwissenheit Anderer zu beleuchten, Sophisterei zu bestreiten, Bosheit, Neid, Verläumdung und Beschimpfung von Seiten seiner Gegner auszuhalten, Armuth zu ertragen, festgesetzte Macht zu bekämpfen und, was das Schwerste war, die finsteren Schrecknisse des Aberglaubens zu vereiteln. Von der anderen Seite waren die schwachen Gemüther seiner Mitbürger zu schonen, Aergernisse zu vermeiden und der gute Einfluss, den selbst die albernste Religion auf die Sitten der Einfältigen hat, nicht zu verscherzen. Alle diese Schwierigkeiten überstand er mit der Weisheit eines wahren Philosophen, mit der Geduld eines Heiligen, mit der uneigennützigen Tugend eines Menschenfreundes, mit der Entschlossenheit eines Helden, auf Unkosten und mit Verlust aller weltlichen Güter und Vergnügungen. — Diese höheren Aussichten des Weltbürgers hielten

ihn indessen nicht ab, auch die gemeinen Pflichten gegen sein Vaterland zu erfüllen etc. etc.“ — Wahrlich, diese Schilderung passt besser auf Moses Mendelssohn, als auf Sokrates.

Mendelssohn's persönliche Beziehungen nahmen jetzt ausgedehnte Dimensionen an; wollten wir seine Freunde nennen, wir müssten fast alle bedeutenden Männer jener Zeit aufzählen: d'Argens, Maupertuis, Nikolai, Herder, Kant, F. H. Jakobi, der Herzog von Braunschweig, Campe, Dalberg, Hamann, Michaelis, Lavater, — das sind einige der Namen, die uns in Mendelssohn's Correspondenz begegnen. Jeder, der mit ihm in persönliche Berührung kam, wurde durch den Zauber seines Wesens hingerissen, so dass er alle Vorurtheile vergass, wenn sie auch später, sobald seine Gegenwart nicht mehr wirkte, um desto stärker wieder auftraten: nur so ist das ungleiche Benehmen Einiger, z. B. Herder's und Hamann's, gegen ihn zu erklären. Aber in erster Stelle, sowohl was die Grösse des Mannes, als die Innigkeit und Dauer der Freundschaft und die Wichtigkeit der dadurch hervorgerufenen Resultate betrifft, ist Lessing zu nennen! —

Durch das Schachspiel sollen sie zusammengeführt sein; aber bald erkannten sie sich als gleichartige Geister und ihr ganzes Wirken wurde gegenseitig durch einander bedingt. Von ihrer gemeinsamen Thätigkeit an den Litteraturbriefen ist schon die Rede gewesen; ihr Briefwechsel giebt Zeugniss von der Art, wie sie ihre Freundschaft auffassten; namentlich Mendelssohn nimmt öfter Anlass, Lessing auf Fehler aufmerksam zu machen; beide sprechen es gerne aus, wie der Andere jedem als immer gegenwärtiger Richter der innersten Gedanken vorschwebt. Es sei nur erwähnt der rührende Schluss des letzten Lessing'schen Briefes an Mendelssohn, wenige Wochen vor Lessing's Tode geschrieben: „An dem Briefchen, das mir Dr. Flies damals von Ihnen mitbrachte, kaue und nutsche ich noch; das saftige Wort ist hier das edelste. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich nicht ganz missmüthig werden soll. Ich glaube nicht, dass Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heisshungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen

Leuten zu bezeugen pflegt, dass sie ihr auch garnichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Dass Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich garnicht. Ihnen hätte garnichts gefallen müssen, denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes, schlankes Bäumchen und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach lieber Freund! Diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!"

Das schönste Denkmal aber hat Lessing dem Freunde in seinem Nathan dem Weisen gesetzt. Theilweis hervorgerufen mag es sein durch die Lavater'sche Zumuthung an Mendelssohn, Christ zu werden. Die meisten Figuren im Nathan sind aus dem Mendelssohn'schen Kreise unverkennbar entnommen, vor allen Dingen ist die edle, massvolle, milde und ruhige Person des Nathan selbst das getreue Bild Moses Mendelssohn's. Der Derwisch ist einem jüdischen Lehrer, Wolf, der oft in's Mendelssohn'sche Haus kam und die Kinder unterrichtete, nachgebildet; und Joseph, der älteste Sohn Moses', meint, die Parallele liesse sich noch viel weiter fortsetzen.

Auch Mendelssohn hatte vor, nach Lessing's Tode dem Freunde ein seiner würdiges litterarisches Denkmal zu setzen; es wurde leider nicht vollendet, und der schöne Plan, zu dem er berufen gewesen wäre wie Keiner, blieb liegen. Nur eine kurze Charakteristik Lessing's haben wir in einem Briefe an Hennings: „Mich beschäftigt jetzt der einzige Gedanke: Lessing's Tod. Er macht mich nicht traurig, nicht tiefsinnig; aber er ist mir immer gegenwärtig, wie das Bild einer Geliebten. Ich schlafe mit ihm ein, träume von ihm, wache mit ihm auf, und danke der Vorsehung für die Wohlthat, die sie mir erzeigt hat, dass ich diesen Mann so frühzeitig habe kennen lernen, und dass ich seinen freundschaftlichen Umgang so lange genossen habe. Die Welt kennt seinen schriftstellerischen Werth, Wenige aber kennen seinen freundschaftlichen Werth, ja ich finde, dass sein moralischer Werth überhaupt von Vielen sogar misskannt wird. Auch die Begriffe von Tugend und Sittlichkeit sind der Mode

unterworfen, und wer sich nicht nach den Modebegriffen seines Jahrhunderts schmiegen kann, der wird von seinen Zeitgenossen verkannt und verschrieen. So viel scheint mir indessen ausser allem Zweifel zu sein: Wenn irgend ein Mensch besser war, als er sich in seinen Schriften zu erkennen gab, so war es Lessing. Die am meisten wider ihn eingenommen waren, wusste er in einer Stunde persönlichen Umgangs zu gewinnen, und gleichwohl ist ihm meines Wissens nie eine geflissentliche Schmeichelei aus dem Munde gegangen; ja er hatte sogar die — wie soll ich es nennen? — Bizarrerie, ein abgesagter Feind von der äusseren Höflichkeit zu sein. Seine gesellschaftlichen Tugenden bestanden vielmehr in ächter Theilnehmung, aufrichtiger Dienstbeflissenheit, in der äussersten Entfernung von Eigennutz und Eigendünkel, und in der milden Bereitwilligkeit, einem Jeden mit seinem Reichthum an Begriffen so zuvorzukommen, dass man sich in einer Unterredung mit ihm allezeit scharfsinniger glaubte, als man wirklich war, ob man gleich nicht unterlassen konnte, dessen Ueberlegenheit innerlich recht sehr zu fühlen. Sarkastisch und bitter gegen jeden Geck, der sich die Wahrheit allein gefunden zu haben einbildete, war er liebreich und bescheiden gegen Jeden, der Wahrheit suchte, und zu allen Zeiten bereit, ihm mit seinem Vorrathe zu dienen.“ —

Zum Abschluss des schönen Freundschaftsbündnisses der beiden Männer finde hier noch der Brief einen Platz, den Mendelssohn bald nach Lessing's Tode an dessen Bruder schrieb: „Nicht ein Wort, mein Bester, von unserm Verluste, von der grossen Niederlage, die unser Herz erlitten! das Andenken des Mannes, den wir verloren, ist mir jetzt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erscheint mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenstände verbreitet. Nein! ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorsehung für die Wohlthat, dass sie mich so früh, in der Blüthe meiner Jugend hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, bei jeder Zeile, welche ich hinschreiben wollte, mir als Freund und

Richter vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholisches mit hineinmischt, so ist es vielleicht die Reue, dass ich seine Führung nicht gehörig benutzt habe, dass ich nicht geizig genug war nach seinem lehrreichen Umgange, dass ich manche Stunde vernachlässigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! Seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte, zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen: denn sie schienen ihn in keine Unkosten zu setzen; und zuweilen schob er sie den Meinigen so mit unter, dass ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. Ueberhaupt war seine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, dass sie Almosen ausspenden, sondern er spornte den Fleiss an, und liess verdienen, was er gab.

„Alles wohl überlegt, mein Liebster, ist Ihr Bruder grade zur rechten Zeit abgegangen; nicht nur in dem Plane des Weltalls zur rechten Zeit; denn da geschieht eigentlich nichts zur Unzeit; sondern auch in unsrer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmesser hat, zur rechten Zeit. Fontenelle sagt von Copernicus: Er machte sein neues System bekannt und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: Er schrieb Nathan den Weisen und starb. Von einem Werke des Geistes, das ebenso sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über Alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unseren sinnlichen Augen völlig entzieht. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand. Noch einige Wochen vor seinem Hintritte hatte ich Gelegenheit, ihm zu schreiben: er solle sich nicht wundern,

dass der grosse Haufe seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werks verkenne; eine bessere Nachwelt werde noch funfzig Jahr nach seinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. Er ist in der That mehr als ein Menschenalter seinem Jahrhunderte zuvorgeeilt."

Kehren wir aber zurück zu Mendelssohn's Wirksamkeit. Wenn er sich auch durch den Lavaterstreit offen als Vorkämpfer des Judenthums bekannt hatte, so war damit etwas Positives für die Juden doch noch nicht geschehen. Nun aber begann Mendelssohn seine reformatorische Thätigkeit und nahm dabei seinen eigenen Bildungsgang, der sich bewährt hatte, zum Muster. Zuerst musste Deutsch gelernt werden. Die vortrefflichen Bemerkungen über das Wesen der Sprache im „Jerusalem" zeigen, wie viel Mendelssohn darüber nachdachte. Um den Juden nun gerade als Juden das Deutsche zugänglich zu machen, übersetzte er die heiligen Schriften derselben, die fünf Bücher Mosis, die Psalmen, das Hohelied Salomonis ins Deutsche. Andere sollten folgen; es lag im Plan, das ganze alte Testament in gleicher Weise zu bearbeiten, aber der Tod ereilte ihn über dem Werke. Diese Bücher wurden deutsch theils mit hebräischen, theils mit deutschen Lettern gedruckt, um die Bekanntschaft mit dem Deutschen stufenweise herbeizuführen und zugleich den Christen Gelegenheit zum Lesen einer im Sinne des Originals, nicht theologisch und mit christlichen Deuteleien gehaltenen Uebersetzung zu geben. Für seine Auffassung der Schriften ist bezeichnend, was er in einem Briefe an Michaelis sagt: „Ich habe selbst etwa 20 Psalmen ins Deutsche übersetzt und war nicht ungeneigt, sie als Proben der lyrischen Poesie der Hebräer bekannt zu machen. Ich muss gestehen, dass ich mit allen Uebersetzungen der Psalmen, die mir zu Gesicht gekommen sind, sehr wenig zufrieden bin, mit den poetischen noch weniger, als mit den prosaischen. Wo sie auch zufälligerweise den Sinn treffen, da verderben sie doch durch das occidentalische Reimgebäude das Eigenthümliche der hebräischen Dichtkunst. — Ich bin versichert, dass Sie die Psalmen als Poesie behandeln werden, ohne auf das Prophetische und Mystische zu sehen, das sowohl

christliche als jüdische Ausleger nur darum in den Psalmen gefunden, weil sie es darin gesucht haben; und nur darum gesucht haben, weil sie weder Weltweise noch Kunstrichter gewesen sind. — Es ist vielleicht gefährlich, diese eingewurzelten Vorurtheile öffentlich zu bestreiten; allein diesen Weg müssen wir doch endlich gehen, wenn die Psalmen mit vernünftiger Erbauung gelesen werden sollen. Man hat uns lange genug durch mystische Deuteleien den klaren Sinn der Schrift verdunkelt."

Diese Uebersetzungen waren ein schwieriges Werk. Die Orthodoxen beider Religionen waren natürlich mit Mendelssohn's grossartiger und vorurtheilsfreier Auffassung nicht zufrieden und es war zu erwarten, dass namentlich die jüdischen Rabbiner und Talmudisten Himmel und Erde gegen Uebersetzung und Uebersetzer in Bewegung setzen würden. Aber sie fanden in Mendelssohn einen ihnen vollkommen gewachsenen Kämpfer, dem seine frühere talmudische Ausbildung hier zu Statten kam. Die Uebersetzungen gewannen sich ein immer grösseres Publikum und bilden noch heute die Grundlage aller jüdischen Jugend-Erziehung.

Andere epochemachende Werke folgten. Er liess eine Uebersetzung eines im Jahre 1656 für Cromwell geschriebenen Werkes „Rabbi Manasseh Ben Israel, Rettung der Juden" anfertigen und schrieb dazu eine Vorrede. Es sind nur 22 Seiten, aber die reifsten, weit dem Standpunkt der damaligen Zeit vorauseilenden Ansichten sind in so vollendetem Stil darin ausgesprochen, dass diese Vorrede wohl für die Perle unter Mendelssohn's Werken gelten kann. Es folgte „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum", eine grosse Arbeit, die sich jener „Vorrede" würdig anreiht, die dort angedeuteten Fragen weiter begründet, gewissermassen Mendelssohn's politisch-religiöses Testament. Er hat es dem 19. Jahrhundert zur Vollstreckung hinterlassen; „Trennung der Kirche vom Staat" ist die kurz ausgedrückte Hauptforderung. Seiner philosophischen Natur gemäss knüpft er bei jedem Schritt an spekulative Grundsätze an und entzieht so seine ganze Beweisführung dem politischen Partheihader. Speciell politisch hat sich Mendelssohn,

friedliebend wie er war, nie ausgesprochen, wenigstens nicht öffentlich. Seine Ansichten waren indess, wie es bei seiner sonstigen Denkungsweise auch natürlich ist, entschieden freisinnige.

Die letzten Jahre seines Lebens wurden durch einen für ihn sehr unerquicklichen Streit über Lessing's philosophische Ansichten ausgefüllt. Aber selbst aus solchen Giftblumen wusste er Honig zu ziehen; die „Morgenstunden" verdanken dieser Controverse ihre Entstehung. Wie „Jerusalem" das politisch-religiöse, so sind sie das philosophische Testament Mendelssohn's. Sie hatten zugleich einen liebenswürdigen Nebenzweck: sie waren zur Belehrung seiner Kinder, namentlich Joseph's, des Aeltesten, und einer Reihe junger Leute „von schätzbaren Geistesgaben und noch besseren Herzen" bestimmt, die sich täglich um ihn versammelten.*)

Was Mendelssohn's specielle philosophische Thätigkeit betrifft, so ist unläugbar, dass er zu den bahnbrechenden, grossen Philosophen nicht gehört hat. Erdmann in seinem „Grundriss der Geschichte der Philosophie" bestimmt seine Stellung folgendermassen, indem er im § 293 von ihm und einem Kreise gleichstehender Männer sagt: — — „schliesst dieser Mangel an Selbstverständniss sie freilich aus der Zahl der grossen Philosophen aus, so verhindert er sie doch nicht, eine bedeutende Wirkung zu zeigen. Ja, wenn sie die Energie und Zeit, die zu einer solchen Vertiefung in sich selbst nöthig gewesen wäre, dazu anwenden, den Grundgedanken, der als ein Gefühl und als Instinkt sie beseelt, in allen Gebieten des Lebens herrschend zu machen, so kann der Erfolg ihres Wirkens, weil er in die Breite geht, grösser erscheinen, als wenn sie Philosophen ersten Ranges gewesen wären. Die Sophisten, der römische Synkretismus und die Philosophie der Renaissance haben gezeigt, dass es Zeiten giebt, wo es für die Philosophie nicht sowohl auf einen neuen bedeutenden Schritt ankommt,

*) In der ersten Auflage waren hier die beiden Humboldts genannt. Es beruhte diese Angabe auf einer wohl ungenauen, mündlichen Tradition.

als vielmehr darauf, dass ein bereits geltend gemachter Gedankenkreis sich ganz auslebe. Einen solchen Punkt hat die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts dort erreicht, wo sie in den Dienst der deutschen Aufklärung tritt und zu einem sprechenden Zuge in deren Physiognomie wird. Nur zu einem Zuge; denn wenn die den Begriff der Aufklärung gewiss zu enge fassen, welche, wie das sehr oft geschieht, nur an gewisse Erscheinungen im religiösen Gebiete denken, so darf dem nicht eine eben so enge Auffassung entgegengestellt werden, indem man unter Aufklärung nur Popularphilosophie versteht. Vielmehr ist die Aufklärung eine alle Lebensgebiete durchdringende welt- und kulturgeschichtliche Krisis und Revolution, die im 18. Jahrhundert begann und insofern noch jetzt dauert, als heut zu Tage die Masse sich in einem Zustande befindet, der damals der der Elite war. Es handelt sich hier zuerst darum, das Wesen dieser gewaltigen Erscheinung in einer Weise zu formuliren, wodurch es möglich wird, die grosse Zahl von Begriffsbestimmungen, die gegeben worden sind, — — richtig zu würdigen. Die Formel, dass in der Aufklärung der Versuch gemacht wurde, den Menschen, sofern er verständiges Einzelwesen, zur Herrschaft über Alles zu bringen, scheint dieser Forderung zu entsprechen. Indem darin zuerst das menschliche Subjekt in den Vordergrund gestellt wird, Alles aber, was wir mit dem Worte „Bildung“ bezeichnen, darin besteht, dass das Subjekt der Dinge Herr wird, theoretisch, indem sie ihm als Objekt der Erkenntniss oder Unterhaltung, praktisch, indem sie ihm zur Erreichung seiner Zwecke dienen, — in beiden Fällen dienen sie, es also herrscht über sie oder spielt mit ihnen — ist es zu begreifen, wie Mendelssohn dazu kam, Aufklärung und Kultur als die Erscheinungsformen der Bildung zu bestimmen.“

Ueber die Stellung Mendelssohn's zu Lessing und Nikolai sagt derselbe a. a. O.: „Was die Zeitgenossen nie bezweifelten, dass diese drei als Freunde und Genossen eines Werkes zusammen zu stellen seien, wird, wo es heute geschieht, von vielen Verehrern Lessing's als eine Versündigung an diesem angesehen. Zum Theil haben sie Recht, denn es wird sich

zeigen, dass Lessing subjektiv und objektiv auch eine andere Stellung einnimmt, als die beiden Anderen. Aber nur zum Theil; denn erstlich verkennen sie die Stellung jener drei Männer, wenn sie sich Lessing stets als den Gebenden, die anderen Beiden bloss als empfangend denken. Von manchem Gedanken, dessen Durchführung Lessing berühmt gemacht hat, ist nachzuweisen, dass Mendelssohn ihn zuerst ausgesprochen hat. (Selbst in sprachlicher Hinsicht, hat Lachmann behauptet, habe Lessing durch den Umgang mit Einem gewinnen müssen, der sich das reine Hochdeutsch nicht als Kind, sondern mit vollem Bewusstsein angeeignet hatte.) Sie übersehen aber zweitens, dass Lessing in dem Jahre starb, wo Kant's Kritik der reinen Vernunft erschien und dass darum die Kämpfe, in welchen sein Leben bestand, nur gegen absterbende Principien geführt wurden, ja, dass ihn ein günstiges Geschick verhindert hat, zu thun, was er wollte: über Göthe's Werther herzufallen (was schwerlich, wie Nikolai meint, Göthe bei der Nachwelt geradeso diskreditirt hätte, wie Klotz), während Mendelssohn gleich nach Lessing's Tode veranlasst wird, sich über Kant, über Spinoza gegen Jakoby auszusprechen, also über Männer, die theils ausser, theils über dem Ideenkreise des 18. Jahrhunderts stehen, in dem Mendelssohn wurzelt."

In Bezug auf Mendelssohn's Verhältniss zu Kant ist es ein eigenthümliches Zusammentreffen, dass Beide im Jahre 1763 um den akademischen Preis konkurrirten, und Mendelssohn mit seiner Schrift „Ueber die Evidenz" den Preis davontrug. Später freilich überholte ihn Kant bei Weitem und als im Jahre 1782—1783 die Kritik der reinen Vernunft erschien, gestand Mendelssohn in Briefen und Schriften freimüthig, dass er, an das sanfte Licht der Wolf-Baumgarten-Leibnitzischen Philosophie gewöhnt, sich unfähig fühle, dem grossen Königsberger Philosophen zu folgen. Die beiden Männer blieben in fortdauerndem freundlichen Verkehr, und Kant war ein aufrichtiger Bewunderer der Feinheit, des furchtlosen Eintretens für religiöse Freiheit und des schönen Stils seines einstmaligen Konkurrenten.

Ueber Mendelssohn im Vergleich zu Baumgarten sagt

Erdmann: „Der Hauptunterschied zwischen Mendelssohn und Baumgarten oder jedem anderen Metaphysiker alten Schlages betrifft die Art des Philosophirens. Nicht nur Deutsch, sondern ein gebildetes, schönes Deutsch will er angewandt haben; Plato ist ihm ein so grosser Philosoph, viel weniger des Inhalts seiner Lehre wegen, als wegen seiner glänzenden Darstellung. Nicht streng philosophisches Verfahren, sondern die Form der gebildeten Conversation ist sein Ideal. Darum die Brief- oder Gesprächsform, in welche er auch dort gern verfällt, wo ursprünglich eine andere gewählt war. So sehr er darum auf bestimmte Begriffe dringt, und so sehr er es bedauert, dass die Nachahmung der Franzosen es dahin gebracht habe, dass man nur für Damen schreibe und die solide Wissenschaft vernachlässige, so lässt er doch gern merken, dass er kein auf Universitäten gebildeter, gelehrter Magister sei, weist sich eine Mittelstellung zwischen Metaphysiker und schönem Geiste an, und schreibt weder für eine bestimmte, noch überhaupt für eine Schule, sondern für die Welt. Worüber? Kein einziger der Gegenstände, von denen oben gesagt war, dass sie allein für diese Philosophen Interesse haben, ist von ihm vernachlässigt worden, und schon wegen dieser Vollständigkeit nimmt er unter diesen Philosophen der feinen Welt eine so hohe Stelle ein, ganz abgesehen davon, dass er es vor allen gewesen ist, der (wie Protagoras unter den Sophisten) stets in Erinnerung gebracht hat, worum sich's eigentlich handelt: den Menschen.“ —

Mendelssohn's äusseres Lebensgeschick haben wir zu betrachten aufgehört, als er in die Bernhard'sche Seidenfabrik als Buchhalter eingetreten war. Diese kaufmännische Beschäftigung — er leitete später die Fabrik ganz selbstständig und wurde nach Bernhard's Tode Mittheilhaber des Geschäfts — war ihm oft unangenehm und störend, wenn er irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand im Kopf hatte, und seine Briefe sind voller Klagen darüber: „Ich höre den langen Tag soviel unnützes Geschwätz, ich sehe und thue soviel gedankenlose, ermüdende, dummmachende Dinge, dass es keine geringe Wohlthat für mich ist, wenn ich mich des Abends mit einem ver-

nunftliebenden Geschöpf unterhalten kann", schreibt er an einen Freund. Aber am meisten schüttet er in dieser Beziehung, wie in jeder andern, Lessing sein Herz aus: „die Geschäfte! die lästigen Geschäfte! Sie drücken mich zu Boden und verzehren die Kräfte meiner besten Jahre. Wie ein Lastesel schleiche ich mit beschwertem Rücken meine Lebenszeit hindurch; und zum Unglück sagt mir die Eigenliebe oft ins Ohr, dass mich die Natur vielleicht zum Paradepferd erschaffen hat." Und an einer anderen Stelle: „Ein guter Buchhalter ist gewiss ein seltenes Geschöpf. Er verdient die grösste Belohnung; denn er muss Verstand, Witz und Empfindung ablegen, und ein Klotz werden, um richtig Buch zu führen. Verdient ein solches Opfer zum Besten der Finanzen nicht die grösste Belohnung? — Wie ich heut auf diesen Einfall komme, fragen Sie? Sie können es wohl unmöglich errathen, dass mir des H. v. Kleist neue Gedichte dazu Anlass gegeben haben. Ich liess sie mir des Morgens um 8 Uhr kommen. Ich wollte unserm lieben Nikolai eine unvermuthete Freude damit machen und sie mit ihm durchlesen. Allein ich ward verhindert — die ungestümen Leute! Was bringt er mein Freund? Und Sie Gevattern? Und Er Geselle? Lassen Sie mich heut', ich kann nicht! „Sie haben ja nicht irgend Feiertage?" — Das wohl eigentlich nicht, aber ich bin krank. Es verschlägt Ihnen ja nichts. Kommen Sie morgen wieder. — Diese Leute waren gefällig, aber mein Principal war es nicht. Ich bekam Arbeit bis gegen Mittag. Ich las indessen unter der Arbeit hier und da ein Fleckchen; und da merkte ich, wie schwer es ist, Empfindungen zu haben und Buchhalter zu sein. Ich fing an, in Handlungssachen schön zu denken, und machte in meinen Büchern eine von den Schönheiten, die man an einer Ode zu rühmen pflegt. Ich verwünschte meinen Stand, schickte die Gedichte unserm Esquire, der von seinen Geldern lebt, ha, nicht ohne Neid, und ward verdriesslich." —

So hatte Mendelssohn von dem Geschäft wohl manche Plage; indessen war es einestheils gewiss seiner Gesundheit zuträglich, und namentlich während einer mehrjährigen Krankheit, wo ihm alle geistige Anstrengung, bis auf das Briefschreiben sogar,

verboten war, hielt es ihn allein aufrecht, dass er wenigstens im Geschäft arbeiten durfte: absoluter Müssiggang wäre für ihn der Tod gewesen. Ausserdem aber darf man wohl diesem harten Untergrunde seiner geistigen Thätigkeit das Praktische der Letzteren, die Rücksicht auf das erreichbar Mögliche, die Anwendung der zweckdienlichsten Mittel zuschreiben, Eigenschaften, die Mendelssohn so charakteristisch sind. Die kaufmännische Thätigkeit ist allem Verschwimmen in phantastische, luftige Gebiete feindlich; sie gab ihm Kenntniss der Menschen, wie sie wirklich sind, und der Mittel, mit denen man auf die Menschen wirkt. Es ist sehr fraglich, ob Mendelssohn, wäre er nicht als Kaufmann mit dem Leben in Verbindung geblieben, dem „Mann von Stande" mit seinem palästinensischen Projekt eine so praktische, abweisende Antwort gegeben, oder einen Satz, wie den folgenden, geschrieben haben würde: „Ich bin mir nur garzusehr bewusst, wie wenig Einfluss meine Worte und Vorstellungen auf den grossen Haufen haben. Mein Wirkungskreis ist von jeher auf wenige Freunde eingeschränkt gewesen und hat sich, seitdem ich Kinder zu bilden und zu erziehen habe, noch enger zusammengezogen. Ausserhalb dieser Sphäre habe ich und suche ich keinen Einfluss. Ich fühle die Schranken meiner Kräfte und halte mich innerhalb derselben ruhig und stille, weil ich meinem Maass doch nichts zusetzen kann." —

Mendelssohn war klein, stark verwachsen, er hatte einen Höcker auf dem Rücken und stotterte; aber der geistvolle kluge Kopf, von dem Lavater jene lebendige Schilderung entworfen, entschädigte dafür, wie so oft bei Verwachsenen. Körperliche Schönheit ist ein vortrefflicher Empfehlungsbrief im Umgang mit Menschen, aber mehr nicht, und es sind schliesslich andere Eigenschaften, die dauernd fesseln, wie uns Mendelssohn mit seiner grossen Beliebtheit in den weitesten Kreisen, mit der unwandelbaren Freundschaft, die ein Lessing für ihn gehabt, beweist. Aber er erfreute sich nicht nur der Zuneigung aller mit ihm in Berührung kommenden Männer, sondern war auch sehr glücklich verheirathet: Auf einer Reise nach Hamburg lernte er im Jahre 1762 Fromet, die Tochter des Abraham Gugenheim, kennen, und heirathete sie im folgenden Jahr.

Berthold Auerbach berichtet in seinem Buch „Zur guten Stunde“ nach mündlicher Ueberlieferung die Art, wie Moses seine Frau gewonnen habe, folgendermassen:

Moses Mendelssohn war im Bade Pyrmont. Hier lernte er den Kaufmann Gugenheim aus Hamburg kennen. „Rabbi Moses,“ sagte dieser eines Tages, „wir Alle verehren Sie, aber am meisten verehrt Sie meine Tochter. — Mir wäre es das höchste Glück Sie zum Eidam zu haben; besuchen Sie uns doch einmal in Hamburg.“

Moses Mendelssohn war sehr schüchtern, denn er war traurig verwachsen. Endlich entschloss er sich doch von Berlin aus zur Reise und besuchte unterwegs Lessing in Braunschweig, wie in dessen Briefen zu lesen.

Mendelssohn kommt nach Hamburg und besucht Gugenheim in seinem Comptoir. Dieser sagt: „Gehen Sie hinauf zu meiner Tochter, sie wird sich freuen, Sie zu sehen, ich habe viel von Ihnen erzählt.“

Mendelssohn besucht die Tochter; andern Tags kommt er zn Gugenheim und fragt endlich, was die Tochter, die ein gar anmuthiges Wesen sei, von ihm gesagt habe?

„Ja, verehrter Rabbi,“ sagt Gugenheim, „soll ich's Ihnen ehrlich sagen?“

„Natürlich!“ —

„Nun, Sie sind ein Philosoph, ein Weiser, ein grosser Mann, Sie werden es dem Kinde nicht übel nehmen; sie hat gesagt, sie wäre erschrocken, wie sie Sie gesehen hat, weil Sie —“

„Weil ich einen Buckel habe?“

Gugenheim nickte.

„Ich habe es mir gedacht, ich will aber doch bei Ihrer Tochter Abschied nehmen.“

Er ging hierauf in die Wohnung und setzte sich zu der Tochter, die nähte. Sie sprachen gut und schön miteinander, aber das Mädchen sah nicht von ihrer Arbeit auf, vermied, Mendelssohn anzusehen. Endlich, da dieser das Gespräch geschickt so gewendet, fragt sie:

„Glauben Sie auch, dass die Ehen im Himmel geschlossen werden?“

„Gewiss, und mir ist noch was Besonderes geschehen. Bei der Geburt eines Kindes wird im Himmel ausgerufen: Der und Der bekommt Die und Die. Wie ich nun geboren werde, wird mir auch meine Frau ausgerufen, aber dabei heisst es: Sie wird, leider Gottes, einen Buckel haben, einen schrecklichen. Lieber Gott, habe ich da gesagt, ein Mädchen, das verwachsen ist, wird gar leicht bitter und hart, ein Mädchen soll schön sein, lieber Gott, gieb mir den Buckel, und lass das Mädchen schlank gewachsen und wohlgefällig sein.“

Kaum hat Moses Mendelssohn das gesagt, als ihm das Mädchen um den Hals fiel — und sie ward seine Frau, und sie wurden glücklich mit einander, und hatten schöne und brave Kinder, von denen noch Nachkommen leben. —

Dass es eine Liebesheirath war, geht aus einem Brief an Lessing*) hervor: „Das Frauenzimmer, das ich zu heirathen Willens bin, hat kein Vermögen, ist weder schön, noch gelehrt; und gleichwohl bin ich verliebter Geck so sehr von ihr eingenommen, dass ich glaube, glücklich mit ihr leben zu können.“ — Und er lebte glücklich mit ihr; er schreibt an Abbt**) 1766: „Ich habe beinahe die ganze Zeit in der äussersten Gemüthsunruhe gelebt. Ich habe meinen alten Vater, ich habe ein Kind von einigen Monaten verloren, ich bin in Gefahr gewesen, meine Frau, die ich mehr liebe als Vater und Kind, zu verlieren.“

Das Einkommen Mendelssohn's war nur ein sehr mässiges; viele seiner Schriften lieferte er ganz unentgeltlich, z. B. die grosse Pentateuch-Uebersetzung; Vermögen hatte er nicht, und so musste sein Gehalt als Buchhalter ausreichen. Hier wird das Walten seiner Frau besonders erspriesslich gewesen sein, die alles auf's sparsamste einrichtete. Es wird uns erzählt,

---

*) Ohne Datum, Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften. V. Bd. S. 165.

**) Ohne Datum, 1761 (Briefe an Lessing, herausgeg. v. Redlich, Berlin 1879, S. 166).

dass Fromet Abends, wo bei Mendelssohn fast immer offenes Haus war, in die auf den Tisch zu setzenden Schalen mit Süssigkeiten, die Rosinen und Mandeln hinein zählte, damit nicht zu viel drauf gehe, und der Haushalt in wichtigeren Dingen Noth leiden möchte.

Mendelssohn hatte viele Kinder: zwei starben ganz klein, ein Mädchen im Alter von 11 Monaten, worüber er an Abbt schreibt: „Der Tod hat an meine Hütte gepocht, und mir ein Kind geraubt, das nur 11 unschuldige Monate, aber diese Gottlob! munter und unter hoffnungsvollen Versprechungen auf Erden gelebt hat. Mein Freund! die Unschuldige hat die 11 Monate nicht vergebens gelebt. Ihr Geist hat in dieser kurzen Zeit ganz erstaunliche Progressen gemacht. Von einem Thierchen, das weint und schläft, ist sie der Keim eines vernünftigen Geschöpfs geworden. Wie die Spitzen des jungen Grases im Frühlinge durch den harten Erdboden dringen, so sahe man bei ihr die ersten Leidenschaften anbrechen. Sie zeigte Mitleiden, Hass, Liebe, Bewunderung, verstand die Sprache des redenden Menschen, und war bemüht, ihre Gedanken Anderen zu erkennen zu geben. Ist von allem Diesen keine Spur mehr in der ganzen Natur anzutreffen? — Sie werden über meine Einfalt lachen, und in diesem Raisonnement die Schwachheit eines Menschen erkennen, der Trost sucht, und ihn nirgend findet als in seiner Einbildung. Es kann sein! — Ich kann nicht glauben, dass uns Gott auf seine Erde etwa wie den Schaum auf die Welle gesetzt hat.“ — Ein Knabe starb 12 Jahr alt, und es blieben 3 Söhne und 3 Töchter. Diese wurden auf's Beste erzogen, von vortrefflichen Lehrern unterrichtet und keine Ausgabe gescheut, ihnen einen Platz unter den Gebildetsten zu sichern. Herz Homberg, der ihr Hauslehrer gewesen, siedelte später nach Oesterreich über, und in den Briefen an ihn kommen häufig Ansichten über die Kinder vor, die uns beweisen, dass Mendelssohn ein liebender, aber keineswegs blinder Vater war, der mit scharfem Auge die Entwickelung der Kinder aufmerksam verfolgte, sich der guten Anlagen, der schönen Aussichten, die ihm in ihnen erblühten, freute, aber auch ihre Fehler klar erkannte.

Mendelssohn theilte seinen Tag folgendermassen ein: Sommer und Winter stand er Morgens um 5 auf, und beschäftigte sich dann einige Stunden mit wissenschaftlichen Arbeiten. Dieser Zeit verdankt sein letztes Werk seine Entstehung und den Namen „Morgenstunden." Von 9 bis 3 Uhr war er auf der Fabrik, aber auch hier standen in einer kleinen Bibliothek wissenschaftliche Werke, und jede Musse in den Geschäften benutzte er. Oefters kamen Fremde, die ihn kennen lernen wollten und dort aufsuchten, und in bunter Mannigfaltigkeit drängten sich Arbeiter mit Proben, Gelehrte mit philosophischen, Kaufleute mit Handels-Anliegen, Comptoirgeschäfte und stille Momente mit den Büchern. Alles behandelte er mit gleicher Klarheit, und solcher Wechsel diente dazu, seinem Geist die frische Spannkraft zu erhalten.

Von drei Uhr ab war der Nachmittag frei. Er wurde theilweis wieder wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet, theilweis der Erholung in der Natur. Berlin war damals nicht das Häuserungethüm mit unabsehbaren, staubigen und übelriechenden Strassen, man konnte leicht nach jeder Richtung hin das Freie, frische Luft und den Anblick grüner Felder und schattiger Bäume erreichen — aber den Juden wurde das Spaziergehen an öffentlichen Orten auf mancherlei Weise verbittert. „Ich ergehe mich," schreibt Mendelssohn an Winkopp, „zuweilen des Abends mit meiner Frau und meinen Kindern. Papa! fragt die Unschuld, was ruft uns jener Bursche dort nach? Warum werfen sie mit Steinen hinter uns her? Was haben wir ihnen gethan! — Ja! lieber Papa! spricht ein anderes, sie verfolgen uns immer in den Strassen und schimpfen: Juden! Juden! Ist denn dieses so ein Schimpf bei den Leuten, ein Jude zu sein? Und was hindert dieses andere Leute? — Ach! ich schlage die Augen nieder, und seufze mit mir selber: Menschen! Menschen Wohin habt Ihr es endlich kommen lassen?" — So miethete sich denn Mendelssohn einen Garten, wohin er in der guten Jahreszeit aus der Stadtwohnung immer ging. Letztere war in der Spandauerstrasse und ist nach seinem Tode mit einer Gedenktafel versehen worden. — Jenes Gartens erwähnt er oft mit innigem Behagen in seinen Briefen; er lag ganz in der

Nähe des Nikolai'schen, und die Freunde weilten bald in diesem bald in jenem. „Kommen Sie zu uns!“ schreibt Mendelssohn an Lessing während des 7jährigen Krieges, „wir wollen in unserm einsamen Gartenhause vergessen, dass die Leidenschaften der Menschen den Erdball verwüsten. Wie leicht wird es uns sein, die nichtswürdigen Streitigkeiten der Habsucht zu vergessen, wenn wir unsern Streit über die wichtigsten Materien, den wir schriftlich angefangen, mündlich fortsetzen werden.“ —

Kam dann der Abend heran, so versammelte sich im Mendelssohn'schen Hause fast täglich ein Kreis näherer und entfernterer Bekannten; es herrschte jene angenehme Geselligkeit, bei der jeder im Haus Eingeführte uneingeladen Abends erscheint, wann es ihm beliebt, und bleibt, solange es ihm gefällt. Man findet Bekannte, wie sie denn der Zufall vereinigt, es wird ein lebhaftes, immer wechselndes Gespräch geführt; das Abendessen ist einfach, wie es diese improvisirte Geselligkeit bedingt. Solange die Familie Mendelssohn in Berlin lebte, ist sie ein Hauptträger dieser schönen Vereinigungsart von Menschen gewesen; es gab fast keinen bedeutenden Berliner, oder Berlin besuchenden ausgezeichneten Fremden, der nicht in den aufeinander folgenden Generationen im Hause Moses Mendelssohn's, Abraham Mendelssohn-Bartholdy's, Hensel's und Dirichlet's gewesen wäre.

Bei Moses drehte sich das Gespräch in diesen abendlichen Zusammenkünften gewöhnlich um litterarische und Kunstinteressen, selten um streng wissenschaftliche Gegenstände. *)„Moses sass gewöhnlich als Kampfrichter auf seinem Armsessel mit niedergesenkten Augen. Aber Alle sahen auf ihn und seine Bewegungen. Oft befeuerte er den Muth durch ein plötzliches Auffahren, oder durch einen einsilbigen Ausruf, oft belohnte er durch lächelnden Beifall. Ein schnelles Niedersehen, ein verneinendes Kopfschütteln galt ohne ein lautes Wort für bedeutenderen Tadel. Wenn dieses nicht wirkte, wenn der Gegner auf wohlbegründete Einwände sich nicht ergab, oder wenn end-

*) Aus der den „gesammelten Werken“ vorgedruckten Lebensgeschichte Moses Mendelssohn's.

lich Reden und Gegenreden sich durchkreuzten und verwirrten, so stand er wohl auf von seinem Sitze, trat in die Mitte der Streitenden und schien liebreich um Gehör zu bitten. Dann erfolgte ein ehrerbietiges Stillschweigen. Nun nahm er den Faden des Gesprächs auf, entwickelte die Streitfrage, stellte Satz und Gegensatz mit einer ihm eigenthümlichen Klarheit und Kürze gegeneinander, und liess die Streitenden die Vergleichspunkte selbst finden, ohne des Einen oder des Andern Parthei gradezu zu nehmen. Wenn sich dann die Hitze gelegt und die Vereinigung stattgefunden hatte, pflegte Mendelssohn zu sagen: „Sehen Sie, meine Herren! Es war ein blosser Wortstreit, wie es gemeiniglich der Fall ist, ich glaubte gleich, Sie würden eines Sinnes werden.“ — Ueberhaupt hatte er die Sokratische Art des Disputirens angenommen, das, was er lehren wollte, aus dem Geist der Schüler herauszuentwickeln, statt es in sie hineinzutragen.“

Da weder Mendelssohn noch seine Frau geborene Preussen waren, so konnten sie nach den damals geltenden Bestimmungen nur unter dem Schutz eines ansässigen Juden in Berlin leben. Der Marquis d'Argens, der dies zufällig gehört hatte und von Frankreich her derartige Verhältnisse nicht kannte, hielt es für unmöglich, dass ein Mann wie Mendelssohn täglich in der Gefahr sein sollte, durch die Polizei ausgewiesen zu werden. Er sprach mit Mendelssohn darüber, und dieser bestätigte es und sagte: „Sokrates bewies ja seinem Freunde Criton, dass der Weise schuldig ist zu sterben, wenn es die Gesetze des Staates fordern. Ich muss also die Gesetze des Staates, in dem ich lebe, noch für milde halten, dass sie mich bloss austreiben, im Fall mich in Ermangelung eines andern Schutzjuden auch nicht ein Trödeljude für seinen Diener erklären will.“ — Der Marquis verlangte, Mendelssohn solle eine Bittschrift aufsetzen, die er selbst übergeben wolle. Hierzu wollte sich Mendelssohn anfangs nicht verstehen. „Es thut mir weh,“ sagte er, „dass ich um das Recht der Existenz erst bitten soll, welches das Recht eines jeden Menschen ist, der als ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Gründe hat, Leute wie meine Nation nur in gewisser Anzahl aufzunehmen,

welches Vorrecht kann ich vor meinen übrigen Mitbrüdern haben, eine Ausnahme zu verlangen?“

Erst den häufigen Ermahnungen seiner Freunde gelang es, ihn endlich zur Abfassung einer Bittschrift zu bewegen, die d'Argens persönlich übergab — und Mendelssohn bekam keine Antwort; es erwiess sich, dass die Bittschrift — ob absichtlich oder unabsichtlich, bleibe dahingestellt — verloren gegangen war. Auf ein Duplicat derselben schrieb d'Argens: „*Un Philosophe mauvais catholique supplie un Philosophe mauvais protestant de donner le privilège à un Philosophe mauvais juif. Il y a trop de philosophie dans tout ceci, pour que la raison ne soit pas du côté de la demande.*“ — Mendelssohn erhielt das Privilegium 1763. Später bat er um die Ausdehnung desselben auf seine Nachkommen, welches ihm aber Friedrich der Grosse abschlug und erst Friedrich Wilhelm II. 1787 der Wittwe und den Kindern gewährte, wie es in der betreffenden Urkunde heisst: „wegen der bekannten Verdienste Ihres Mannes und Vaters.“

So milde Mendelssohn war, fehlte es ihm doch nicht an schlagfertigem Witz. Teller wandte sich einst an ihn mit folgender scherzhaften Anrede:

An Gott den Vater glaubt ihr schon,
So glaubt doch auch an seinen Sohn.
Ihr pflegt doch sonst bei Vaters Leben
Dem Sohne gern Credit zu geben.

Mendelssohn antwortete:

Wie könnten wir Credit ihm geben?
Der Vater wird ja ewig leben.

Und die Abfertigung jenes Lieutenants ist bekannt, der ihn anschnarrte: „Womit handelt er?“ — „Mit etwas, was Sie brauchen können — mit Verstand.“

Ein junger Schriftsteller brachte ihm einst einen Aufsatz über die Freiheit des menschlichen Willens. „Ich habe Ihren Aufsatz nicht lesen können,“ sagte ihm Mendelssohn, als er nach einiger Zeit um sein Urtheil bat. Der Autor, etwas empfindlich, entschuldigte sich, dass er belästigt habe. Mendelssohn beruhigte ihn und versicherte, er habe wirklich Abhaltung

gehabt. „Wie konnten Sie aus meinen vorigen Aeusserungen schliessen, dass ich Ihren Aufsatz für schlecht hielte?“ „Weil ich glaubte, Sie hätten ihn nicht lesen wollen.“ „Sie machen also, wie ich höre, einen Unterschied zwischen wollen und können,“ versetzte Mendelssohn, „dann darf ich ja Ihren Aufsatz über Willensfreiheit gar nicht lesen, denn ich höre, wir sind einig.“

Mendelssohn's Gesundheit war von jeher eine schwächliche, durch angestrengtes Arbeiten in früher Jugend und unzulängliche Nahrung noch untergrabene gewesen. Doch erhielt er sie durch ausserordentlich regelmässiges Leben in leidlichem Zustand, bis die Aufregungen des Lavater'schen Streites ihm eine tiefeingreifende Nervenkrankheit zuzogen, die ihn 7 Jahre lang zu allem Studiren unfähig machte. Die aufopfernde, treue Pflege seiner Frau und der zweimalige Besuch des Bades Pyrmont stellte ihn indess wieder her. So lebte er noch ziemlich rüstig bis zum Schluss des Jahres 1785. Aber der Tod Lessings und der sich in Folge dessen anspinnende Streit mit Jacoby regte ihn wieder zu tief auf. Am letzten December 1785 brachte er das Manuscript seines letzten Worts in dieser Streitsache zu seinem Verleger Voss. Am Schluss dieser letzten Bogen, die er geschrieben, heisst es: „Ich glaube, es sei bei so bewandten Umständen durch Disput wenig auszurichten und also wohlgethan, dass wir auseinander scheiden. Er kehre zu dem Glauben seiner Väter zurück, bringe durch die siegende Macht des Glaubens die schwermäulige Vernunft unter Gehorsam, schlage die aufsteigenden Zweifel, wie in dem Nachsatze seiner Schrift geschieht, durch Autoritäten und Machtsprüche nieder, „segne und versiegele seine kindliche Wiederkehr mit Worten aus dem frommen engelreinen Munde Lavater's.“ — Ich von meiner Seite bleibe bei meinem jüdischen Unglauben, traue keinem Sterblichen einen „engelreinen Mund“ zu, möchte selbst von der Autorität eines Erzengels nicht abhängen, wenn von ewigen Wahrheiten die Rede ist, auf welche sich des Menschen Glückseligkeit gründet, und muss also schon hierin auf eignen Füssen stehn und fallen; oder vielmehr da wir Alle, wie Herr Jacoby sagt, „im Glauben geboren“ sind,

so kehre auch ich zum Glauben meiner Väter zurück, welcher nach der ersten ursprünglichen Bedeutung des Worts nicht in Glauben an Lehre und Meinung, sondern in Vertrauen und Zuversicht auf die Eigenschaften Gottes besteht. Ich setze das volle, uneingeschränkte Vertrauen in die Allmacht Gottes, dass sie dem Menschen habe die Kräfte verleihen können, die Wahrheiten, auf welche sich seine Glückseligkeit gründet, ohne Autorität zu erkennen, und hege die kindliche Zuversicht zu seiner Allbarmherzigkeit, dass sie mir diese Kräfte hat verleihen wollen. Von diesem unwankenden Glauben gestärkt, suche ich Belehrung und Ueberzeugung, wo ich sie finde. Und, Preis sei der seligmachenden Allgütigkeit des Schöpfers, ich glaube sie gefunden zu haben, und glaube, dass Jeder sie finden könne, der mit offenen Augen sucht, und sich nicht selbst das Licht verstellen will." —

Auf diesem Gange zum Verleger erkältete er sich; die Sache schien zuerst unbedeutend, verschlimmerte sich aber schnell und am 4. Januar 1786 starb er. Sein Ende war, wie das fast aller seiner Nachkommen, ein schnelles, nahezu schmerzloses. Sein Arzt, Hofrath Marcus Herz, berichtet darüber:*)

„Mittwochs des Morgens um 7 Uhr kam sein Sohn bestürzt zu mir und bat mich, sogleich zu seinem Vater zu kommen, der sehr unruhig wäre. Ich eilte hin und fand ihn auf seinem Sopha — sein Ansehn ward immer misslicher: und während ich in das benachbarte offene Zimmer zu seiner Gattin und seinem Schwiegersohne ging, ihnen seinen Zustand zu verkündigen und zu bitten, dass man mir einen Gehülfen riefe, hörte ich ein Geräusch auf dem Sopha; ich sprang hinzu, und da lag er, ein wenig von dem Sitze herabgesunken, mit dem Kopfe rücklings — und weg war Athem, Pulsschlag und Leben. Wir versuchten Verschiedenes, ihn zu ermuntern, aber vergebens. Er lag, ohne vorhergegangenes Röcheln,

*) s. seine Erzählung an Engel in dessen Vorrede zu der Schrift: „An die Freunde Lessings."

ohne Zuckung, ohne Verzerrung, mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit auf den Lippen, als wenn ein Engel ihn von der Erde hinweggeküsst hätte. Sein Tod war der so seltene, natürliche, ein Schlagfluss aus Schwäche. Die Lampe erlosch, weil es ihr an Oel gebrach; und nur ein Mann wie er, von seiner Weisheit, Selbstbeherrschung, Mässigkeit und Seelenruhe, konnte bei seiner Konstitution die Flamme 57 Jahre brennend erhalten.“ —

Die Theilnahme, als die Trauerkunde sich verbreitete, war eine allgemeine in ganz Deutschland.

Joseph und Nathan Mendelssohn.

Moses Mendelssohn hinterliess 3 Söhne, Joseph, Abraham und Nathan, und 3 Töchter, Dorothea, Henriette und Recha, in wenig glänzenden Verhältnissen; er hatte nicht viel Vermögen sammeln können, und die Sorge um das Wohlergehn seiner Kinder trübte ihm noch die letzten Tage seines Lebens. Einige Zeit vor seinem Tode fand ihn einer seiner Freunde unter dem Baume vor seinem Hause sitzen und fragte ihn: „Was haben Sie, lieber Herr Mendelssohn? Sie sehen so besorgt aus?“ — „Ja,“ antwortete er, „ich bin es auch; ich denke daran, wie es meinen Kindern gehn wird nach meinem Tode, da ich ihnen nur wenig Vermögen hinterlasse.“ Und Joseph Mendelssohn, der älteste Sohn Moses', der dies in der kurzen, den gesammelten Werken seines Vaters vorgedruckten Biographie erzählt, fügt hinzu: „Wenn du verklärter Geist auf uns Erdenkinder herabsiehst, so wirst du dich überzeugen, dass Gott sich aller deiner Nachkommen angenommen hat, dass alle ein anständiges Auskommen haben und ein ehrbares Leben führen.“ —

Moses Mendelssohn folgte der Entwickelung seiner Kinder mit aufmerksamem Auge; er freute sich ihrer guten Anlagen, der schönen Aussichten, die ihm in ihnen erblühten; er war aber kein blinder Vater, und erkannte auch ihre Fehler. Herz Homberg, der Hauslehrer bei Moses gewesen war, siedelte später nach Oestreich über; in den Briefen an diesen kommen

häufig Nachrichten über die Kinder vor; so schreibt er über Joseph, den Aeltesten:*) Sie wollen wissen, wie es mit meinem Sohne, Ihrem Schüler steht? Ich muss Ihnen sagen, dass ich mit seinem Fleisse zufrieden bin; er macht auch ziemliche Progressen. Wieviel er in diesem oder jenem Buche gelernt hat, darauf sehe ich so genau nicht; genug, er denkt, und denkt richtig und tief. Auch sein Geschmack fängt an sich zu bilden. Worüber ich zu klagen habe, ist das Unbiegsame in seinem Charakter, das Unsanfte in seinem ganzen Wesen, das ihn zwar nicht unsittlich, aber doch ungefällig macht, und auf sein künftiges Glück wenigstens eine schlimme Wirkung haben kann. Sie kennen ihn: er war immer von einer Gemüthsart, die zehnmal eher bricht als biegt; und so ist er noch. Alle meine Bemühungen sind bisher ohne Wirkung. Er ist sogar sophistisch genug, gegen alle seine Freunde die ihn (wiewohl sehr wider meinen Willen) zuweilen aufziehn, seine Schwachheit durch Gründe zu behaupten. Ich gebe fast die Hoffnung auf, ihn von dieser Seite gebessert zu sehen, wenn er nicht das Glück hat, einem Frauenzimmer zu Gefallen sich etwas mehr Gewalt anzuthun." — Und an einer andern Stelle:**)

„Mein Joseph hat sein hebräisches Studium sogut als an den Nagel gehängt. Unglücklicherweise war er unmittelbar nach Ihnen einem Gelehrten in die Hände gekommen, der ein leerer Meister in der Disputirkunst war, und so sehr auch Joseph den Scharfsinn liebt und dem Disputiren ergeben ist, so hat er doch für die eigentliche „Haarspalterei"***) keinen Sinn. Es gehört, wie Sie wissen, eine ganz besondere Art des Unterrichts dazu, an dieser Geistesübung Geschmack zu finden; und wiewohl wir Beide diesen Unterricht selbst genossen haben, so kamen wir doch darin überein, dass Joseph lieber etwas stumpfsinniger bleibe, als dass man ihn in einer so un-

*) Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften. Bd. V. S. 670.

**) A. a. O. Bd. V. S. 673.

***) So lässt sich wohl das im Original gebrauchte hebräische Wort wiedergeben.

fruchbaren Art des Witzes übe. Der Missgeschmack den er also an dem Unterricht seines Lehrers fand, brachte ihm eine Abneigung gegen das ganze Studium bei. In den soliden Wissenschaften macht er übrigens gute Fortschritte, dringt tief ein, und schaut mit festem, forschendem Blick umher; thut aber niemals grosse Sprünge, wie von einem jungen, feurigen Kopf erwartet werden könnte. In Absicht auf seine künftige Lebensart haben wir noch nichts bestimmt. Ich bin noch immer ungewiss, wozu ich ihm rathen soll. Seine Talente, und guten Anlagen zu den gründlichen Wissenschaften lassen in diesem Fache etwas vorzügliches von ihm erwarten. Als Jude aber kann er blos Arzneikunst treiben, und zu dieser hat er weder Lust noch Genie. Ihn der Handlung zu widmen ist, wie mich dünkt, noch zu früh. Er mag also vor der Hand alles lernen, wozu er Lust und Trieb empfindet. Zum Kaufmann wird er dadurch wenigstens nicht verdorben. Er mache es allenfalls, wie sein Vater es hat machen müssen: stümpere sich durch, bald als Gelehrter, bald als Kaufmann, ob er gleich Gefahr läuft, keines von beiden ganz zu werden.

So gern er übrigens denkt, und so richtig: so träge und langsam ist er zum Schreiben. Gut und gründlich ist Alles, was er aufsetzt. Er ergreift aber nur selten die Feder: nur alsdann wenn er etwas hört, oder selbst denkt, das ihm von Wichtigkeit scheint. Auch freundschaftliche Briefe gelingen ihm; aber er schreibt sie nur alsdann, wenn sich ihm neue Gedanken anbieten, die ihm fruchtbar scheinen. Die Uebung, seine Gedanken niederzuschreiben, wird in unserer besten Erziehung mehrentheils vernachlässigt. — — Mir selbst ist es noch allezeit Arbeit, so oft ich meine Gedanken in Schrift verwandeln soll.

Meine übrigen Kinder schlagen alle vor der Hand so ein, wie wir es vermuthet und grösstentheils gewünscht hatten „nicht lang und nicht kurz, nicht weise und nicht thöricht“,*) bis auf meinen kleinsten Nathan, der sich den Weisen nennt, und dessen Weisheit noch vor der Hand darin besteht, dass

*) Jüdisches Sprichwort.

er von Swa Zuckerbrodt, von R. Samuel Pfefferkuchen und von der Köchin Hanna alle seine übrigen Bedürfnisse erwartet."

Der Erfolg hat gelehrt, dass Moses Mendelssohn Recht hatte, wenn er meinte, die wissenschaftliche Erziehung verderbe seinen Sohn nicht für den Kaufmannsstand. Nicht so richtig prophezeite er mit dem „Durchstümpern" und Schwanken zwischen Gelehrtem und Kaufmann. Joseph ergriff diesen Stand, voll und ganz; aus kleinen Anfängen heraus legte er den Grund zu dem noch heut seinen Namen führenden Bankhause, und hinterliess dasselbe bei seinem Tode auf dem sichern Wege zu seiner jetzigen Bedeutung.

Ueber die äusseren Lebensschicksale der Hinterbliebenen in der ersten Zeit nach Moses Tode wissen wir nicht viel. Die ersten Jahre lebte die Wittwe noch in Berlin. Hier hatte auch Joseph bis zum Schluss des Jahres 1804 ein kleines Bankgeschäft, in dem nur zwei Commis beschäftigt wurden. Demnächst siedelte die Familie nach Hamburg über, wo sich Joseph mit seinem jüngern Bruder Abraham associirte; das Berliner Geschäft wurde indess nicht aufgegeben.

Abraham's Frau Lea schildert uns das Alter ihrer im Jahre 1812 gestorbenen Schwiegermutter als ein sehr glückliches und rüstiges. Ueber ihren Schwager Joseph spricht sie sich gleich nach ihrer Ankunft in Hamburg folgendermassen aus: „Sehr befriedigend kann ich Deine Frage nach den Bekannten, die mir gefallen, beantworten; da erhält bis jetzt unstreitig Joseph den ersten Preis. Dass er gescheut und angenehm in der Unterhaltung ist, weisst Du; nun versichere ich Dich aber, dass er in den paar Tagen, die ich ununterbrochen mit ihm gelebt, mein ganzes Herz gewonnen hat, so froh und freundlich, so gut und warm und heitern Geistes scheint er mir. Ihn mit seinen schönen Kindern*) zu sehn, ist ein wahres Vergnügen für mich; und nun ist er zuvorkommend und herzlich, wie man ihm nie zutraut; ist achtungswerth als thätiger, kluger Geschäftsmann und treibt nebenher Litteratur

*) Alexander und Benny Mendelssohn.

und Wissenschaften mit Eifer und Regsamkeit. Auch scheint er mir sehr glücklich, was in meinen Augen eins der ersten Talente des Gemüths ist, wenn ich so sagen darf, d. h. von der Art innern Glücks, das aus voller Lebenslust und Thätigkeit des Geistes, nicht aus Beschränktheit und Gedankenlosigkeit entsteht.“ —

Während der Besetzung Hamburgs durch die Franzosen erregten Mendelssohns das Missfallen derselben und mussten heimlich bei Nacht und Nebel in Verkleidungen die Stadt verlassen. Sie wandten sich nach Berlin, erweiterten dort das Bankhaus, aus dem Abraham später ausschied, und Berlin blieb fortan der Wohnsitz der Familie. Joseph beschäftigte sich bis zuletzt in seinen Mussestunden beständig mit wissenschaftlichen Gegenständen, und noch als Greis ergriff er manche ihm bis dahin unbekannte Zweige des menschlichen Wissens mit grossem Eifer und ruhte nicht, bis er sie sich zu eigen gemacht. Bestimmend wirkte wohl dabei auf ihn das universelle Genie A. v. Humboldt's ein, mit dem er bis an sein Lebensende eng befreundet war. Eines Tages kam Humboldt sehr verstimmt zu ihm und theilte ihm mit, er müsse ausziehn, sein Wirth habe ihm gekündigt, und sei ihm dies namentlich seiner vielen naturhistorischen Sammlungen wegen sehr störend, deren Ein- und Auspacken unendliche Arbeit verursache und nicht ohne Schaden abgehe. Joseph Mendelssohn hörte ihn ruhig an und sagte nichts, am Nachmittag aber erhielt Humboldt einen Brief von ihm, „er solle ungestört, solange er wolle, wohnen bleiben, er (Joseph) sei jetzt sein Wirth, er habe das Haus gekauft.“ — Derartige grossartige Züge seines Lebens liessen sich mehrere anführen.

Joseph hatte, wie sein Vater, das Glück eines schnellen, schmerzlosen Todes. Seine Nichte Rebecka, die zweite Tochter Abraham's, schrieb darüber den 26. November 1848 an die Familie: „Joseph Mendelssohn ist gestern früh gestorben; sein Ende war so beispiellos glücklich wie sein ganzes Leben. Nur wenige Tage war er krank, nicht einmal bettlägerig, Tags zuvor hat er sich noch mit Algebra beschäftigt, gelesen, die Nacht ziemlich gut geschlafen; der Husten, an dem er einige Tage

litt, liess nach, Morgens liess er sich ankleiden, ging allein nach seinem Lehnstuhle, und so, nach wenigen Minuten, entschlief er. Es war ein vorauszusehender Verlust, aber ein unersetzlicher; solche eigenthümliche bedeutende Männer wachsen nicht viel nach; es gehörte auch sein reichbeglückter und bewegter Lebenslauf dazu, um ihn so auszubilden. Ich habe den alten Mann, wie Du weisst, sehr selten nur gesehen, und es thut mir doch gar zu leid, dass er nicht mehr unter uns weilt. Wir sind wieder bedeutend ärmer geworden, seit dieser stille, ganz in sich und den engen Kreis der Seinigen zurückgezogene Mann von seinem thätigen, rastlosen Leben geschieden.“ —

Jene Zeilen Lea's, diese ihrer Tochter, beide gleich anerkennend, geschrieben in so weit auseinanderliegenden Zeiten, geben ein schönes Bild eines langen, nützlichen, reich vollbrachten Lebens.

Der jüngste Sohn Moses', Nathan, lebte abwechselnd in Schlesien und in Berlin, wo derselbe schliesslich eine kleine Staatsanstellung hatte; er überlebte seine Geschwister alle, und starb erst im Jahre 1852 schnell, und schmerzlos. Von seinen Nachkommen waren mehrere sehr musikalisch, ein Erbtheil, was vielen Descendenten Moses' beschieden war und ist.

Die Töchter Moses Mendelssohn's.

Dorothea, die älteste Tochter Moses' (im Jahre 1765 in Berlin geboren), ist durch ihre Ehe mit Friedrich Schlegel allgemein bekannt.

Ihr lebhafter Geist hatte sich durch die Anregung im elterlichen Hause und durch die Freundschaft mit Henriette Herz und der Rahel zu höherer Durchbildung und Vollkommenheit, als es ihrem Geschlecht gewöhnlich zu Theil wird, entwickelt. Es war ein gefährliches Geschenk, namentlich da Moses Mendelssohn, so weit er auch seiner Zeit und dem Standpunkt des Judenthums vorangeschritten war, doch eine nicht zu billigende Sitte desselben beibehalten zu haben scheint. Bei Eingehung der jüdischen Ehen wurde nämlich damals selten der zu verheirathende Mann, das Mädchen nie um seine Meinung gefragt; die Eltern bestimmten über das Schicksal ihrer Kinder mit unumschränkter Machtvollkommenheit. Das mochte auch in der gewöhnlichen Gattung jüdischer Familien ganz gut gehn, da die geistige Entwickelung der Männer schon sehr unbedeutend, die der Weiber aber gänzlich Null war. Nun aber sollten die hochgebildeten Töchter Mendelssohn's, die grosse Ansprüche des Verstandes und Herzens zu machen gelernt hatten, in derselben Weise an Männer „vergeben" werden, wie die Töchter des ungebildetsten Handelsjuden. Es existirt ein höchst merkwürdiger Brief Mendelssohn's, der auf seine Denkweise über diesen Punkt ein helles

Licht wirft: Herz Homberg, der Erzieher im Mendelssohn'schen Hause gewesen war, ging nach Wien, verlobte sich dort, zeigte dies Mendelssohn an und schlug zugleich eine Verbindung eines Verwandten seiner Braut mit einer Tochter Mendelssohn's vor. In der Antwort heisst es: — „Sicherlich würden wir uns, meine Tochter und ich, und (wenn Sie es meiner Eigenliebe vergeben wollen) vielleicht auch E. und Sie sich wohl dabei befinden. Nur liegt ein Bedenken, eine Schwierigkeit im Wege, die wohl nicht leicht wegzuräumen ist. — — Eine Parthie, die nicht Eigennutz zu Grunde haben soll, muss aus Neigung entstehn. So wie ich den rechtschaffenen E. selbst kenne und durch Sie näher kennen lerne, halte ich ihn für edeldenkend genug, sich über alle Eingebungen des Eigennutzes zu erheben und aus Neigung zu wählen. Aber diese Neigung muss da sein, bevor sie wirken kann; muss gefühlt werden, wenn sie Entschliessung zu Wege bringen soll. Sie lässt sich aber nicht voraussetzen, entsteht nicht aus Hörensagen, weiss nichts von Tradition oder Köhlerglauben, kennt nur Evidenz der Sinne, und übrigens keine Versicherung, wenn sie auch durch Wunder und Zeichen bekräftigt wird; wie ein neckisches, launiges Mädchen ist sie grade da, wo Ihr sie am wenigsten vermuthet, und lässt Euch vergebens warten, wo Ihr auf sie Rechnung gemacht habt. Ihre Genealogie klingt zuweilen sehr sonderbar, aber sicher ist sie noch selten aus Liebe zu des Vaters Weltweisheit entstanden.

Da diese Theorie der Neigungen sowohl auf Erfahrung als auf Grundsätzen beruht, so möchte ich mir selbst nicht gern einen Gedanken in den Kopf setzen, der mich sehr schwindelig machen könnte. In der That, ein Schwiegersohn wie E. wäre keine geringe Nahrung für meinen Stolz! — Also hiervon für dieses Mal genug.“ —

Mit welchen Gründen weist Mendelssohn den Vorschlag zurück? Sie wären vortrefflich, wenn sie von der Neigung des Mädchens handelten, aber der Vater des Mädchens spricht nur immer von der Neigung des jungen Mannes! Seiner Tochter denkt er nicht mit einer Silbe. Es kommt gar nicht die Möglichkeit in Betracht, dass sie auch eine Individualität, eine Nei-

gung haben könnte; wenn nur der Mann sie mag, ihre Einwilligung versteht sich von selbst, und „sie würde sich wohl dabei befinden." —

Diese orientalische Anschauung des Weibes, als einer Sache gleichsam, rächte sich an allen Töchtern Mendelssohn's. Dorothea zuvörderst war in dieser Weise, ebenso wie ihre Freundin Herz, noch jung einem Manne vermählt worden, dem sie keine Neigung entgegenbrachte, einem jüdischen Kaufmann Veit. Es war ein durch und durch braver, guter Mann; aber er konnte ihr nicht die Schätze eines gelehrten und tiefen Geistes bieten, die Marcus Herz seiner Frau bot und die für Dorothea durch die Kreise, in denen sie ihre Jugend verlebte, ein Bedürfniss geworden waren. So blieb denn die Ehe, trotz der Geburt zweier Söhne, eine von Grund aus unharmonische und Dorothea suchte bei den Büchern und ausser dem Hause bei ihren Freundinnen Nahrung für ihren vielseitigen und leichtbeweglichen Geist.

Da trat ihr — es war im Juli des Jahres 1797 — im Herzischen Kreise ein Mann entgegen, dem trotz seiner Jugend, — er war erst fünfundzwanzig Jahr alt, — schon ein litterarischer Ruf vorangegangen war, dem mannigfache Bildung, glänzender Witz und äussere Schönheit in ihren Augen grossen Reiz verleihen mussten — Friedrich Schlegel, der seinerseits sich auch zu ihr bald lebhaft hingezogen fühlte, obgleich sie sieben Jahre älter als er und keine Schönheit war.

Jemehr die Zuneigung zwischen diesen beiden echten Kindern der romantischen Zeit wuchs, umsomehr lockerte sich naturgemäss das Band, welches Dorothea an Simon Veit knüpfte, und es gelang den vermittelnden Bemühungen der Freunde, Henriette Herz und Schleiermacher, (in den letzten Tagen des Jahres 1798) die Scheidung zu Stande zu bringen. Ein eigentliches Zerwürfniss fand nicht statt: Veit bewies sich auch nach der Trennung immer gegen sie als edler Freund, während sie ihren Söhnen, die mit ihr lebten, eine treue, aufopfernde Mutter blieb. Der jüngste dieser Söhne war der im Jahre 1877 hochbetagt gestorbene, berühmte Maler Philipp Veit.

Eine Heirath mit Friedrich Schlegel kam vorläufig noch

nicht zu Stande. Er schreibt nach der Trennung von Veit jubelnd an seine Schwägerin Caroline (Brief 120): „Freuen Sie sich, dass mein Leben nun Grund und Boden, Mittelpunkt und Form hat; nun können ausserordentliche Dinge geschehen.“ Diese bestanden dann in der Hervorbringung des vielberufenen, von Schleiermacher vertheidigten Romans „Lucinde“, in welchem er sich in dem Julius, die über alles Geliebte in der Lucinde, der Titelheldin, darstellte.

Vorerst führte er (im Oktober 1799) Dorothea seinem Bruder Wilhelm und dessen Gattin Caroline zu, die sie in Jena gastlich aufnahmen. Hier entzündete August Wilhelm Schlegel, der alle Welt und namentlich seinen unproduktiven Bruder Friedrich zum Dichten antrieb, auch in Dorothea die Lust zum Schriftstellern. Diese Thätigkeit schildert R. Haym, der verdienstvolle Geschichtschreiber der romantischen Schule, mit folgenden Worten:*)

„Die arme Dorothea in der That, die mit so rücksichtsloser Entschlossenheit ihr Lebensschicksal an das ihres Freundes geknüpft hatte, wurde zur Dichterin, sie wusste nicht wie In ihrem Gemüth lag vieles, was, wenn es mit schöpferischer. Kraft verbunden ist, den Werth der Musenkunst erhöhen mag. Sie war der selbstlosesten Hingebung, der aufopferndsten Treue fähig und hat Beides unter harten Prüfungen in dem Verhältniss zu Friedrich, dem selbstsüchtigen, anspruchsvollen, nichts weniger als gutmüthigen Manne bewiesen. Ein starker Geist wohnte in diesem schwächlichen Körper, stark vor Allem im Stillhalten, im Dulden und Entsagen. Es ist rührend zu sehen, wie sie nicht bloss die geistigen Interessen, sondern, was schwerer ist, die Sorge ihres Freundes von ganzem Herzen theilt und seine Launen erträgt. Es ist ihr Stolz, ganz für den geliebten Mann zu leben, ihn zu entschuldigen und Alles zum Besten zu kehren. Als „Auslegerin und Ergänzerin“ stellt sie sich zwischen Friedrich und Schleiermacher, immer bemüht, die drohenden Missverständnisse und Verstimmungen zu beseitigen. Erleichtert wird ihr die Rolle des Duldens durch die tiefste

*) R. Haym: „Die romantische Schule.“ (Berlin 1870.) S. 663 ff.

Bescheidenheit und ebenso durch die unverwüstliche Heiterkeit ihres Gemüths. Von weichlicher Sentimentalität keine Spur. Ihre Briefe, die früheren zumal, zeigen neben echt weiblichem Gefühl einen Schatz munterer Laune, der ihr nie versagt und den sie in allerlei Schalkheit, in unschuldigen Neckereien, zuweilen auch in recht schnippischen Wendungen an den Mann bringt. Es muss hart kommen, wie es denn in späterer Zeit hart genug kam, wenn sie bitter und leidenschaftlich werden soll; dann meint man wohl zu sehen, wie sie die Nase rümpft und die Lippen aufwirft und es steht ihr das keineswegs gut; aber der hässliche Zug ist auch rasch wieder verschwunden, die Regel ist, dass sie, um ihre eignen Worte zu brauchen, „auch unter Thränen sich des Lachens nicht enthalten kann, wo es nur irgend etwas Lachenswerthes giebt.“ Gewiss, sie thut sich selbst Unrecht, wenn sie einmal alles Misslingen Friedrich's als ihr eigenes Verschulden auffasst, und dabei von der Disharmonie spricht, die mit ihr geboren worden und die sie nie verlassen werde. Es war keine andere Disharmonie in ihr, als die, welche ein Weib wohl zuweilen beunruhigen mag, dass ihr Gefühl sich fortwährend mit einem männlich klaren Verstande abzufinden gezwungen war. Sie war die echte Tochter Moses Mendelssohn's. Ihre Offenheit und Wahrhaftigkeit, ihr gesundes Urtheil, ihr praktischer Blick, zusammen mit ihren sonstigen trefflichen Eigenschaften, machte sie Männern wie Fichte und Schleiermacher werth. Es ist gar merkwürdig, wie ihr strebender Geist sie mit der Gedankenwelt und den Einbildungen der Romantiker verwickelte und wie sie zwischendurch doch für die unromantische Wirklichkeit, bis auf das Oekonomische herab, einen unbestochenen Sinn sich bewahrte. Gelegentlich kömmt eine Ahnung über sie, dass all' die ästhetisch-litterarischen Wichtigkeiten, die sie als Verehrerin Friedrich's eben auch wichtig nehmen muss, im Grunde blosse Nichtigkeiten seien. Sie möchte so gern in Friedrich einen Künstler sehen, aber recht lieb würde er ihr erst sein, wenn er sich als tüchtiger Bürger in einem echten Staate hervorthäte; das ganze Wesen und Wollen ihrer revolutionären Freunde scheint ihr zum Litterarischen, zur Kritik und „alle dem Zeuge“ wie

ein Riese in ein Kinderbettchen zu passen, und ginge es nach ihr, so machten sie es wie Götz von Berlichingen, der die Feder nur ansetzte, um von der Arbeit des Schwertes auszuruhen. Sie sagt das dem Freunde Schleiermacher ganz dreist und offen, und wenn man andere Stellen ihrer Briefe liest, so stellt man sich leicht vor, wie oft sie mit herzlichem Lachen die überfeinen Reflexionen Schleiermacher's unterbrochen, oder Friedrich's transcendentale Ironie über den Haufen geworfen haben wird, und wie sie dann ganz gewiss in beiden Fällen gegen die beiden wunderlichen Männer Recht hatte.“

Geschriftstellert musste nun einmal im Schlegel'schen Kreise werden, und so machte sich denn Dorothee neben anderen Arbeiten auch an einen Roman, „Florentin“. Haym sagt über denselben: „Nicht etwa, dass sie ein Seitenstück zur Lucinde zu liefern Willens gewesen wäre! Jeder Gedanke, sich mit dem „göttlichen Friedrich“ auf eine Linie stellen zu wollen, würde ihr ohne Zweifel wie ein Majestätsverbrechen vorgekommen sein. Der Verfasser der Lucinde war in ihren Augen ein Künstler; ihr war es genug, wenn es ihr gelang, ihm Ruhe zu schaffen und in Demuth als Handwerkerin Brod zu verdienen, bis er selbst es könne. Es war ein kindischer Triumph für sie, dass sie die Erste gewesen, die zur Zufriedenheit des Meisters Wilhelm einige Stanzen zu Stande gebracht, die sie ihrem Florentin in den Mund legte. Mit klopfendem Herzen und erröthenden Angesichts schickte sie die Aushängebogen des Romans, als endlich ein erster Band im Herbst 1800 fertig geworden, an Schleiermacher, und alles Lob der Freunde konnte ihre bescheidene Meinung nicht ändern. Sie fuhr fort, sich ihrer blauen Strümpfe ganz ernstlich zu schämen und über die vielen rothen Striche zu lächeln, die ihr Manuscript sich hatte gefallen lassen müssen, weil „immer der Teufel an den Stellen regierte, wo der Dativ oder Akkusativ regieren sollte.“ Das Liebste und Beste an dem Buch war in ihren Augen doch der Name Friedrich's, der sich auf dem Titel als Herausgeber genannt hatte, und die beiden an sie gerichteten, auf sie bezüglichen Sonette desselben. — Sie hätte sich immerhin ein wenig mehr auf den humoristischen Taugenichts einbilden dürfen, denn Roman gegen

Roman gehalten, ist der Florentin in seiner bescheidenen Unselbständigkeit ein hundertmal besserer Roman, als die Lucinde mit ihrer anmasslichen Originalität."

Während Dorothea so in litterarischer Thätigkeit leidliche Befriedigung fand, wurde ihr diese in ihrem häuslichen Leben sowohl durch Friedrich Schlegel's Launenhaftigkeit, als durch das immer unfreundlicher werdende Verhältniss zwischen ihr und Caroline, Wilhelm's Gattin, nicht in gleichem Masse zu Theil, Zerwürfnisse, bei denen der Löwenantheil der Schuld auf Letztere fällt. Der üble Einfluss dieser Frau wurde aber bald dadurch aufgehoben, dass sie sich von ihrem Gatten trennte, um den Philosophen Schelling zu heirathen, der zuvor ihre Tochter erster Ehe, Auguste Böhmer, gewählt hatte, sich aber, als diese starb, der Mutter zuwandte, und — abermals ein Zeichen jener Zeit — keineswegs mit seinem Freunde Wilhelm Schlegel deswegen zerfiel, sondern sie ungehindert heimführte.

Friedrich Schlegel, dessen Arbeiten in Jena weniger glücken wollten, als die seiner Freundin, riss sich endlich (im Jahre 1802) aus den hemmenden Kreisen los und reiste mit Dorothea und deren Sohn Philipp Veit nach Paris, wo Dorothea zum christlichen Glauben übertrat, und die Liebenden den Bund der Ehe schlossen. Hier widmete sich Schlegel mit Erfolg seinen indischen Studien, gab (1803) eine Zeitschrift „Europa" heraus, eröffnete ein Kollegium und sammelte einen Kreis um sich, von dem es in „Schmidt's Necrologen" heisst: „Friedrich von Schlegel lud seine deutschen Bekannten und Freunde Sonntag Abends zum Thee; öfters las er dann aus Shakespeare, oder ein Stück von Tieck vor, wo sich beim Zerbino u. a. O. Gelegenheit fand, die Masken zu nennen und ergötzliche Kommentare zu machen. Er las ausserordentlich schön; dieses Lob lehnte er ab, und äusserte, nur Tieck lese ganz herrlich, zumal den Shakespeare; dies ist wahr, doch wenn man richten sollte, müsste man eingestehn, Tieck ist der Erste in der Kunst, Schlegel in der Natürlichkeit des Vortrages. Es ging sehr angenehm in diesem Kreise zu. Dorotheas vorsorglicher, liebender Sinn wusste überhaupt die

Häuslichkeit ihres stillen, wohlgeordneten Lebens freundlich zu gestalten. Alles war traulich, heimlich, angemessen und wohlthuend um sie her. Musterhaft und angestrengt übte sie weiblichen Fleiss. Unbegreiflich ist's, wie sie noch Zeit zum Schreiben fand; allein sie, deren flinke, geschickte Hand Kleider und Wäsche nähte, Strümpfe strickte und ausbesserte, und sich am häuslichen Heerde bemühte, war auch die Kopistin aller Schriften ihres Gemals und schuf fortwährend Schönes und Treffliches. Sie arbeitete damals an dem (nicht erschienenen) zweiten Theile des Florentin, schrieb für die „Europa" gediegene Aufsätze (diese sind mit D. unterzeichnet), übersetzte den Merlin in gedrängtem, trefflichem Auszuge, führte eine ziemlich starke Korrespondenz und fand noch Zeit, die merkwürdigsten Gegenstände der Kunst zu betrachten, bisweilen Konzerte und Schauspiele zu besuchen, alles Neue zu lesen, die Abende durch Geselligkeit zu erheitern, durch Vorlesungen zu beseelen. Hinreissend schön las sie vor, doch stets nur im engsten Kreise und wenn Friedrich in seinem Zimmer arbeitete. Vor Wenigen nur bekannte sie sich als die Verfasserinn des Florentin und ihrer anderen Dichtungen und Schriften. Sie war stolz darauf, dass ihre Sachen unter Schlegel's Namen erschienen, und äusserte überhaupt, dass Berühmtheit den Frauen nicht wohlthue, und dass sie jedes Glück und jeden Glanz nur von der Liebe erwarten und annehmen müssten. Sie war bald das Herz, bald die Hand, bald der Geist ihres Mannes, und nur sie selbst, um alles dieses recht schön und genügend zu sein. Sie stand in dieser Art ganz einzeln auf ihrer Höhe liebender Hingebung und Werkthätigkeit, und immer war sie stark, freudig und heiter, ihrer selbst mächtig, und für Andere vollhaltig da. Ihre Schwester Henriette, die Rahel in ihren Briefen „das Feinste und Tiefste nennt, was sie gekannt," hatte einen stilleren Zauber, einen gehalteneren Ernst, war wenig expansiv, und bedachtvoller auf alle Aeusserlichkeiten, indess es innerlich vielleicht nichts Glühenderes und Reichhaltigeres, noch Zarteres gab, als sie."

Die Pariser Zeit war der Glanzpunkt in Dorotheens Leben, aus dessen fernerem Verlauf nur noch anzuführen ist, dass

sie sammt ihrem Gatten und Sohn Philipp auf der Rückreise von Paris in Kölln zur katholischen Religion übertrat. Später (1818—19) lebte sie bei ihren Söhnen, die sich der Malerei widmeten, in Rom, und verkehrte dort viel in dem Humboldtschen Kreise. Den Rest ihres vielbewegten Lebens brachte sie in Frankfurt a.M. zu, woselbst Friedrich Schlegel östreichischer Legationsrath bei der Bundestagsgesandtschaft geworden war und bis zu seinem Tode 1829 blieb. Sie starb im Jahr 1839.

Moses Mendelssohn's zweite Tochter, Recha, wurde an den Mecklenburgischen Hofagenten Meyer verheirathet. Auch diese Ehe war keine glückliche und wurde nach einiger Zeit aufgelöst. Recha gründete dann eine Pensionsanstalt für junge Mädchen in Altona und lebte später in Berlin in naher Beziehung zu ihrem Bruder Abraham. Sie war eine geistvolle, kluge, leider aber sehr kränkliche Frau.

Die dritte Tochter, Henriette, blieb unverheirathet, lebte in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts in Wien, ging, wahrscheinlich durch ihren Bruder Abraham veranlasst, nach Paris, und leitete hier ebenfalls eine Pensionsanstalt in dem grossen Garten des Fouldschen Hauses.

Varnhagen v. Ense schildert ihr dortiges Leben im Jahre 1810*) folgendermassen: „Nach dem vielfachen Tagesgewirr, und wenn weder Frascati noch eines der Theater besucht wurden, oft auch schon vom frühen Nachmittag an, gewährte mir ein Garten in der Rue Richer den traulichsten, beruhigendsten Aufenthalt. Dort wohnte in einem Gartenhause Henriette Mendelssohn, die sinnvolle, feingebildete Schwester der Frau v. Schlegel, und leitete eine Pensionsanstalt kleiner Mädchen. Sie selbst war unansehnlich, etwas verwachsen, aber dennoch eine Erscheinung, von der man sich angezogen fühlte, so sanft und doch so sicher, so bescheiden und doch zuverlässig war ihr ganzes Wesen. Sie hatte scharfen Verstand, ausgebreitete Kenntnisse, helles Urtheil und dabei die feinste Weltsitte, den erlesensten Takt. Mit der Litteratur

*) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens von K. A. Varnhagen v. Ense. 3. verm. Aufl.

der Deutschen, der Franzosen und Engländer, zum Theil auch der Italiäner, war sie wohlvertraut und sprach das Französische und Englische wie eine Eingeborene. Bei solchen Eigenschaften konnte ihr ein edler Gesellschaftskreis nicht fehlen, den sie jedoch um ihres Pflichtberufes willen möglichst einzuschränken suchte. Als Frau v. Staël noch in Paris sein durfte, kam sie öfter zu Fräulein Mendelssohn, ebenso Benjamin Constant; Frau von Constant sah ich zuerst bei ihr. Mad. Fould, welche das Vorderhaus des Gartens bewohnte, führte bisweilen ihre Gäste der angenehmen Freundin zu; Spontini sass hier ganze Abende mit uns im Mondschein und sann auf neue Lorbeeren, die er den durch die Vestalin jüngst gewonnenen hinzufügen könnte, wenigstens schien er sehr zerstreut und nahm an den Gesprächen wenig Theil. Frau von Pobeheim brachte den Dänen Heiberg mit, der durch Talleyrand im auswärtigen Ministerium angestellt worden war, aber Musse genug behielt, um vorzugsweise der Litteratur zu leben. Auch Frau von Chézy und Frau von Quandt, beide aus Berlin, sah ich hier zum ersten Mal. Humboldt stand, wenn auch jetzt etwas entfernt, in bestem Andenken; Koreff und der Baron Drieberg erschienen seit einiger Zeit selten; desto häufiger der Ritter von Eskeles, der früher in Wien um die Hand der liebenswürdigen Erzieherin geworben hatte und noch jetzt ihr mit Neigung zugewandt war.

Hier fanden oft merkwürdige Unterhaltungen statt; die deutschen und französischen Ansichten, welche meist keine Vermittelung zuzulassen schienen, empfingen sie unerwartet durch die glückliche Uebersetzung, welche Fräulein Mendelssohn ihnen zu geben wusste, und wobei gerade die Worte am wenigsten übersetzt werden durften. Hier wurde der Inhalt des noch unter der Presse befindlichen Buches der Frau von Staël über Deutschland im Voraus erörtert, und ich erhielt darauf im tiefsten Vertrauen die Aushängebogen desselben ausgeliefert, die ich wohl mit Spannung, aber auch mit Missbehagen und zum Theil mit Unwillen las, indem ich einseitig und ungerecht nicht erwägen wollte, was und wie das Buch in Frankreich wirken müsse, sondern nur wiefern es für uns das Deutsche

wiedergäbe. Bisweilen traten auch, wenn der Boden sicher war, die politischen Meinungen ohne Scheu hervor, und da war es merkwürdig, welche Kenntniss der geheimsten Verhältnisse und Thatsachen hier von stillen Privatpersonen oft überraschend dargelegt wurde, eine Kenntniss, nach welcher ich die Diplomaten nicht selten mit äusserster Anstrengung und doch vergebens jagen sah. Die näheren Ursachen der Entlassung Fouché's, die Ränke des nachher so berüchtigten Ouvrard und was sonst damit zusammenhing, alles wurde hier in grösster Genauigkeit mitgetheilt.

Lieber als die gesellschaftlichen Abende waren mir die einsamen, wo ich Fräulein Mendelssohn ganz in ihrer Häuslichkeit traf, und in deutscher Sprache nur deutsche Gegenstände besprochen wurden. Die Fenster ihres Salons waren von aussen mit Weinlaub dicht überkleidet, welches zugleich der Sonnengluth wehrte und die Abendkühle milderte; hinter solchem Vorhange sassen wir auf dem niedrigen Fensterbrett bisweilen stundenlang, und riefen die theuren Bilder des Vaterlandes hervor, die gemeinsamen Freunde und Bekannten, deren sich immer mehr fanden, die uns liebsten Erscheinungen der Poesie und Kunst, und oft auch wurden die höchsten Anliegen der Menschen der Stoff unserer Betrachtung.

Fräulein Mendelssohn huldigte durchaus der Vernunft und wies alle anderen Quellen der Erkenntniss entschieden zurück. Ihre Liebe zu Frau von Schlegel war getrübt, seit diese mit ihrem Manne katholisch geworden war; sie hatte Rechenschaft über diesen ihr ganz unbegreiflichen Schritt von der Schwester gefordert und nicht erhalten, sondern nur die eifrige Mahnung, sich ebenfalls der römischen Kirche in die Arme zu werfen, eine Zumuthung, welche nur mit Unmuth verlacht und ein für allemal verbeten worden. Ich musste genau erzählen, was ich von den Neubekehrten wusste, wie ich mir die Sache vorgegangen dächte, welche Erklärungen sich dafür annehmen liessen, denn dass ein Geist wie Friedrich von Schlegel sich blindlings dem Glauben der römischen Kirche ergeben könne, schien so wenig möglich, als ihm bloss irdische Triebfedern Schuld zu geben."

In diesem anmuthigen Heim lernte der General Sebastiani Henriette Mendelssohn kennen und vertraute ihr die Erziehung seiner Tochter Fanny an. Hier traf sie Varnhagen 1814 wieder und berichtet darüber:*)

„Henriette Mendelssohn glaubte ich mit ihrem Zögling, der Tochter des Generals Sebastiani, in der Normandie, ich fand sie aber unvermuthet, als ich gerade zu Metternich gehen wollte, der im Sebastianischen Hotel wohnte. Mit ihr war durch den Eintritt in dieses Haus eine grosse Veränderung vorgegangen, sie war katholisch geworden, nicht eigentlich schon im Besitz eines festen Glaubens, aber voll Hoffnung ihn zu erlangen, und so traten die äusseren Ereignisse, wie gross sie auch sein mochten, ihr sehr zurück gegen die inneren, mit denen sie täglich zu kämpfen hatte. Ich konnte ihr von keinem Troste sein, im Gegentheil mehrte ich nur ihre Unruhe, denn sie sah mich grade so reich, als sie geworden war, ohne dass ich in dieser Richtung reicher zu werden begehrte, was allerdings ihr Fall war, und wenn ihr dies zu werden gelang, so sah sie voraus, dass sie mich würde verwerfen müssen, was sie nur eben jetzt noch nicht durfte, da sie eingestandener Weise das mir Fehlende auch erst zu erringen hoffte. Eine wunderliche Verwirrung, in der aber doch mehr Unbeqnemes als Unterhaltendes war, und die unsern Umgang etwas ermatten liess." —

Möge nun diese Schilderung des Seelenzustandes der Neubekehrten etwas gefärbt sein, oder nicht, soviel steht fest, dass Henriette den Frieden, den sie in der neuen Religion suchte, auch fand, und dass sie als überzeugungstreue Katholikin lebte und starb, ohne von den unangenehmen Eigenschaften, die so manchen Konvertiten oft anhaften, das mindeste angenommen zu haben. Ueber ihre Erlebnisse im Sebastianischen Hause, in dem sie bis zu Fanny Sebastiani's Verheirathung im Jahre 1824 blieb, geben ihre vielen, an die Mendelssohn'sche Familie gerichteten Briefe Auskunft.

„Glänzendes Elend" kann man das Leben nennen, welches sie führte. Fanny Sebastiani war eine reiche Erbin, scheint

*) a. a. O. Th. IV. S. 137.

auch ein gut geartetes, williges, aber im Grunde wenig beanlagtes Kind gewesen zu sein; doch mit welcher Aufopferung widmete sich Henriette dem undankbaren Geschäft, diesem magern französischen Boden durch deutschen Fleiss einigermassen lohnende Früchte abzugewinnen. Der Anfang freilich lautet ganz erfreulich in einem Brief an ihre Schwägerin Lea: „Herr R. wird Euch gesagt haben, dass er mich in einem der prächtigsten Hôtels von Paris besucht hat und aus einer der schönsten Equipagen hat steigen sehn. Dies und noch weit mehr ist Alles sehr wahr und ich versichere Euch, liebe Schwestern, es ist garnicht dumm, so die Dame zu spielen, nur fällt mir auf eine sehr unbequeme Weise immer ein gewisses Lied meiner Grossmutter ein: „Wenn's immer so wäre!" — Unterdess geniesse ich dankbar, bis es anders wird. Das Beste, was ich jetzt besitze, das ganz wunderbare, unendlich liebliche Kind, und das unumschränkte Zutrauen ihres Vaters, dessen er mich unausgesetzt noch in seinen Briefen versichert, kann mir nur der Tod rauben, und vor dem müssen wir uns freilich beugen. — Erinnern Sie sich der Champs Elysées und der schönen Hôtels im Faubourg St. Honoré, die ihre Gärten nach diesen Champs Elysées haben? Nun, ein solches bewohne ich, und zwar Wand an Wand mit dem Kaiser, der im Elysée wohnt. Du, lieber Abraham,*) wirst Dich selbst des Hauses erinnern, es hat vor Zeiten der Marquis de Gallo darin gewohnt. Es ist aber *revu et corrigé*, der General hat es auf's Prächtigste und zugleich Geschmackvollste meubliren lassen und eine schöne Gemäldesammlung angeschafft. In diesem Hôtel nun bewohne ich im 2. Stock eine Suite von 4 Zimmern, die alle die Aussicht nach den Champs Elysées und unendlichen daranstossenden Gärten haben. In allen diesen Zimmern ist beständig Kaminfeuer, sehr komfortable Fussteppiche und alles, was man zur Gemüthlichkeit wünschen kann. Zu meiner und des Kindes Bedienung haben wir eine Köchin, die ich aus meinem Hause mitgebracht, zwei Kammerfrauen und einen Bedienten. Wagen und Pferde auf des Generals ausdrücklichen

*) Der zweite Sohn Moses Mendelssohn's.

Befehl bloss zu meiner Disposition. — Ich habe meine eigene Wirthschaft (wie Mama das Wort Haushaltung immer nennt) und der Intendant bezahlt, was ich dafür ausgebe. Aus dem Benehmen selbst dieses Intendanten sehe ich, wie der General mich behandelt wissen will. Was ich nur wünsche oder nöthig glaube, ist wie hergezaubert da. Kurz, ich wiederhole Euch, es ist nicht möglich, ehrenvoller und schmeichelhafter behandelt zu werden, als mir hier widerfährt. Und ich bin ganz Deiner Meinung, lieber Joseph, dass diese Behandlung und die Meinung des Vaters trotz allem übrigen Guten doch das Beste ist. Auch die Mutter überhäuft mich mit Protestationen — kurz, es geht ganz gut, und wenn mir der Allmächtige das Kind erhält, und mir gewährt, es trotz der leichtsinnigen Umgebung gut, fromm und einfach zu erziehen, so will ich meine Bestimmung segnen! — Gut ist es, dass ich mich von jeher zur Einsamkeit gewöhnte, denn freilich verlebe ich die Abende ganz allein, und von dem, was man gewöhnlich Vergnügen nennt, kann die Rede nicht sein, da ich sie nicht verlasse und sie auch nicht zu solchen Dingen gewöhnen will. Aber diese Zurückgezogenheit kommt bloss den andern Leuten sehr traurig vor, mich erschreckt sie nicht, ich weiss nicht, was ich dieses Kindes wegen nicht thäte, so unaussprechlich lieblich ist sie! Dein Bild, lieber Abraham, hängt an meinem Bette, und da habe ich ihr einen Morgen erzählt, dass Du auch eine Fanny habest, nun fragt sie mich jedesmal beim Aufwachen, wie sich Deine Fanny befindet, und sendet Deinem Bild Grüsse zu. — Ich habe nie ein schöneres, von Geist und Gemüth ausgezeichneteres Geschöpf gesehen, als dieses! Freilich kann ich mir auch das Zeugniss geben, dass Wenige dies Kind so verstehen wie ich, obgleich sie von Allen auf Händen getragen wird, aber bloss unter meinen ist sie in den wenigen Tagen — aufgeblüht möchte ich sagen. Gott erhalte sie mir!“

Jedoch einige Jahre später schreibt sie der Schwägerin: „Fanny liebt Sie und die Ihrigen zärtlichst und denkt in Liebe der Kinder. Sie wird täglich schöner, besser und bedeutender, wenn auch nicht unterrichteter; was hilft das aber? Ich sehe die sogenannte grosse Welt mit ihren verderblichen Forderungen

und Versprechungen wie eine gewaltige Schneelawine näher kommen und alles mühsam Erreichte und Gepflanzte in einem Moment zerstören.“ —

In dem Kampf mit allen möglichen derartigen Einflüssen verging Henriettes Leben, und schliesslich hatte sie doch mit jenen Worten einen leider nur zu prophetischen Ausspruch gethan: sie bewahrheiteten sich auf das Schrecklichste.

In einem andern Brief heisst es: „Fanny hat auf ihre Weise an Fanny Mendelssohn geschrieben; es ist nicht viel an dem Briefe. Ueberhaupt ist die einzige Virtuosität dieses Mädchens das eigentliche Sein. Ihr Gemüth, ihre Manier sind liebenswürdig; aber sie ist ganz ohne Talent und Neigung zum Lernen. Sie bedürfte Ihres Unterrichts, liebe Lea, ich bin zu ungeduldig und regellos.“ — Es wurde immer stiller um die Beiden. „Ich weiss nicht, was Sie aus meinem Leben interessiren könnte, ich habe den Winter über sehr einsam und eingezogener als je gelebt, ich bin nicht zweimal in sechs Monaten in Gesellschaft und noch weniger im Theater gewesen, und nun lebe ich hier (in Viry, einem Dörfchen nahe bei Paris) mit Fanny unter Blumen, Blüthen, Bäumen und Wasserfällen ein sehr einsames, aber doch vergnügliches Leben, von dem sich nur nicht viel sagen lässt, denn es bleibt doch wahr, bloss Menschen sind den Menschen wichtig, in der sinnlichen Natur ist alles Uebrige blosse Zugabe.“ —

Eine Unterbrechung in dies einförmige Leben und das fast ausschliessliche Zusammensein mit einem unentwickelten, trägen Kinde — denn dass sie das war, wird doch allmälig auch dem liebenden Gemüth ihrer Erzieherin klar — brachte 1819 die Anwesenheit ihres geliebtesten Bruders Abraham in Paris, die sie in vollen Zügen genoss, und namentlich eine Reise, die dieser mit ihr nach Havre machte: „Ich habe meiner eigenen Lust und Ihres Gemahls ausgezeichnetem Reisetalent nicht widerstehen können, und so ist aus einer Fahrt von 4 Stunden, die ich ihm vorgeschlagen, während Fanny S. auf 14 Tage mit ihrem Vater zu Leuten gegangen, wo ich meine Gegenwart nicht nöthig hielt, eine Reise von 8 oder 10 Tagen geworden, die mir, da ich seit ebensoviel Jahren nicht weiter

als etwa 4 lieues von Paris mich entfernt, als das grösste Unternehmen vorkommt, das seit Columbus selig gemacht worden ist! Wir sind nun wirklich in Havre, haben das Meer, und Ebb' und Fluth, und grosse und kleine Schiffe von Innen und Aussen gesehen, und bewundert, und wo uns nur irgend etwas gefiel oder in Erstaunen setzte, war es Abrahams und mein stiller Wunsch, es Ihnen und den Kindern zeigen zu können. Aber seien Sie ruhig, liebste Lea, mir ist dieser Wunsch nicht über die Lippen, wenn auch oft in die Seele gekommen, ich begreife Ihre Liebe zur ungestörten Ruhe, und kann es nur bedauern, dass Ihnen darüber so mancher Genuss entgeht, und besonders, dass Sie Abrahams Reise-Liebenswürdigkeit so brach liegen lassen, es ist nicht möglich, artiger, gütiger, geduldiger, und gleicherer Laune zu sein, ich setze nämlich voraus, dass er Ihre Briefe pünktlich erhält, denn entfernt von Ihnen scheint es, dass ihm diese Briefe ein Lebens- und Liebesbedürfniss sind. Bei unserer Ankunft gestern hat er einen vorgefunden, und nun bleibt er nur deshalb noch den morgenden Tag hier, um sicher zu sein, Ihren nächsten Brief nicht zu verfehlen, denn es geht übermorgen zurück nach Paris, wo ich denn in Viry an Allem was ich jetzt sehe, mich noch lange erfreuen will. Haben Sie schon ein grosses Schiff gesehen? Ja, ich erinnere mich, dass Sie in Hamburg waren, also können Sie mich verstehn, im Fall Sie auch nicht meiner Meinung sind, wenn ich Ihnen sage, dass ich bei aller Bewunderung, die ich dem menschlichen Geist nicht versagen kann, wenn ich sehe wie er dieses furchtbare Element betrügt, bekämpft und regiert, doch eigentlich wenig dabei fühle; das kleinste Gedicht von Göthe rührt mich mehr, und macht mich stolzer auf die Menschheit. — Das wirklich Erhabene ist das Meer und seine Wogen, dieser Ernst und diese Kraft, wenn die Wellen sich am Ufer mit Getöse brechen, sind erschütternd, und ziehen mich mehr an, als das schmutzige und störende Gewimmel und Getümmel auf den Schiffen. Es neigt sich mein Gemüth immer mehr und mehr zur Stille, — es will Abend werden." —

Vom Jahr 1820 ab war es nicht mehr so einsam im Haus, aber leider verlor Henriette eher bei der Veränderung,

als dass sie gewann. „Ich sitze hier mit dem langweiligsten stupidesten Menschen von allen, die auf diese Weise das Leben durchziehn, ganz allein an einem langen Winterabend; wie ich aber nach einem so verlebten Abend, wo nicht einmal Fanny zu Haus ist, Geist und Leben zu einem Brief an Sie, liebste Lea, hernehmen soll, das weiss ich selbst noch nicht; ich will auch garnicht überlegen *tant pis pour vous!* Sie werden mich denn doch leicht los, es ist nur ein Brief, und man kann ihn bei Seite schieben, er geht doch nicht den ganzen Abend im Zimmer auf und ab, speit nicht, schnarcht nicht beim Athemholen wie mein Nebenmensch, mein täglicher Gesellschafter seit 2 Monaten und vielleicht auf 5 Jahre, denn es ist ein Deputirter! — Sie sehn, ich leide für die gute Sache! — Wenn es aber unter den 3 konstituirten Gewalten, aus denen die repräsentative Monarchie besteht, viele solcher Käuze giebt, so ists warlich schlimm, und ich für mein Theil zöge dann die Türkei oder jeden andern Despotismus vor.“ Und in einem andern Brief heisst es: „Ihr in Eurer paradiesischen Künstlerwelt lebt so vergnüglich, während die innere und äussere Politik hier mit der bekannten französischen Lebhaftigkeit, und mit dem grössten Lärm als das einzig wichtige behandelt wird. Freilich, wenn ich hier sage, so gilt das bloss dem Cirkel, oder bestimmter zu reden dem Hause, dem Zimmer, in dem ich lebe. Wir hören von nichts anderem, als sogenannter Politik, und sehn bloss eine gewisse Anzahl Deputirter, recht eigentliche Repräsentanten der Langeweile. Es wird viel hin und her gesprochen, wobei ich mich nicht enthalten kann Fanny zu bedauern, dass ihr Knospenalter unter diesen Gesprächen vergeht, und für mich selbst die Achseln zu zucken, wenn alles doch darauf hinausläuft, dass die Herren im Spiegel der Zeiten immer nur ihr eigenes Bild sehn. Und diese sind noch die Besseren, denn der Eigennutz ist noch ein schlechteres Motiv als die Eitelkeit.“ — Daran schliesst sich ein allerliebstes weibernes Glaubensbekenntniss: „Ich sehe aus Ihren ernsthaften Ermahnungen und Auseinandersetzungen, dass Sie meine Neckereien, die eigentlich Mendelssohn allein betrafen, missverstanden, und, mich wenigstens für eine Jako-

binerin haltend, die jedem Fürsten und Grafen den Hals umdrehen möchte, sich mit den besten Gründen gegen meinen Liberalismus vertheidigen. Wie sehr bedaure ich, dass ich Ihren Brief nicht allen denen hier verständlich machen kann, die meinen vermeintlichen Hang zu den Ultra's tadeln. Eigentlich sind aber beide Beschuldigungen gewissermassen begründet, denn ich mache es wie Praxiteles mit seiner Venus, ich nehme von jeder Parthei was mir gefällt, und bilde mir daraus so eine Politik fürs Haus, zum eigenen Gebrauch; zu dieser gehört es aber auf keine Weise, persönlichen Werth in höheren Ständen nicht gelten zu lassen. Gute, gebildete, geistreiche Menschen sind selten, aber gewiss haben bis jetzt die höheren Klassen, schon durch ihre Sicherheit im Leben einen Schritt vor uns anderen voraus; freilich geschieht es auch wohl, dass sie eben auf diesem Punkt stehen bleiben, und garnicht umher sehn, wer an ihnen vorübereilt, sondern sich noch immer die Ersten dünken." —

Nach diesen langweiligen Wintern war es denn freilich eine Erholung, wenn sie in den Sommern wieder aufs Land, in die Einsamkeit gingen, und Henriette geniesst es mit echt deutschem Sinn: „Ich bin," schreibt sie 1821, „seit 3 Wochen mit Fanny auf dem Lande, zwar in der völligsten Abgeschiedenheit, aber auch im ungestörtesten Genuss des poetischesten Frühlings, den wir noch erlebt! Alles, was man in spanischen Romanzen von Blumen, Vogelgesang, blinkendem Thau und funkelnden Sternen liest, das haben und geniessen wir in ganzer Fülle! — Wir bewohnen ein kleines freundliches Landhaus von duftenden Gewächsen und schattigen Bäumen umgeben, es liegt nah genug an der Seine, dass wir bald die reizenden Ufer zu unserm Spaziergang wählen, bald auf dem Fluss selbst den Sonnenuntergang erwarten. Rechnen Sie nun dazu, Liebe, dass ich in diesem Augenblick vielen sehr unangenehmen Familienscenen in Paris entgehe, dass Fanny sich in dieser Einsamkeit nicht missfällt, und Sie werden es gerne glauben, dass ich kaum einen andern Wunsch noch habe, als mit Ihnen und Euch allen, die Ihr mir so lieb seid, mein Vergnügen theilen zu können. Ich breche keine Blume, ohne an mein

Beckchen*) zu denken, das Klavier erinnert mich an den herrlichen Genuss, den die Kinder verschaffen würden, und der Mangel an vernünftiger, geistreicher Unterhaltung lässt mich die Eltern doppelt vermissen. — Fanny hat eine gute Stimme, aber Gott weiss, sie singt im Schweisse meines Angesichts, denn sie ist von Grund aus unmusikalisch, und zugleich so träge und ungeduldig, dass es einem recht guten italienischen Singlehrer, den ich ihr gegeben, nicht gelingen würde, etwas aus ihr zu bilden, wenn ich nicht durch ewig wiederholtes Bemühen nachhülfe.“ —

War jene Havrereise mit ihrem Bruder eine wirkliche Erfrischung gewesen, so kann man dies weniger sagen von einer im Jahre 1823 mit General Sebastiani und Fanny unternommenen nach der Provence:

„Freunde und Badegäste bedauerten uns, eben in der heissesten Jahreszeit eine Reise nach dem brennenden Süden zu unternehmen, und diejenigen, welche das Land und meine Neigung für schattige Spaziergänge, stille Ruheplätze, und reine, milde Luft kannten, machten mich ganz bange durch Beschreibungen, die jenen Thümmelschen sehr unähnlich waren; desto ähnlicher waren sie aber der Provence, die ich nun, freilich zur ungünstigsten Zeit gesehen. Noch hat mir von den Ländern, die ich kennen gelernt, keines so missfallen als diese Provence mit ihren traurigen Olivenwäldern, entlaubten Maulbeerbäumen, die einem die nackten Zweige entgegenstrecken, seinen kahlen Felsen, und dem verdorrten Boden, auf welchen die Granathecken wie zur Strafe hingebannt scheinen. Während Sie nun auf diesem staubigen Boden fortrollen und das unerfrischte Auge vor der brennenden Sonne verschliessen, wird Ihr Ohr unaufhörlich durch das betäubende Geschrei riesenhafter Heuschrecken beleidigt, die auf beiden Seiten der Heerstrasse ihr Wesen treiben, und mich, als wäre es eine vermehrte Auflage der pharaonischen Plage recht eigentlich zur Verzweiflung brachten. So ging es bis zum Pont du Gard vor Nîmes. Hier meine Liebe bin ich geneigt, den St. Preux zu

*) Rebecka, die zweite Tochter Abraham Mendelssohn's.

parodiren, sein Anruf an den Schöpfer „*j'avais une âme pour la douleur, donnez m'en une pour la félicité*“ kommt mir in den Sinn. Ich habe wohl Ausdrücke finden können, Ihnen mein Missfallen an dem französischen Afrika zu schildern, aber es ist mir ganz unmöglich, Ihnen von diesem der Ewigkeit trotzenden Monumente und der von der Natur so reich ausgestatteten Wildniss in welcher es die Römer hingezaubert etwas anders zu sagen als — es ist unbeschreiblich, und von einem Eindruck, der sich mit nichts vergleichen lässt. Dieses Monument allein ist die Reise schon werth, obgleich auch das Amphitheater in Nîmes sowie die übrigen dort befindlichen Alterthümer die Seele mit staunender Bewunderung für jenes Riesenvolk erfüllen — aber freilich — tritt man heraus, aus jenen ernsten erhabenen Steinmassen, so wird man peinlich gestört, sowohl durch den Anblick der schlechten dürftigen Wohnungen des jetzigen Geschlechts, als durch die wilden brutalen Züge des Volks selbst, unter welchem die, in unsern verhängnissvollen Zeiten so berüchtigten Mörder ganz ruhig, obschon bekannt, leben, und die jedem Hasse, jeder politischen Meinung, die ihnen Gold bietet, zu Gebote stehn. — Wie ganz anders ist es beim Pont de Gard! Da rauscht der Bergstrom noch wie vor 2000 Jahren, da ranken Feigen- und Granatbäume am Felsen hinan, und schlingen sich zwischen den Arkaden und Säulen hindurch wie die unermüdliche Natur es ihnen nach 2000 Jahren noch gebieten wird.

Aber, Liebe, zu meinem Schrecken werde ich gewahr, dass auch ich noch 2000 Jahr dauern müsste, um diesen Brief zu endigen, da ich auf der fünften Seite erst in Nîmes bin! Seien Sie aber unbesorgt, ich will Ihnen nur geschwind noch zwei Erfahrungen mittheilen, die ich von dieser Reise mitgebracht, dass nemlich das Klima, in welchem wir geboren, möge man es auch noch so früh mit einem andern vertauschen, unsere Sinnesart modificirt und unbesiegbare Rechte auf uns erhält, zweitens, dass die ächte, wahre, rein moralische, religiöse und philosophische Bildung, die allein doch nur den Namen der Civilisation verdient, bloss im Norden zu Haus ist — und nun führe ich Sie schnell über Marseille, wo wir 8 Tage verweilten,

und Avignon, wo wir die Fontaine de Vaucluse — nicht gesehen, nach Paris zurück, wo wir nun leider! den Rest des Sommers ausharren müssen.“ —

Nun aber nahte eine wirklich tragische Epoche für die Arme: Fanny Sebastiani, eine sehr reiche Erbin, kam in das heirathsfähige Alter, und ihre treue Erzieherin, die Jahre und Jahre mit liebender Sorgfalt Mutterstelle an ihr vertreten, sollte erkennen, dass es schliesslich doch nur eine Rolle gewesen, die sie dort hatte spielen müssen. Jene Worte: „Ich sehe die grosse Welt mit ihren verderblichen Forderungen und Versprechungen wie eine gewaltige Schneelawine näher kommen, und Alles mühsam erreichte und gepflanzte in einem Moment zerstören“ — sie fingen an, wahr zu werden; ihre letzte, schreckliche und buchstäbliche Erfüllung hat sie glücklicher Weise nicht mehr erlebt.

Am 11. Mai 1824 schreibt sie an ihren Bruder Abraham: „Erinnerst Du Dich wohl lieber Bruder des Tages bei Deinem letzten Aufenthalte in Paris — wo Du mir Dein Manneswort gabst, dass, sobald ich die Aufforderung an Dich ergehen lassen würde, Du mir mit Rath und That beistehen, ja selbst kommen würdest, wenn es Noth thäte? Ich fordere Dich noch nicht auf, Dein Wort zu erfüllen, obgleich eine sehr grosse Veränderung meiner Lage mir sehr nahe war, aber meine Freude, Euch alle hier zu sehn, wäre um so reiner und grösser. — Was ich mit allem diesen sagen will, ist folgendes: Unter zehn Freiern, die sich seit der Rückkunft des Generals aus Corsica (vor etwa zwei Monaten) um Fanny's Hand bewarben, war es nahe, sehr nahe daran, dass der Vater den glänzendsten und — schlechtesten gewählt hätte. Wie aber hier in grossen Familien eine solche Unterhandlung betrieben wird, vor dieser Erfahrung hat Euch Gott behütet. Es war eine sehr schlimme Zeit, bei der mir die Gegenwart unsres Bruders*) ein wahrer Trost war! Von dieser Heirath ist nun die Rede nicht mehr, aber in wenigen Monaten soll hoffentlich eine andere zu Stande kommen, von welcher für meine arme Fanny so viel Gutes

*) Joseph.

zu erwarten ist, — als es die gefährliche Lage einer reichen Erbin erlaubt. Wie sehr mich alles dies, nebst den erregenden Bestandtheilen von Intriguen, Klatschereien, Eitelkeit, Leichtsinn und dergleichen erschüttert, beschäftigt und betrübt hatte, werden Sie*) bei aller Mutterliebe doch nur halb begreifen, denn bei Ihnen und Mendelssohn fehlen ja eben diese schlechten Elemente! Fanny selbst hat sich recht brav und einfach gut gezeigt. Wir gehen nun in wenigen Tagen aufs Land, — wo sie ihre gewohnte Lebensweise hoffentlich ruhig fortsetzen soll, bis ihre Stunde schlägt. Was ich dann vorzunehmen gedenke, darüber bin ich selbst noch ungewiss, wahrscheinlich werde ich noch einige Monate nach der Verheirathung im Hause — wenigstens wohnen, — und dann mit Gottes Hülfe wieder in Eurer Nähe leben."

Am 10. Juni 1824 heisst es dann weiter: „Um Euch zu erklären, wie es mir möglich gewesen, Fanny's nun entschiedene, und ziemlich nahe Verbindung mit dem Sohne des Herzogs von Praslin nicht schon früher angekündigt zu haben, dazu möchte ich das Wundertalent unseres Felix besitzen, um Euch in leidenschaftlichem Gesang den *Constrasto d'affetti* zu schildern, der mir seit diesen letzten drei Monaten das Herz zerreisst — mit Worten würde ich es vergeblich versuchen! Vor einigen Monaten, als man im Begriff war, eine traurige Wahl zu treffen, war ich um Fanny in der höchsten Besorgniss, und grämte mich tief über das traurige Loos, das ihr bevorstand. Nun aber mit Gottes Hülfe eine andere Verbindung zu Stande gekommen ist, von der sich, auch wenn die schönen Hochzeitkleider vertragen sein werden, manches Gute erwarten lässt, und Fanny so überselig ist, bin ich selbst meine Qual, — und die Frage von sogenannten theilnehmenden Freunden: „Was denken Sie zu thun?" — ist mir ein schneidendes Schwerdt. Dass die Treue und Liebe, die ich dem Kinde und dem Mädchen in dieser Reihe von Jahren bewiesen, eigentlich nur eine Rolle war, dass der Vorhang nun fällt und Fanny morgen in einem neuen Stück erscheint, in welchem keine Rolle für mich ist,

*) Hier wird Abraham's Frau, Lea angeredet.

das hätte ich mir allerdings immer sagen sollen, — vielleicht habe ich mir es auch zuweilen gesagt, — aber wie ganz anders dringt die Wirklichkeit ein! — danken Sie Gott, liebe Schwester, dass Sie dies nie empfinden werden, dass die Versorgung Ihrer Fanny eine für Sie neue, ungetrübte Freude sein wird.

Fanny's Bräutigam ist der Sohn des Herzogs von Choiseul-Praslin — ein junger Mensch von 19 Jahren, der noch vor etwa drei Monaten auf keine Weise an irgend eine Heirath dachte, sondern sich zur *École polytechnique* vorbereitete, wo er eben eintreten sollte. Die Furcht vor der Heirath mit dem Sohn des Herzogs von Fitz-James, ein verdorbener, ausschweifender, junger Mensch, und die Schwierigkeiten, die sich den Wünschen anderer Bewerber entgegenstellten, brachten einige Freunde des Hauses, die zugleich den Herzog kannten, darauf, diesem den Vorschlag zu thun, Fanny für seinen Sohn zu fordern. Er war es sogleich zufrieden, — der junge Mensch, der Fanny wohl schon gesehen hatte, auch — und so kam denn die Verbindung zu Stande. Im September wird die Heirath vollzogen, und an demselben Tage reisen die jungen Eheleute auf ein Gut ihrer Aeltern, das Sie, liebe Schwester, sehr gut aus den Briefen der Sévigné kennen. Es ist dasselbe Schloss, das der Surintendant Fouquet mit so ungeheurem Aufwande bauen liess, und wo er selbst bei einem Fest, das er Ludwig XIV. gab, verhaftet wurde. Durch die Genealogie der Frauen ist dies ungeheure, halbverwüstete, mir sehr widrige Schloss jetzt in der Familie Praslin. Noch sind die Zimmerverzierungen dieselben, man sieht überall an den Wänden Eichhörnchen (Fouquets Wappen) gemalt, die von zischenden Schlangen verfolgt werden. Diese waren bekanntlich in Colberts Wappen. Die Bettvorhänge des Herzogs von Praslin sind dieselben, unter denen Ludwig XIV. schlief, wenn er eine Nacht in Vaux zubrachte. — Aber trotz allen diesen Alterthümlichkeiten ist das Schloss verwüstet, und erfordert jährlich mehr als 20,000 Francs, um nur nicht ganz zu verfallen. Ich kenne nichts unfreundlicheres, als ein so grosses Gebäude im altfranzösischen Styl, mit seinen Terrassen, Vorhöfen, Gittern und Brücken, wenn es nicht durch zahlreiche Bewohner und Dienerschaft belebt

A. Mendelssohn Bartholdy

wird, und dies ist eben nicht der Fall hier. Fanny's neue Familie ist für mehr als haushälterisch, nachlässig und schmutzig bekannt. Uebrigens aber sehr würdige Personen, die ihre Kinder nach den besten Grundsätzen, und was mir höher gilt, durch das beste Beispiel erziehn, da sie sehr einig leben. Dies sind denn auch allerdings die Gründe, welche die Verbindung wünschenswerth machen. Denn der junge Mensch ist weder reich, noch eben angenehm oder geistreich, aber da es nun einmal, um die Aeltern zu befriedigen, ein altadliger Herzog und Pair des Reichs, oder doch wenigstens der älteste Sohn eines solchen sein musste, so war die Wahl beschränkt. Von allem, was ich übrigens anders wünschen könnte, sieht Fanny nichts; sie war ganz bereit, irgend einen andern, den man für sie gewählt haben würde, zu heirathen, nun ist sie aber auf das wünschenswertheste in ihren Bräutigam verliebt. Sie bringt den ganzen Tag mit ihm bei ihrer Grossmutter zu, die an den Folgen einer Brandwunde das Bett hütet, und findet sich sehr glücklich. Unterdess erfülle ich meine letzte Pflicht, und besorge ihre Aussteuer. Wie oft habe ich dabei an Sie gedacht, Liebe! — Wie viel schöne Stücke Leinewand Sie wohl schon genäht und ungenäht für Fanny bereit halten. Hier hat man bloss die Mühe der Wahl oder der Bestellungen — aber welche Verschwendung auch! — man ersparte die Hälfte, die man den Lingèren opfert; durch diesen Gedanken wird mir das Geschäft eigentlich sehr unangenehm. Zudem ist es eine Verantwortlichkeit, denn so hoch auch das Budget ist — es sind 20,000 Francs dazu bestimmt — wissen einen die mädchenhaften Wünsche und die Künste der Lingèren immer darüber hinaus zu treiben. —

Gott, wieviel habe ich Euch über einen und denselben Gegenstand vorgeschwatzt, — ich könnte noch Bogenlang schreiben, und Ihr wüsstet doch nicht, wie traurig ich bin." —

Ueber den 19jährigen Ehemann schreibt sie noch: „Uebrigens hat man dem jungen Mann alle Lehrer gegeben, die er früher hätte haben sollen, und er studirt auf einmal und zu gleicher Zeit: Geschichte — Griechisch — Latein — Deutsch — und die Rechte! — Kommt Dir dies nicht sonderbar vor? Und

doch hat der General Recht, das Versäumte soviel als möglich nachzuholen. Ich meine aber, wenn Du etwa solche Kenntnisse in Deinem künftigen Schwiegersohne suchtest, würdest Du wünschen, dass er sie zur Mitgabe brächte."

Das Ende war dieses Anfangs würdig: das alte wüste Schloss, die an Brandwunden darniederliegende Grossmutter, — es ist ein trüber Prolog, und er bekommt eine noch trübere Färbung, wenn man weiss, was ihm folgte: der Herzog von Praslin ermordete seine Frau, die arme Fanny, im Jahr 1847 und entzog sich der Verurtheilung zum Tode durch Selbstmord. Der Prozess machte seiner Zeit ungeheures Aufsehn und trug nicht wenig dazu bei, die Regierung Louis Philipp's des letzten Restes von Popularität zu berauben, da der Herzog *Persona grata* bei Hof gewesen war, und man die Regierung beschuldigte, dem Selbstmord Vorschub geleistet zu haben.

Bis jetzt sind diejenigen Stellen aus den Briefen Henriettens ins Auge gefasst worden, welche ihre persönlichen Verhältnisse behandeln. Aber auch in anderen Beziehungen wimmeln die Briefe von interessanten Einzelheiten; ihr reger Geist zeigt sich in anschaulichen Schilderungen von Personen und Ereignissen. Leider war es damals sehr gefährlich, sich brieflich offen auszusprechen, namentlich für eine in Paris lebende Deutsche, und ganz besonders für die Erzieherin der Tochter eines napoleonischen Generals. So findet sich denn aus der Zeit bis 1815 fast kein einziges auf die Weltereignisse bezügliches Wort; aber als die Kanonen der Verbündeten vom Montmartre niederdonnerten, da fühlte Henriette, dass die Fesseln im Begriff waren, zu fallen, und sie giebt ihrer Schwägerin die folgende anschauliche Schilderung des Zustandes in Paris während der Schlacht: „Der Kanonendonner hat die schwarzen, schweren Gewitterwolken getheilt, und ich will den hellen Augenblick benutzen, ehe sie sich wieder sammeln. — Ich habe am 10. Juli Ihren Brief vom 26. April erhalten, aus einem andern Jahrhundert also, denn die Welt und alle Begebenheiten kreisen jetzt in so unglaublicher Schnelle, dass zwei Monate wohl dafür gelten können, — Europa ist also wieder in Frankreich! die Sache ist kurz und gut abgethan worden, bleibt aber ein Frankreich

in Europa, so möchte dieser glorreiche Feldzug wohl keine andere dauernde Folgen haben, als das unsäglichste Elend; indessen dies ist die Sache des sich neu anknüpfenden Kongresses. Uebrigens scheint es, dass meine deutschen Bekannten mich mit in den Bann gethan, ich sehe Niemand von den vielen hier Versammelten, dafür habe ich aber die Annehmlichkeit, alle Klagen über *vos Prussiens* anhören zu müssen, die sich denn auch wirklich als Rächer bezeigen, sie rauben, sengen, brennen und morden, als hätten sie's aus irgend einer Legende des Mittelalters gelernt, was aber am Meisten hier verdriesst, scheint der Mangel an Höflichkeit zu sein. Ich habe schon verschiedene Male sagen hören: „*Les soldats des autres nations prennent, mais poliment, ce n'est pas comme ces Prussiens!*" — Unterdessen habe ich mir das Vergnügen gemacht, mich mit Soldaten von einem Regiment brauner Husaren, das vor unserm Garten während acht Tagen kampirte, zu unterhalten, und mich des gesunden graden Sinnes, und der Rechtlichkeit, die ich bei manchen von ihnen gefunden, gefreut. Ich habe ihnen Vorwürfe gemacht, dass sie es den Franzosen so in ihren Räubereien nachahmen, während die englischen Truppen sich so gesittet und edel bezeigen, da antwortete mir einer, der das eiserne Kreuz hatte: „Wir sind nun einmal gehasst in Frankreich, es ist alles eins." — Wundern kann es Dich, lieber Abraham, so wenig als mich, wenn ich Dir erzähle, wie in der Gegend von Paris gehaust wird, aber betrüben wird es Dich doch, wie diese schöne Sünderin so traurig endet. St. Denis, Montmorency, St. Cloud, Sèvres, Sceaux, Malmaison sind auf Jahre hinaus verheert, und Paris ist zum zweiten Mal, wie durch ein Wunder verschont geblieben, während man sich so ganz in der Nähe mit der grössten Erbitterung schlug. Welche angstvolle Tage ich verlebt habe, kannst Du Dir leider denken, da Ihr ähnliche kennt, aber dennoch hatten die letzten Zeiten einen fürchterlicheren Charakter, als alle, die Ihr in Deutschland erlebt, denn Ihr wart einig, und hier war der Ausbruch des schrecklichsten Bürgerkrieges täglich zu erwarten, während die fremden Armeen vor den Thoren waren, die sich nur öffneten, um die

grosse Zahl der Verwundeten einzulassen, die stündlich die andringende Gefahr bekannt machten. Viele Nächte hindurch zog der Pöbel der Vorstädte unter dem Namen der Fédérés mit wüthendem Gebrüll durch die Strassen, und ohne die wahrhaft heroische Anstrengung und das edle Benehmen der Garde nationale waren wir gewiss verloren. Wie nun aber auch das Ungeheure in Paris eine leichtsinnige Gestalt annimmt, geschah es, dass während jener Jammertage Theater und Spaziergänge, sowie alle öffentlichen Plätze mehr als je besucht wurden; geputzte Damen fuhren in Kaleschen dem feindlichen Lager so nahe als möglich, und es fehlte nicht viel, so hätte die Reihe der Stühle auf den Boulevards, auf welchen Herren und Damen sich gemächlich streckten, sich bis ins englische Lager bei Neuilly hingezogen. Sie hielten diese stupide Sorglosigkeit für die beste Weise, ihrem Könige Anhänglichkeit zu beweisen. — Uebrigens ist es mir selbst widerfahren, obgleich der leichte Sinn mir eben nicht zu Theil geworden, dass ich eines Abends mit der Kleinen ruhig in den Tuilerien sass, und mit Mme. Brochay plauderte, während ganz Paris in der fürchterlichsten Bewegung war, ich ward es aber nur gewahr, als ich schon zu Haus gelangt war, und nun einen schrecklichen Tumult und Flintenschüsse auf den Strassen und in den Champs Elysées hörte. Tags darauf las ich in der Zeitung, dass am vorigen Abend eine Verschwörung entdeckt und vereitelt worden sei, deren Absicht war, Paris in die Luft zu sprengen. Diesem Salto mortale wären wir also innerhalb 15 Monaten zum zweiten Mal entgangen!*) —

---

*) Zur Rechtfertigung der Preussen gegenüber den Engländern — wenn überhaupt eine Verschiedenheit im Verhalten beider Armeen stattgefunden — liesse sich wohl anführen, dass die Engländer nicht wie wir den Feind im Lande gehabt hatten: die Erbitterung eines Menschen, der sein Gut verwüstet, sein Vieh fortgetrieben, seinen Hof niedergebrannt, seine Frau oder Tochter gemisshandelt weiss, ist natürlich grösser, wenn er sich in der Lage sieht, Wiedervergeltung üben zu können, als die eines andern, der Alles dies nur vom Hörensagen kennt.

Auf dem Lande lebte Henriette einige Jahre als nahe Nachbarin von Davoust, und sie schreibt über diesen folgendermassen: „Als eine merkwürdige Thatsache muss ich Ihnen doch erzählen, dass dieser fürchterliche Davoust, der Schrecken des Nordens, der Urheber so unsäglicher Leiden, in seinem Hause ganz ohne Willen ist. Er hat nicht den Muth, dem geringsten Diener etwas zu befehlen, ohne die Einwilligung seiner Marschallin, die das Hauskommando ebenso unerbittlich streng übt, als er die eroberten Länder regierte.“ — Und in einem zweiten Brief: „Marschall Davoust, seine Frau, die eigentlich das Hausregiment führt, und seine Kinder sind unsre tägliche Gesellschaft. Als er das erstemal meinen Namen hörte, frug er den General S., der eben mit uns war, ob ich Verwandte in Hamburg habe, er hätte dort sehr ehrenvolle und geehrte Personen dieses Namens gekannt. — Beinahe alle seine Bediente sind Deutsche, seine Töchter lernen Deutsch recht ernsthaft, und er bittet mich jedesmal inständig, ihm zu sagen, ob sie etwas deutsch wüssten. Das politische Leben dieses Mannes ist mir unerklärlich, wenn ich ihn im Hause und unter seinen Kindern betrachte; er ist ein Vater, wie Abraham nur sein kann, mischt sich in alle ihre Spiele mit wahrer Herzlichkeit, und seine älteste Tochter, ein Mädchen von 14 Jahren, die ihm ganz ähnlich sieht, ist das sanfteste Geschöpf, das ich kenne. Bloss auf eine Weise sind mir die Gräuel, die unter seiner Herrschaft in Hamburg verübt worden, erklärlich: Er scheint mir sehr einfältig, schwerfällig und unwissend zu sein. In seinem Hause ist er ohne Einfluss, und so war es gewiss während seines Kommandos; irgend ein Elender hat an seiner Stelle gehandelt! Das ist aber freilich den armen Bedrückten ganz einerlei, und er ist vielleicht noch strafbarer, dass er so Ungeheures geschehen liess.“ —

Henriette war, wie oben angeführt, zur katholischen Religion übergetreten; bei Dorothea haben wir gesehen, dass sie sogar zweimal die Religion wechselte und auch schliesslich zum Katholicismus gelangte. Die Strömung der Zeit begünstigte derartige Seelenzustände und Wandlungen. Auch

die eine Schwester Wilhelm Hensels*), die erst kürzlich verstorbene als Dichterin geistlicher Lieder bekannt gewordene Luise Hensel war, obgleich Tochter eines protestantischen Predigers, katholisch geworden. Ebenso, um nur bei dem Kreis der näher mit der Mendelssohn'schen Familie Verbundenen zu bleiben, Marianne Saaling, die später noch erwähnt werden wird.

Henriette nahm es, wie gewöhnlich Proselyten, mit der neu angenommenen Religion sehr ernst.

Von der schönen gegenseitigen Toleranz, mit der solche Sachen in der Familie behandelt wurden, zeugt ihr Testament, dessen Eingang also lautet:

„Da ich in diesen Worten zum letzten Mal mit meinen lieben Verwandten rede, sage ich ihnen hiermit Dank, sowohl für alle Hülfe und Freundschaft, die sie mir im Leben bewiesen, als auch dafür, dass sie mich auf keine Weise in der Ausübung meiner Religion gehindert, und keine Gehässigkeiten gegen dieselbe an den Tag gelegt haben, so dass ich es mir selbst zuschreiben muss, wenn Gott der Herr mich nicht der Gnade gewürdigt hat, meine Geschwister zur katholischen, wirklich seligmachenden Kirche hinüberzuziehen. Möge der Herr Jesus Christus mein Gebet erhören, und sie alle mit dem Lichte seiner Gnade erleuchten! Amen!" — Nun folgen die Dispositionen über ihr kleines Vermögen und viele Andenken, und der Schluss heisst: „Ich ersuche meine Brüder, oder diejenigen Verwandten, welche dies Testament eröffnen werden, mir die Todtenfeier der katholischen Kirche zu gewähren, übrigens aber mich in aller Frühe so still als möglich, und ganz einfach bestatten zu lassen. Die Namen Maria Henriette Mendelssohn möchte ich auf dem Leichenstein, und auf dem Kreuze, das ich an dem Grabe zu setzen bitte, die Worte: Redemisti me, Deus, Deus veritatis!" Der Herr stehe mir bei in meiner letzten Stunde, und gebe allen meinen geliebten Verwandten seinen Segen, im Leben wie im Tode." —

---

*) Siehe Pag. 111.

Henriette ging nach der Verheirathung von Fanny Sebastiani nach Berlin zurück und lebte in innigem Verkehr mit der Familie ihres Bruders, Abraham Mendelssohn Bartholdy, der sie zusammen mit seinem ältesten Sohne Felix von Paris abholte. Sie starb am 9. November 1831, wie ihre Nichte, Fanny Hensel, in ihrem Tagebuche schreibt, „mit einer Fassung, einem so klaren Bewusstsein und solcher Sorge für Andre bis zum letzten Augenblick, dass sie ihrem schönen Leben die Krone aufgesetzt hat.“

Abraham Mendelssohn Bartholdy.

Abraham Mendelssohn*), dem zweiten Sohne von Moses, war es vorbehalten, dem Namen wieder einen neuen und grösseren Glanz zu verleihen, und zwar in seinem Sohn Felix. Daher das bescheiden-humoristische Wort, was er gesprochen: „Früher war ich der Sohn meines Vaters, jetzt bin ich der Vater meines Sohnes.“ Dieser Ausspruch ist charakteristisch für ihn: er bildet allerdings ein Mittel- und Verbindungsglied zwischen dem festen Judenthum Moses' und dem innigen Christenthum Felix' und Fanny's, zwischen der philosophischen Weltanschauung des Vaters und der künstlerischen der Kinder; aber er war selbst eine harmonische, in sich ausgebildete, markige Natur; es war nichts Epigonenhaftes in ihm.

Ueber seine Jugend bis zum Anfang dieses Jahrhunderts fehlt es an Nachrichten; im Jahr 1803 finden wir ihn im Fould'schen Comptoir in Paris als Kassirer. Er wird hier häufig mit seiner Schwester Henriette in ihrem traulichen Gartenhaus in der Rue Richer über seine Zukunft und seine Lebenspläne gesprochen haben, und es ist höchst wahrscheinlich, dass es Henriette war, die seine Gedanken auf Lea oder Lilla Salomon**), ihre intime Freundin, lenkte. Diese lebte in Berlin in angenehmen Verhältnissen und ausgebreiteter Geselligkeit. G. Merkel, der genau mit der Salomon'schen Familie

*) geboren den 11. December 1776.

**) geboren den 26. März 1777.

befreundet war und mit Lea in lebhaftem Briefwechsel stand, hat nach ihrem Tode (1842) einige dieser Briefe der Familie zurückgegeben, zugleich mit folgender Jugendschilderung der Schreiberin:

„Lea Salomon. Das war ihr Jungfrauenname. Bartholdy nannte sich ihr älterer Bruder nach dem ehemaligen oder vielleicht angeblichen Eigenthümer des Gartens, den die Familie besass.*) Lea war nicht schön, aber reizend durch ihr sprechendes, schwarzes Auge, durch ihren Sylphidenwuchs, durch ihr zartes, bescheidenes Benehmen und ihre geistvolle Unterhaltung voll heller Verstandsblitze und treffendem, aber immer schonend geäussertem Witz. Sie hatte sich jede Gattung modischer Bildung angeeignet; sie spielte und sang mit Ausdruck und Anmuth, aber selten und nur für Freunde; sie zeichnete trefflich; sie sprach und las Französisch, Englisch, Italienisch und — heimlich — Homer im Original. Heimlich! wie hätten Andere mit diesem Können geprunkt! — Ihr Geschmack, durch klassische Schriftsteller so vieler Sprachen gebildet, war richtig und feinsinnig, aber es hielt schwer, ihr ein Urtheil zu entlocken. Der am meisten sagende Zug ihres Charakters war: sie hatte durch das Vermächtniss eines Verwandten ein bedeutendes Vermögen, aber ihr Putz war immer nur zierlich und einfach; ihrer Mutter aber, die viel weniger besass, zahlte sie ein reichliches Kostgeld und führte zugleich mit sorgfältiger Häuslichkeit die einfache Wirthschaft derselben. Die nachfolgenden Briefe vollenden durch ihre schöne Einfachheit das Bild, das nach fast vierzigjähriger Unterbrechung aller Beziehungen zwischen ihr und mir vor meinem Geiste steht.“

Berlin, 2. Juli 1799.

„— — Nach einem 4wöchentlichen Krankenlager starb mein guter Grossvater. Ich brauche Ihrem gefühlvollen Herzen nicht weitläuftig zu erklären, weshalb ich Ihnen damals nicht zu

*) Derselbe lag in der Köpenicker-Strasse an der Spree, ging später in den Besitz von Abraham Mendelssohn über und wird noch öfter unter dem Namen der „Meierei“ erwähnt werden.
Anm. d. H.

antworten vermochte. Immerwährende Unruhe und Bangigkeit, heftige Spannung und Gemüthsbewegung bei seinen letzten unglücklichen Lebenstagen; der schreckenvolle Eindruck, den die langsam verlöschende Kraft und endlich das fürchterliche Bild des Todes auf meine Seele machten, die innige Betrübniss Aller, meine herzliche Theilnahme bei den allgemeinen Klagen und die Bekümmerniss um meine gute Mutter, die diesen harten Schlag am tiefsten fühlte, brachten in mir eine Stimmung hervor, die nicht zur Mittheilung geschickt war. Ich wusste überdies, dass Sie die holde Wehmuth nicht eben sonderlich lieben, ich bedachte, dass nur meine genauesten und nachsichtsvollsten Freunde mich in einer trüben Laune ertragen könnten, Ihr lebhafter Ausruf vive la joie! tönte mir deutlich und als unharmonisches Echo meiner schwermüthigen Rührung entgegen, — und so ist's ganz begreiflich und natürlich, was Ihnen und mir sonst unerklärlich und sonderbar scheinen würde.

Jetzt bewegt die Zeit nur noch sanft mein Gemüth mit stillem, liebevollem Andenken. Die milde Jahreszeit, der Genuss heiterer, freier Luft, ein herrliches Leben in dem reizendsten Garten, gesellige Freuden, das wichtige Amt einer Haushälterin, die ernste Würde der Honneurs unsers gemeinschaftlichen kleinen Zirkels, angenehme Beschäftigungen, der liebliche, ungestörte Anblick der schönen Natur geben meinem Herzen das reinste Vergnügen, die wohlthätigste Stimmung. Ich hoffe, Sie führen noch Ihren Plan aus, uns im Herbste hier in meinem kleinen Paradiese zu besuchen. Erwarten Sie nach diesem vielversprechenden Ausdrucke aber keine Wunderdinge. Brandenburgs flaches Land, sein magerer Boden, sein gänzlicher Mangel an Allem, was zu einer romantischen Anlage gehört, sagen Ihnen, dass bloss die Kunst hier das Reiche, Volle, Grosse einer trefflichen Natur ersetzen muss. Doch war man einsichtsvoll genug, nicht kleinliche Nachahmung von englischen Parks, Modegrotten, Lilliputfelsen und neuangelegten Ruinen (wie in Ihrem beliebten Monbijou etwa) hier hervorbringen zu wollen. Denken Sie sich die dichtesten, kühlsten Schatten ehrwürdiger Kastanienbäume, Linden und Platanen; hohe, gewölbte Laubengänge; freundliche runde Plätze und niedliche Lusthäuser; eine

Fülle von Florens und Pomonens Schätzen, wie von Küchengewächsen und Treibhäusern, deren Anblick als Bild des Fleisses und der Betriebsamkeit gewiss wohl interessant ist, und Sie haben eine richtige Idee unsers Sommeraufenthalts. Rechnen Sie dazu ein kleines, bequemes, ländliches Wohnhaus, an dem sich Weinstöcke, Maulbeeren und Pfirsichbäume hinaufranken, und in dem ich ein nettes, aber höchst einfaches Zimmerchen besitze: mein Klavier, Bücherschrank und Schreibpult die einzigen Meubles, das Bild meiner Jette und frische Blumen der einzige Schmuck darin, Raum und Einrichtung nicht für einen glänzenden Zirkel, sondern bloss für den engen Kreis weniger Freunde — das Ganze still, freundlich und einsam.

Verzeihen Sie, wenn mein Geschwätz über diese unbedeutenden leblosen Gegenstände so weitläufig geworden. Unendlich viel theure Erinnerungen umgeben mich in diesem geliebten Garten: Unter diesen Bäumen, die mein guter Grossvater pflanzte und an denen er mit wahrer Liebe hing, habe ich die rosenfarbenen Träume der Kindheit durchschwärmt; jeder Gang, jedes Plätzchen ist mir durch süsse Andenken der Vergangenheit heilig und merkwürdig; hier entwickelte sich mein Gefühl, hier entfaltete sich zuerst der jugendliche Sinn und klar ward mir in dieser lieblichen Einsamkeit, was leise unbewusst in der Seele schlummerte: mit erhöhterer Empfindung las ich hier meine Dichter; Schriftsteller der Freiheit, des Rechts, der edlen Wahrheit wurden mir begreiflicher, werther und näher; selbst die schwachen Töne, die meine ungeübten Finger hervorlocken, wähne ich hier melodischer und reiner. So umgiebt meine Einbildungskraft dies Alles mit höherem Glanz, und Sie müssen schon dem närrischen Mädchen einige Schwärmereien zu Gute halten. Sie selbst haben ja in Sans-souci lebhaft gefühlt, dass dasjenige, was man in den betrachteten Gegenstand hineindenkt und durch eigene Empfindung verschönert, gemeiniglich mehr werth ist und höheren Genuss giebt, als was man von dem kalten Anschauen gewinnen kann.

Ihrer beliebten Weise gemäss haben Sie Freund Itzig auch diesmal nicht Wort gehalten. Ich habe ziemlich fleissig Briefe von ihm, und er hat schon längst die Hoffnung aufgegeben, Sie

in Wittenberg bei sich zu sehen. Er lebt, seinem schönen Vorsatze getreu, einsam in anhaltendem Studium: Spazierengehn, Dichten, das Lesen angenehmer Bücher und Unterhaltung mit vielen in seinem Wirthshause ankommenden interessanten Fremden sind seine einzigen Erholungen. Ich freue mich ungemein, durch sein selbstständiges consequentes Betragen ihn so früh zum achtungswerthen Manne heranreifen zu sehn. Recht glücklich schätze ich mich in der That, so ächte, beständige Freunde zu haben, und zu fühlen, dass manche früh geschlossene Verbindung sich mit den Jahren immer fester und unauflöslicher knüpft.

Sein Jugendfreund, mein ältester Bruder lebt noch immer in Mainz; das Treiben und Thun der Franzosen und die nähere Beleuchtung ihrer dortigen Verfassung hat viel Anziehendes für ihn: mitunter schweift er in den göttlichen Gegenden umher, und hat erst kürzlich in Gesellschaft des Professors Kiesewetter, den er unvermutheter Weise in Mainz antraf, eine sehr schöne Fahrt den Rhein hinab bis Bonn und Coblenz gemacht. Letzterer ist vor einigen Tagen hier angekommen und gab uns recht beruhigende Nachrichten über die Lebensweise und den dortigen Umgang meines Bruders.

Vor wenigen Wochen habe ich einen Ihrer Landsleute kennen gelernt, und gleich im ersten Gespräch die erfreuliche Entdeckung gemacht, dass er einer Ihrer Schulfreunde gewesen. Er heisst Pölchau, und ist schon wieder nach dem Ort seines gewöhnlichen Aufenthalts, Hamburg, zurückgekehrt. Ein sanfter, liebenswürdiger Mensch! Seine einnehmende Physiognomie hat den Ausdruck einer Herzensgüte, die ihm Aller Zutrauen und Wohlwollen erwarb. Man hatte mir gesagt, dass sein Anstrich stiller Melancholie einer unglücklichen Leidenschaft zuzuschreiben sei; nun können Sie sich vorstellen, wie diese Idee meine Phantasie in Bewegung setzte, welch innigen Antheil sie ihm gewann, wie ich ihn tausendmal interessanter fand, da ich ihn aus Uebermass der Zärtlichkeit und Treue leidend glaubte! Er liebt Musik über alles, und hat die schönste, angenehmste Stimme, die ich seit langer Zeit gehört. Die Wahl seiner Lieblingslieder scheint mir ganz seinem Charakter zu entsprechen: die

französische tändelnde Manier und das Verzierte, Bunte der Italiener widerstrebt seiner einfachen Empfindung; aber mit welcher seelenvollen Begeisterung, mit welchem unnachahmlichen Ausdruck sang er eines Reinhardts und Zelters herzliche Melodien zu Göthens himmlischen Versen, eines Grauns süsse, bezaubernde Komposition! Es war ein Genuss, einen so reinen, ungeheuchelten Enthusiasmus für Gegenstände der ächten, höhern Kunst, so lauter, wahr und kindlich gefühlt, bei ihm anzutreffen.

Weil ich der höhern Kunst erwähne, will ich Sie doch geschwind um Ihr Urtheil über Wallensteins Tod befragen. Ich hoffe, er hat Sie ganz mit den Piccolomini versöhnt mit denen Sie, dünkt mich, unzufrieden gewesen. Meiner geringen Meinung zufolge ist's ein Meisterstük. Diese Gedankenfülle, dieser Reiz des Ausdrucks, diese hohe Einfachheit und dichterische Schönheit mit dem interessantesten Stoffe verwebt werden lange unnachahmlich und unerreichbar bleiben. Doch wenn sie auch Alles tadeln wollten, so weiss ich doch wenigstens, dass Ihr kritisches Auge der Thekla wird Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dieser erhabene, himmlische Charakter hat sich Ihnen in der freundlichsten, Ihrem Herzen werthesten Gestalt gezeigt. (Sie haben den Wallenstein doch in Weimar aufführen sehn?) Diesem Engel des Lichts und der menschlichsten Grösse widerstanden Sie nicht! — Ich freue mich erstaunlich, es auf dem Theater zu sehn; ich las es mit grosser Aufmerksamkeit, und bin auf die Wirkung begierig, die das täuschende Anschauen der lebenden, göttlichen Wesen und der Zauber der wirklichen Darstellung auf mich machen werden.

Um auf einen Ihrer Lieblinge zu kommen! was sagt man denn in Weimar, diesem Sitz der Musen, des Genies und der Kritik, von den Brückmannschen Elegien? Ohne freundschaftliche Partheilichkeit kommen sie mir recht schön vor, besonders die an Klopstock, die sich durch einen feurigeren, kühneren Schwung von dem klagenden sanften Ton der übrigen auszeichnet. Sagen Sie mir doch Ihre Meinung; ich ahne zwar, wie sie ausfallen wird, indessen wünschte ich doch so sehr vor Einseitigkeit bewahrt zu sein, dass mir Ihr Urtheil voll

Strenge, Witz und Scharfsinn neben meinem freundlichen Wohlwollen recht nützlich wäre.

Sehen Sie Kotzebue, und wie gefällt er Ihnen? Mir ist er als guter Bekannter meiner Freundin Henriette wohl interessant, und ich möchte gern etwas von dem Menschen wissen, obgleich der Schriftsteller in ihm mir sehr gleichgültig ist. Wie lebt denn überhaupt die ganze Heerde — Schaar wollte ich sagen — der Autoren in Weimar? Friedlich oder kriegerisch? denn das müssen Sie ehrlich eingestehen, dass Sie alle, Herren Gelehrten! ein gar unverträgliches, wunderliches Völkchen sind! — Bitte meine Freimüthigkeit zu entschuldigen. — Welcher Gegenstand beschäftigt denn Ihre Feder jetzt? Tiefe Politik, ernste Geschichte, tändelnde Liebe? Huldigen Sie der feierlicheren Muse oder den lächelnden Grazien und Liebesgötterchen? Und haben Sie den entsetzlichen Plan aufgegeben, über die Juden zu schreiben? Sagen Sie mir nur, welch ein Gott oder welche Göttin könnte bei diesem Sujet präsidiren? Meiner kleinen Kenntniss der Mythologie und der Bewohner des Parnass, Helikon und Pindus nach, giebts keinen einzigen. Sie glauben wohl, alle Ihre bisherigen Werke ohne den Einfluss solcher höheren Mächte verfertigt zu haben? doch trauen sie dem Wort einer Uneingeweihten! Unsichtbar und unbemerkt hat Sie bisher der herrliche Gott der Begeisterung umschwebt, hüten Sie sich, Ihren stillen Schutzgeist zu verscheuchen! —

Nun darf ich wirklich Ihre Geduld nicht länger ermüden! Also geschwind nur noch viel herzliche Grüsse von allen den Meinigen (die Aristokraten ausgeschlossen, beruhigen Sie sich!) und die demüthige vielleicht zu gewagte Bitte um grossmüthige, baldige Antwort. Lea Salomon.

Berlin, 26. August 1799.

— — Wie gut war es, dass mein Brief Sie in so schöner Gesellschaft und an einem so reizenden Aufenthalte traf! Er störte Sie nicht im Genuss des angenehmen Gesprächs und der lieblichen Natur; einige der wohlthätigen Eindrücke folgten ihm nur, als Sie ihn später in der Einsamkeit lasen, und verschafften ihm eine günstige Aufnahme. Warum kann ich diesem

Blatte nicht ein gleiches Schicksal sichern? Hätte ich den liebenswürdigen Beschützern der Haine, Fluren und Quellen zu gebieten, so müssten Sie trotz irgend einem Feenprinzen oder Idyllenhirten von allen ersinnlichen Lustwäldchen, rieselnden Bächen und Blumengefilden umgeben sein, und wenn Sie „im Grase nach Schmetterlingen haschen" ein leichter Zephyr oder, für Sie noch besser, eine schöne Nymphe Ihnen mein Brieflein überreichen! doch alsdann wäre gar zu viel Zerstreuung zu fürchten, und so lassen wir's immer bei dem alten, gewöhnlichen Alltagsgange.

Die einfache Beschreibung meines geliebten Gartens war gewiss nicht gemacht, einen Vergleich mit Ihrem Tibur auszuhalten, und ich habe Ihnen ja gesagt, warum seine ehrwürdigen Laubengänge gerade meinem Herzen theuer und meiner Erinnerung lieb sind. Auch mache ich mich darauf gefasst, dass Sie ihn recht unerträglich finden werden, und sehe Sie schon im voraus der antigenialischen Symmetrie spotten wo

„grove nods to grove, each alley has its brother".

Doch Sie sollen ihn mir nicht verleiden, so herzlich ich auch über Ihre witzigen Anmerkungen zu lachen bereit bin, denn eine recht wahre, dankbare Empfindung und das Andenken mancher Scene der Jugend machen mir ihn interessant. Ich erkenne auch wohl, dass Ihnen, die Sie glücklichere Gegenden gesehen, unsere langweilige Einförmigkeit nicht gefallen kann; doch zu diesem traurigen vaterländischen Boden habe ich einen stillen Sinn der Genügsamkeit bekommen, der wohl etwas Höheres ahnet, aber demohngeachtet mit ächter Freude an den einfachen Gegenständen der mich umgebenden Natur hängt. Auch hier glänzen Blumen, winken Bäume mit malerischen Aesten, und lachende grüne Ufer spiegeln sich in klarer Flut; ich träume mir mein Arkadien und bin in meiner beschränkten Mittelmässigkeit sehr glücklich. Glauben Sie aber nicht, dass ich gegen eine reichere, edlere Natur unempfindlich bin: schon die Beschreibung eines milderen Himmelsstriches erfüllt mich mit Entzücken, und das Ideal aller Wünsche ist mir eine Reise in solche herrliche Gegenden. Wäre ich in Italien, der Schweiz oder dem südlichen Frankreich geboren, so wette ich

fast, ich müsste eine Dichterin geworden sein, und das in einer etwas langweiligen, nämlich der beschreibenden Gattung: mich dünkt wirklich, der Frühling würde mich dort begeistert haben, und die armen Echo's hätten auch meine Klagen oder Freudengesänge wiederholen müssen.

Itzig hat seine Studien in Wittenberg geendet und ist seit einigen Wochen hier. Was werden Sie aber sagen, wenn ich Sie mit seinem Uebergang zur christlichen Religion bekannt mache? Luthers Geburtsort und die heilige Stätte seiner Lehren hat auf ihn gewirkt, er konnte der Begierde, unter dem Bilde dieses grossen Mannes getauft und gleichsam dadurch von ihm beschützt zu werden, nicht widerstehen, und hat vermittelst dieses Schrittes zum Seelenheil dann nebenher den weltlichen Vortheil erlangt, nächstens in seinem Fache angestellt zu werden. Leider erhält er aber wahrscheinlich eine Stelle in Polen und ich zweifle beinah, ob eine beschwerliche Amtsführung in diesem Lande ihm Beharrlichkeit und Geduld genug lassen wird, dem erwählten Stande treu zu bleiben. Wie sehr ich dies wünsche, kann ich Ihnen nicht beschreiben: die meisten Abtrünnigen haben bisher durch schlechtes, oder doch inconsequentes Betragen eine Art von Verächtlichkeit auf diesen Schritt geworfen, der auch die Besseren brandmarkt. Träte Jemand auf, der durch untadelhaften Charakter, durch Ausdauer in seinen Vorsätzen und Weltklugheit im Benehmen (nach welcher die meisten Urtheile ja, traurig genug, gefällt werden) ein achtungswerthes Muster darstellte, so würde ein grosser Theil dieser nur zu gegründeten Behauptung verschwinden. Erfreulich wär's, wenn man dieser Heuchelei entbehren könnte; aber der Drang nach höherem Wirken, als dem eines Kaufmanns, oder tausend zarte Verhältnisse, in denen der nahe Umgang mit andern Religionsverwandten junge Gemüther verwickeln kann, lassen doch in der That keinen andern Ausweg. — Mich dünkt ich habe nie Ihre Meinung über diesen Schritt gehört, und sie ist mir sehr interessant und wichtig; sprechen Sie mir darüber sowohl, als über die Art, mit der Sie diese Materie in Ihrem Buche zu behandeln denken.

Lucie Mendelssohn Bartholdy

Ueberhaupt wäre mir's viel lieber gewesen, statt Ihrer ächt französischen galanten Pointe eine redliche deutsche Auskunft über Ihr zu schreibendes Buch zu erhalten. Sachen sind mir mehr werth als Phrasen, und wenn es Ihnen denn einmal um Schmeichelei zu thun ist, so will ich Ihnen gutmüthig mein Genre sagen: Es ist die Sprache der mittheilenden Herzlichkeit, der vertraulichen Güte, jener herablassenden Belehrung, mit der ein denkender Kopf geringfügige Sterbliche mit seinen Plänen und Ideen bekannt zu machen würdigt, — *ce n'est pas le ton des aimables riens, des fleurettes spirituelles, des tournures ingénieuses.* Ich habe Ihnen das so französisch sagen müssen, weil ich's dem angemessener finde, und weil mir immer parisisch zu Muthe wird, wenn ich an übertriebene Komplimente denke.

Da ich einmal im Zanken bin, so will ich Ihnen geschwind einen Vorwurf über Ihren geheimnissvollen Argwohn machen. Ich bin eben recht begierig etwas Näheres über Kotzebue zu lesen, — da ziehen Sie das angefangene Wort schnell zurück, mit dem bösen Zusatze „halt, Sie haben mir meine Bitte wegen der Nichtmittheilung meiner Briefe nicht beantwortet." — So wissen Sie denn, mein gar ängstlicher Herr! dass ich von vielen Dingen nicht spreche, weil sie sich von selbst verstehen. Kluge Leute errathen das Meiste; und wenn alles trügt, so täuscht doch wenigstens der Charakter der Frauenzimmer darin nicht, dass ihnen der Schein der Indiscretion und Plaudersucht so ganz obenauf schwimmt, und diese Gabe sich am wenigsten verbirgt. Wie es Ihnen also entging, dass ich die Verschwiegenheit selbst bin, begreife ich nicht, und beinah möchte ich's für eine Ihrer Bosheiten halten, mich nur zu einem Geständnisse zu zwingen, bei dem meine liebenswürdige, hold erröthende Bescheidenheit so sehr ins Gedränge kommt. Glauben Sie übrigens nicht, dass ich in Ihr Geheimniss dringen will: ich habe nie um Ihr Verhältniss zu Kotzebue, sondern um Ihr Urtheil über ihn gefragt, und dies ist bei meiner Offenheit immer so freimüthig, dass ich ohne Unbescheidenheit mir Ihre Meinung erbitten zu können glaubte.

Der arme Pölchau! *Vous l'avez bien arrangé!* — doch

ist wirklich ein kleiner Irrthum mit seiner romantischen Liebe vorgegangen und ich habe später erfahren, dass seine Schwermuth zum Theil von dem unglücklichen Ende seines Bruders herrührt. Dafür muss ich ihn aber desto mehr lieben, denn wenn die Kraft zu einer Leidenschaft interessant ist, so hat die stille, sehnende Brudertreue gar etwas Rührendes und Anziehendes. Sie fragen nach der Beständigkeit des Schmachtens eines Mannes. Das ist nun wunderlich genug zu beantworten, zumal für mich, die so gar keine Routine in Zärtlichkeitsangelegenheiten hat. Der heftige aber veränderliche Charakter der Männer giebt auch wenig Gelegenheit, erbauliche und trostreiche Betrachtungen über diesen Gegenstand anzustellen, und wenn es einen Werther und einen Pölchau giebt, so laufen dafür hunderttausend Flatterhafte umher, die ihre Aufwallungen zu Leidenschaften adeln, und von dem immer schwächeren Abglanz jenes heiligen, ewig glühenden Feuers zuletzt nichts als den Namen eines Gefühls übrig behalten, dessen wahre Bedeutung ihnen auf immer ein Geheimniss bleibt.

Führen Sie mir doch kein Publikum zur Autorität gegen den Wallenstein an, wenn ich bitten darf. Das Aechte der höheren Kunst wird gewiss nur von wenigen feineren Seelen gefühlt und verstanden, und wenn eine bürgerliche, tragikomische Familienzwistigkeit von Ifflands gar natürlich schildernder Feder mehr für den Gesichtskreis der Menge ist, als Schillers erhabene Heldengestalten, so beweist dies doch wohl nicht Ifflands grösseres Genie? Das kann bei Ihrem schönen Kunstsinn doch keine Schlussfolge sein? Freilich darf ich über den theatralischen Effekt nicht sprechen, da ich Wallenstein nur gelesen, doch scheint es dem Stücke an Lebendigkeit der Handlung nicht zu fehlen, und wenn der Held gegen sein Schicksal nichts vermag, so ist dies wohl auf seinen Aberglauben gegründet, der ihn seinen Untergang erst spät ahnen lässt. Flecks treffliches, geistvolles Spiel wird Sie vielleicht eher mit dem unglücklichen Helden aussöhnen, als alles, was ich Ihnen für ihn sagen könnte, darum sehen Sie ihn erst hier, und erholen Sie sich von Ihrer Erstarrung bei der Thekla an

der lieblichen Mde. Fleck, die in dieser Rolle ganz zartes Gefühl und weibliche, treue Liebe sein soll.

Welche Zeilen im Allwill Sie zweihundert Mal gelesen, kann ich wirklich nicht errathen, und Sie wären recht gütig, wenn Sie meinem Mangel an Scharfsinn zu Hülfe kämen. Ich beneide Sie recht eigentlich um das Glück, Wielanden so nahe zu sein. Als ich kürzlich seinen prächtigen Agathodämon las, ist mir's von Neuem recht fühlbar geworden. Welch ein beneidenswerthes Vorrecht, nach einem so ruhmvollen Leben diese Thätigkeit und Geistesstärke im Alter übrig zu behalten, und sich auch in den spätesten Werken gleich trefflich zu erhalten! Ich habe mich ungemein gefreut, als ich neulich erfuhr, dass er mit dieser ewigblühenden Jugendlichkeit der Phantasie auch die beseligende Wärme des Herzens und das innige Gefühl für's Schöne noch vereinige. Er hat der liebenswürdigen Sophie Brentano ein ebenso feines als seelenvolles und lieblich ausgedrücktes Kompliment gemacht. — Sie müssen diesen Engel aber nothwendig kennen, und würden mich durch Nachrichten von ihr überaus glücklich machen. Ich habe sie nie gesehen, und liebe sie doch bis zur Anbetung. Aus Beschreibungen ihrer und meiner Freundin Henriette und aus Briefen kenne ich sie. Man pflegt das Talent des Briefschreibens allen Frauenzimmern beizulegen: aber wenn Leichtigkeit den Meisten diesen Lobspruch zugezogen hat, so giebt's noch gar viele Abstufungen und schönere Eigenthümlichkeiten, die Sophie im höchsten Grade besitzt. Diese himmlische Zartheit der Empfindung, dieser feingebildete Geist, dies liebevolle Hingeben und die unnachahmliche Grazie des Ausdrucks habe ich noch nie so vollkommen vereinigt gesehn: sie ist einzig und unübertrefflich. Ebenso hinreissend und bezaubernd soll sie im Gespräch und Umgang sein; Seele, Witz, Gefühl, Liebenswürdigkeit, Bildung und Reiz, nichts hat die gütige Natur bei dem seltenen Geschöpf vergessen. Wie ich nach ihrem Anblick sehnlichst verlange, wie mich das nähere Anschauen so vieler göttlicher Eigenschaften entzücken würde, das kann ich nicht beschreiben. Sollte sie noch in Weimar sein, so rufen sie mich ihr ins Gedächtniss zurück und vermögen Sie sie hierherzu-

kommen. Die Reise ist ja so klein, und ihre Grossmutter würde wenigstens einen Gegenstand ihres Interesses hier finden — die Gräfin Genlis, von der sie unglaublich eingenommen ist. Die Genlis wohnt nah an unserm Garten, wir sehen sie täglich, und es gäbe schon einen hübschen Vereinigungspunkt! Welchen Enthusiasmus für Sophie hat mir meine liebe Henriette eingeflösst! Sie war vor Bewunderung, Freude und Rührung ausser sich, wenn sie von ihr erzählte, und gewiss war diese Liebe keine blinde, mädchenhafte Zuneigung, sondern die klarste Ueberzeugung einer schönen Natur, eines herrlichen Charakters und veredelten Verstandes. Sie müssen mir recht, recht viel von ihr erzählen, ich bitte, ich beschwöre Sie darum. Ich kann Ihnen das Interesse für sie nicht lebhaft genug schildern, und wenn Sie sie kennen, theilen Sie gewiss meine anbetungsvolle Schwärmerei.

Arland hat mir geschrieben, und viel Grüsse für Sie aufgetragen. Er lebt jetzt in Freienwalde, gebraucht dort die Bäder und scheint jetzt im Genuss der schönen Natur sich recht sehr zu erholen. Sein Leben, so ganz voll Entbehrungen, eine Kette von kindlichen Pflichten und immerwährenden Opfern ist wahrlich ehrwürdig und musterhaft. Eine Aufwallung von Stärke und Grossmuth flammt wohl einmal in jeder Brust: aber Ausdauer, fortgesetzte Anstrengung, die der Enthusiasmus erzeugt und feste Beharrlichkeit ausführt, ist selten und gross. Ach wie gerne gäbe ich ihm jetzt die Mittel, ein schöneres Leben nach eigenem Sinn zu beginnen!“ —

Dieses Mädchen scheint Abraham Mendelssohn auf einer Reise von Paris in Berlin kennen und lieben gelernt zu haben. Er stellte zuerst die Bedingung, dass sie mit ihm in Paris leben sollte, da er Berlin nicht leiden konnte, während die Mutter des Mädchens ihre Tochter nicht einem „Commis“ geben wollte. Henriette schreibt darüber an ihren Bruder: „Wie gern ich Deine Hoffnung eines glücklichen Erfolgs theilen möchte, sage ich Dir nicht, aber gestehen muss ich Dir, dass es mir fast unmöglich scheint, dass es Dir unter Deiner Bedingung gelinge. Und doch Lieber! wäre diese Heirath ein so

seltenes, in jeder Hinsicht so ausgezeichnetes Glück für Dich, dass ich nicht genug bitten kann, nicht übereilt zu sein, Deiner Lage, die freilich in diesem Augenblick nicht unangenehm ist, aber die es vielleicht werden könnte, nicht zuviel aufzuopfern.

Mir ist, als wäre ich 20 Jahr älter als Du, und als könnte ich Dir aus Erfahrung sagen, dass man gewöhnlich in Deinem Alter sehr leichtsinnig das Glück verkennt, wenn man es auch wirklich auf seinem Wege findet; man hofft dann immer, dass Alles sich noch besser nach unsern Wünschen eignen soll — das Glück ist aber unterdessen schon fern und unerreichbar! — Ich hoffe in Deinem nächsten Briefe zu lesen, dass Du Lilla schon gesprochen hast, und je öfter Du sie sprichst, je mehr wirst Du gesehen haben, dass Du selten, vielleicht nie wieder eine Frau wie diese findest; ich billige es darum nicht, dass die Lebensweise in Berlin, die Dir missfällt, einen solchen Einfluss auf den wichtigsten Entschluss haben soll. Ich habe mich nicht enthalten können, Dich einer jugendlichen Uebereilung zu beschuldigen, wie ich die Stelle in Deinem Briefe gelesen habe: „*Je préférerais manger du pain sec à Paris!*“ — *Du pain sec* ist freilich nicht zu verachten, besonders hier, wo es so weiss ist, ich fürchte aber immer, es könnte auf die Länge, wenn Du so für Andre bloss arbeitest, ohne Mittel, Dich weiter zu bringen, bei allen Deinen Talenten immer von der Laune und dem Eigensinn, den wir kennen, abhängend — *du pain amer* werden, und Gott behüte Dich, dass Du es je bereuen mögest, wenn Du jetzt refusirst.“

Solche Gründe, lebhaft unterstützt durch die Stimme des eignen Herzens, verfehlten ihre Wirkung nicht. Abraham gab seine Stellung in Paris auf, associirte sich mit seinem Bruder Joseph, heirathete Lea Salomon, und wir finden das junge Ehepaar in Hamburg, von wo ein Brief der jungen Frau aus den ersten Tagen der Ehe den Zustand sehr lebendig schildert: „Du willst wissen, beste Schwester, wie es in meiner Wohnung und mit meinen häuslichen Einrichtungen aussieht? Rasend liederlich *à dire le vrai*, wie bei dem tollsten Studenten; denn an kein Kämmerlein, an keine Wirthschaft und Berliner Bequemlichkeit ist hier zu denken, und wenn ich mein *remue ménage*

betrachte, habe ich Mühe zu glauben, dass ich wirklich verheirathet bin, welche Standesänderung einen gewöhnlich in Besitz einer Welt von Töpfen, Schüsseln, Lustres, Spiegeln und Mahagonis zaubert, deren reizenden Anblick ich in meinem *chez moi* bis jetzt entbehren muss. Doch lass ich mir, wenn Mama's und Deine Ordnungsliebe es verzeihen kann, kein graues Haar darum wachsen, und beruhige mich mit der Aussicht, dass der geschäftigen Martha das melodische Schlüsselklappern mit der Zeit nicht entgehen soll. Morgen wird der erste grosse Versuch angestellt in unseren vier Mäuerchen zu diniren und zwar vom französischen Restaurateur. Weder Meubles noch Wirthschaftssachen kann ich bis jetzt anschaffen, weil mir nicht der geringste Raum bleibt; auch wird das Chaos erst geordnet, wenn wir das Land beziehen, wozu uns schon ein hübsches, an der Elbe dicht bei Neumühlen gelegenes und mit einem Balcon!!! verziertes Landhaus vorgeschlagen worden, das wir nächstens sehn wollen. — Den Abend meiner Ankunft habe ich mir noch den Spass gemacht, mein Pariser Kistchen nicht allein zu öffnen, sondern die beiden Prachtgewänder anzuziehn. Himmlisch! Aber nur zur Cour bei Kaiser Napoleon zu gebrauchen. Das herrlichste, reichste, glänzendste, seidenweichste, Chamois pekinartige Atlaskleid, und das zarteste, mit Weiss vermischte façonnirte Rosa, göttlich garnirt und gemacht! Mendelssohn war im höchsten Enthusiasmus; ich behaupte aber, solche gehauchte zauberische Farben passen nur für Miss Hebe. — Zur Beruhigung unsrer Damen übrigens verkünde, dass die „Medicis" nichts Andres sei, als eine veredelte „Stuart", und dass sie mit dem Kragen der schottischen Königin grade so modern als mit dem der französischen einherstolziren können." —

Bis zum Jahr 1811 lebten Abraham und Lea Mendelssohn in Hamburg, wo ihnen drei Kinder geboren wurden, Fanny, die älteste, 1805 am 14. November; (in dem Anzeigebrief des Vaters an die Schwiegermutter Salomon fügt er hinzu: „Lea findet, das Kind habe Bach'sche Fugenfinger"; eine Prophezeiung, die sich allerdings bewährt hat;) Felix am 3. Februar 1809, und Rebecka am 11. April 1811. Jenes Landhaus mit dem Balcon,

über dessen in Aussicht gestellten Besitz die Neuvermählte so erfreut war, wurde erstanden; hier verlebte das junge Paar die ersten, glücklichen Jahre eines im Ganzen und Grossen ausserordentlich glücklichen Lebens, und als lange, lange Jahre später — 1833 — Abraham auf dem Düsseldorfer Musikfest seinen Sohn Felix als den gefeierten, auf Händen getragenen Künstler mit kräftiger Hand die grossen Tonmassen lenken sah, und doch in ihm nur den liebenden, zum Vater ehrfurchtsvoll emporblickenden Sohn fand, da schrieb er an seine Frau — und man kann sich denken, aus welch dankbarem Herzen die Worte kamen: „Liebe Frau, wir erleben einige Freude an diesem jungen Mann, und ich denke manchmal Martens Mühle soll leben.“ — So hiess jenes Hamburger Landhaus, und vor den Augen des Vaters standen die seligen Jugendzeiten, als ihm sein erster Knabe geboren wurde, der ihm jetzt die schönste Erfüllung seiner stolzesten Hoffnungen bereitete.

Wie die Familie während der französischen Herrschaft Hamburg flüchtend verlassen musste und nach Berlin übersiedelte, ist schon oben erwähnt. Die äusseren Verhältnisse waren trübe. In Hamburg hatten sie die Zeit der Davoust'schen Bedrückungen mitgemacht, in den ersten Jahren des berliner Aufenthaltes ging es dieser Stadt nicht viel besser. Dann kam die Erhebung 1813. Abraham, unbeirrt durch seine Vorliebe für Frankreich, stand ganz und voll auf Seite der Deutschen und rüstete selbst auf eigene Kosten mehrere Freiwillige aus. — Sein gemeinnütziger Sinn wurde in Berlin durch seine Wahl zum Stadtrath anerkannt. —

Im Jahre 1813 am 30. October ward Paul als letztes Kind geboren.

Schon in frühester Jugend zeigte sich bei Fanny und Felix entschiedenes musikalisches Talent. Zuerst leitete ihre Mutter den musikalischen Unterricht, dann L. Berger, zuletzt Zelter, der auch gerngesehener Hausfreund war und von dessen Originalität und urwüchsiger Grobheit die ergötzlichsten Traditionen in der Familie sich fortgepflanzt haben. So wurde ihm einstmals eine junge sehr schüchterne Dame behufs Prüfung ihres Gesanges vorgestellt: „Singen Sie nur ganz ruhig,“ ermunterte er die Zitternde, „was Einer aushalten kann, kann

ich auch aushalten.“ So ermuthigt begann sie, wurde aber sofort von Zelter mit den Worten unterbrochen: „Reissen Sie das Maul nicht so auf.“ — Natürlich war es nun mit der Fassung vorbei und die arme wirklich „Schwergeprüfte“ brach in Thränen aus. Das that Zelter leid und er tröstete sie: „Na weinen Sie doch nicht, liebes Kind, ich habe es nicht so schlimm gemeint; aber wirklich, wenn man so aussieht wie Sie, muss man den Mund nicht so weit aufmachen.“ — Bei einem Gespräch über Genie und seine Grenzen verstieg sich Zelter zur Illustrirung seiner Behauptung, dass dem Genie nichts unmöglich sei, zu dem Kraftausspruch: „Ach was, ein Genie frisirt ein Schwein und macht ihm Locken.“ — Bei Tische war sein stehender Ausspruch: „Wenn ich Wasser habe, lasse ich Bier stehen und trinke Wein.“ —

Die Erziehungsweise Abraham's war streng, es herrschte noch etwas jüdischer Despotismus darin. „Treu und gehorsam bis in den Tod,“ das war die Forderung, welche Abraham an seine Fanny bei ihrer Einsegnung stellte. „Bei ihrer Einsegnung“ — hierüber muss ich mich näher aussprechen. Von den Kindern Moses', traten wie oben berichtet wurde, Dorothea und Henriette zum Katholicismus über; die Söhne blieben vorerst Juden; jedoch Abraham sah auch ein, dass diess eben nur eine Frage der Zeit sein könne, und entschloss sich, seine Kinder Christen und zwar Protestanten werden zu lassen. Er muss wohl mit dem Bruder seiner Frau, der Christ geworden war und den Namen Bartholdy angenommen hatte, darüber Rath gepflogen haben, denn dieser schreibt in einem, leider nur fragmentarisch vorhandenen Brief: „Du sagst, Du seiest es dem Andenken Deines Vaters schuldig — glaubst Du denn etwas Uebles gethan zu haben, Deinen Kindern diejenige Religion zu geben, die Du für sie für die bessere hältst? Es ist geradezu eine Huldigung, die Du und wir Alle den Bemühungen Deines Vaters um die wahre Aufklärung im Allgemeinen zollen und er hätte wie Du für Deine Kinder, vielleicht wie ich für meine Person gehandelt. Man kann einer gedrückten, verfolgten Religion getreu bleiben; man kann sie seinen Kindern als eine Anwartschaft auf ein sich das Leben hindurch verlängerndes Märtyr-

thum aufzwingen — solange man sie für die Alleinseligmachende hält. Aber sowie man dies nicht mehr glaubt, ist es eine Barbarei. — Ich würde rathen, dass Du den Namen Mendelssohn Bartholdy zur Unterscheidung von den übrigen Mendelssohn's annimmst, welches mir um so angenehmer sein wird, da es die Art ist, auch mein Andenken bei ihnen zu erhalten und worüber ich mich herzlich freue. So erreichst Du Deinen Zweck, ohne etwas Ungewöhnliches zu thun — denn in Frankreich und überall ist's Brauch, den Namen der Verwandten der Frau dem seinigen als Unterscheidung beizufügen." Abraham folgte diesem Rath in allen Stücken.

So wurden denn die Kinder im Christenthum erzogen, allerdings heimlich, um die Gefühle ihrer streng jüdischen Grosseltern, namentlich der alten Salomon zu schonen. Diese war sehr orthodox, und als ihr Sohn, eben jener Bartholdy Christ geworden war, hatte sie ihm geflucht und ihn verstossen. Fanny war ein grosser Liebling dieser Grossmutter, sie musste oft zu ihr gehen und ihr vorspielen. Einmal, als sie ganz besonders schön gespielt hatte, sagte ihr die alte Frau, sie könne sich zur Belohnung ausbitten, was sie wolle. Da sagte Fanny: „So vergieb dem Onkel Bartholdy" — und die Grossmutter, gerührt über diese unerwartete Bitte des halben Kindes, von dem sie vielleicht den Wunsch eines Hutes oder Putzgegenstandes erwartet hatte, versöhnte sich wirklich mit dem Sohn „um Fanny's willen", wie sie ihm schrieb. Daher entspann sich eine grosse Liebe zwischen Onkel und Nichte und ein langer Briefwechsel.

Er war ein merkwürdiger Mann, ein feiner Kunstkenner, vielseitig gebildet. Er führte in seiner Jugend ein bewegtes Leben; wir haben aus dem Jugendbriefe seiner Schwester gesehen, dass er Ende des vorigen Jahrhunderts in Mainz lebte; später schloss er sich an Hardenberg an. Varnhagen begegnete ihm öfter in Wien, in Paris; schliesslich lebte er als preussischer Generalkonsul in Rom, und legte, in einer Zeit, wo die wenigsten Menschen für derartige Dinge Sinn hatten, mit Aufwand aller seiner nicht sehr bedeutenden Mittel schöne Kunstsammlungen an. Wir werden ihm noch öfter begegnen.

Es mögen hier einige Briefe Abraham Mendelssohn's aus

verschiedenen Zeiten an seine Kinder folgen, aus denen ersichtlich ist, ein wie ausgezeichneter Pädagoge er gewesen.

Hamburg, 29. Oktober 1817.

„Eure Briefe, liebe Kinder! haben mir sehr viel Vergnügen gemacht; ich würde Euch auch jedem einen besondern Brief schreiben, wenn ich nicht sobald wieder zu Euch käme, was Euch denn doch wohl lieber ist, als ein Brief.

Du, liebes Beckchen, hast mir recht gut geschrieben, und ich lobe Dich, dass Du Dich des Eichhörnchens erbarmt, und es in die Stube hast bringen lassen. Wenn das Wetter bei Euch so abscheulich ist, wie hier, so hätte es ein Eich-Elephantchen auch nicht im Freien aushalten können. Was hat denn aber Mutter dazu gesagt? Führe Dich gut, fleissig und folgsam auf, ich bringe Dir etwas sehr Schönes mit, das Du Dir aber auch verdienen musst.

Du, liebe Fanny, hast Dich in Deinem ersten Briefe recht schöner Schrift befleissigt; der zweite war schon eiliger. Es macht Dir Ehre, dass Dich B.'s üble Spässe nicht erfreuen; ich finde auch keinen sonderlichen Geschmack daran, und es ist ein sündhaftes Bestreben, Lachen erregen zu wollen auf Kosten des Guten und Schönen. Leider beschränkt sich hierauf fast allein die Unterhaltung und das Leben in der Gesellschaft. Daher ist es ein übles, unlöbliches Leben, und eine goldene Regel, lieber zu schweigen, als etwas Unziemliches zu sagen.

Mit Dir, lieber Felix, ist die Mutter bis jetzt, wie sie mir geschrieben, zufrieden, und das freut mich sehr; ich hoffe, ein wahrhaftes und erfreuliches Tagebuch vorzufinden. Beherzige meinen Wahlspruch: „Sei wahrhaft und gehorsam". Besseres kannst Du nicht sein, und wenn Du es nicht bist, nichts Schlechteres. Deine Briefe haben mir Vergnügen gemacht; indessen waren in dem zweiten mehrere Nachlässigkeiten, die ich Dir zu Hause zeigen werde. Du must Dich bemühen, besser zu sprechen, dann wirst Du auch besser schreiben.

Deine Briefe, o Du dreimal gerührter Mohrenkönig, sonst auch Paul Herrmann genannt! waren die besten; auch nicht ein einziger Fehler war darin, und sie waren so schön kurz.

Ich lobe Dich aber im Ernst, wegen Deiner guten Aufführung, von der mir Mutter, Beckchen und Fanny schöne Dinge erzählen. Wo werde ich nun aber Ziegen für Dich herbekommen?

Ich freue mich sehr Euch alle bald wieder zu sehn, und grüsse Euch von Herzen."

Amsterdam, 5. April 1819.

„Von Deinen zwei Briefen, liebe Fanny, war der zweite mit Deinen tragikomischen Klagen über Mangel an Stoff besser, auch sorgfältiger, fehlerloser geschrieben als der erste, in welchem Du mir blos vom Theater sprichst. Du bist nun schon weit genug, um ausser den Begebenheiten auch in Deinen Gedanken Stoff genug zur Unterhaltung mit mir zu finden, und es würde mir angenehm sein, wenn Du diejenigen, welche Deine Beschäftigungen in Dir erzeugen müssen, von Zeit zu Zeit mittheiltest. Namentlich hat mir, solange ich zu Hause war, Mutter manches von Deinen Stunden beim Herrn Prediger gesagt. Thue Du das jetzt, damit ich lese, da ich nicht mehr sehen kann, welche Wirkung das, was Du lernst, auf Dein Gemüth und Deinen Verstand hat. Lass es vor allem die Wirkung haben, dass Du stets eifriger bemüht seiest, der nie genug zu liebenden und zu ehrenden Mutter zu Gefallen zu leben, durch Gehorsam zur Liebe, durch Ordnung zur Freiheit und Heiterkeit zu gelangen. Es ist das die würdigste Art, dem Schöpfer zu danken und ihn zu ehren. Unser aller Schöpfer. Es giebt — die Religion sei welche sie wolle — nur einen Gott, nur eine Tugend, nur eine Wahrheit, nur ein Glück. Du findest alle, wenn Du der Stimme Deines Herzens folgst; lebe so, dass sie immer im Einklange mit der Stimme Deiner Vernunft bleibe.

Wie es mir ergeht, seht Ihr aus meinen Briefen an die Mutter, ich gedenke Eurer täglich und stündlich in Liebe."

Dein treuer Vater

A. M. B.

Paris, 2. Juli 1819.

„Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Dir, liebe Fanny, in einem eigenen Briefchen das herzliche Wohlgefallen

zu bezeugen, welches mir Deine letzten Briefe gewährt haben; sie sind durchgängig angenehm, ordentlich und leicht geschrieben, und Du hast endlich das Geheimniss gefunden, mir, recht wohl gedacht und gefühlt, über Dich und die Unsrigen zu schreiben — und nichts über's Theater. Je sparsamer ich mit meinem Lobe bin, desto gewissenhafter ertheile ich es, wenn ich Veranlassung dazu finde, und Deine Briefe gefallen mir zuerst deswegen, weil sie sind, was sie sein können und sollen, natürlich und liebevoll für Deine Umgebungen. Gewiss habe ich Dich auch recht lieb! Noch recht lieb, schreibst Du — ich denke, es soll erst recht anfangen.

Lass Dich Deine Dicke nicht anfechten; es ist eine Aehnlichkeit mehr, die Du mit Mutter hast (und Du kannst ihrer gar nicht genug haben, denn besser als sie wird man nun einmal nicht), die ebenfalls als junges Mädchen sehr stark gewesen ist, und es hoffentlich wieder wird. Die Aehnlichkeit mit mir will ich Dir just nicht anpreisen, denn als Frau bin ich höchstens in den Tableaux vivants reizend und an meiner Stelle.

Paul's Geschichte seiner „Leiden und Freuden" hat uns hier höchlich divertirt; leider habe ich bei Fanny Sebastiani keine Spur von Eifersucht bemerkt; sie liebt ihn sehr uneigennützig.

Gieb Beckchen, und den Jungen, wenn sie still halten wollen, einen Kuss für mich. Ich wende mich noch an jeden von ihnen mit einigen Worten.

Dein Vater und Freund
A. M. B.

P. S. Du schreibst: „M. versichert mich, wenn Du hier gewesen wärest, sei sie nach B. mitgegangen" — das ist fehlerhaft, es muss heissen „würde sie nach B. mitgegangen sein."

Zuerst an Dich, lieber Paul! Mit Deinen beiden letzten Briefen bin ich sehr wohl zufrieden gewesen, und danke Dir dafür. Nur drückst Du zu sehr auf — die? oder der? Feder. Frage Mutter, wie es heisst! Lass Dir einige Federn von Herrn Gross schneiden, dann wird sie Dir Onkel Joseph ebenso schneiden; halte die Finger lose, und Dich grade. — Ich habe

Dir auf Deine Anfragen wegen Deiner Verheirathung mit Mieke nicht gleich geantwortet, weil ich mir die Sache erst überlegen wollte. Nun denke ich, wir lassen es anstehn, bis ich nach Hause komme, damit ich Mieke erst sehe. Wenn sie dann ordentlich gewaschen ist, und Du Dich 14 Tage lang artig aufführst, so lässt sich von der Sache reden.*)

Du lieber Felix musst recht vernünftig und deutlich schreiben, was Du für Notenpapier haben willst, ob liniirtes oder unliniirtes? Im ersten Falle musst Du genau angeben, wie es liniirt sein soll; denn da ich in einem Laden war, um welches zu kaufen, fand sich, dass ich garnicht wusste, was ich eigentlich kaufen sollte. Ueberlies Deinen Brief, ehe Du ihn abschickst, und frage Dich selbst, ob Du ihn, wenn Du ihn erhieltest, verstehen würdest, und eine Commission danach besorgen könntest.

Du Beckchen! hast mir lange nicht geschrieben, und kannst Dir einen Brief von mir malen. Wenn ich Dir einen Kuss und einen Nasenstüber — schreibe, so magst Du zufrieden sein. Dein letzter Brief war übrigens geschmiert; vermuthlich sind die Meiereifedern daran schuld.

Ich erinnere Mutter an den Exerciermeister für Euch alle. Er findet sich gewiss aufs Beste unter den Neufchatellern. Felix soll fleissig aber nur in der Schule schwimmen. Das Verbot des Turnens wird sich auf unsern unschuldigen Platz wohl nicht erstrecken."

Euer Vater und Freund
A. M. B.

Im Jahre 1820 wurde dann Fanny eingesegnet. Der Einsegnungsbrief ihres Vaters lautet folgendermassen:

Paris.

„Du hast, meine liebe Tochter, einen wichtigen Schritt in's Leben gethan, und indem ich Dir dazu und zu Deinem ferneren Lebenslauf mit väterlichem Herzen Glück wünsche,

---

*) Mieke war die 4jährige Tochter des Gärtners. Paul war damals 6 Jahr alt. Anm. d. H.

fühle ich mich gedrungen, über Manches, was bis jetzt zwischen uns nicht zur Sprache gekommen, ernsthaft zu reden:

Ob Gott ist? Was Gott sei? Ob ein Theil unserer Selbst ewig sei und, nachdem der andere Theil vergangen, fortlebe? und wo? und wie? — Alles das weiss ich nicht und habe Dich deswegen nie etwas darüber gelehrt. Allein ich weiss, dass es in mir und in Dir und in allen Menschen einen ewigen Hang zu allem Guten, Wahren und Rechten und ein Gewissen giebt, welches uns mahnt und leitet, wenn wir uns davon entfernen. Ich weiss es, glaube daran, lebe in diesem Glauben und er ist meine Religion. Die konnte ich Dich nicht lehren und es kann sie Niemand erlernen, es hat sie ein Jeder, der sie nicht absichtlich und wissentlich verläugnet; und dass Du das nicht würdest, dafür bürgte mir das Beispiel Deiner Mutter, dieser edelsten, würdigsten Mutter, deren ganzes Leben Pflichterfüllung, Liebe, Wohlthun ist, dieser Religion in Menschengestalt. Du wuchsest heran unter ihrem Schutz, in stetem Anschauen und unbewusster Nachahmung und Gewohnheit dessen, was dem Menschen einen Werth giebt. Deine Mutter war und ist, und mein Herz sagt mir, sie wird noch lange bleiben Deine und Deiner Geschwister und unser Aller Vorsehung und Leitstern auf unserem Lebenspfade. Wenn Du sie betrachtest, wenn Du das unermessliche Gute, das sie Dir, solange Du lebst mit steter Aufopferung und Hingebung erwiesen, erwägst und dann in Dankbarkeit, Liebe und Ehrfurcht Dir das Herz auf- und die Augen übergehen, so fühlst du Gott und bist fromm.

Dies ist Alles, was ich Dir über Religion sagen kann, alles, was ich davon weiss; aber das wird wahr bleiben, solange ein Mensch in der Schöpfung existirt, wie es wahr gewesen, seitdem der erste erschaffen worden.

Die Form, unter der es Dir Dein Religionslehrer gesagt, ist geschichtlich und wie alle Menschensatzungen veränderlich. Vor einigen tausend Jahren war die jüdische Form die herrschende, dann die heidnische, jetzt ist es die christliche. Wir, Deine Mutter und ich, sind von unseren Eltern im Judenthum geboren und erzogen worden und haben, ohne diese Form verändern zu müssen, dem Gott in uns und unserem Gewissen

zu folgen gewusst. Wir haben Euch, Dich und Deine Geschwister, im Christenthum erzogen, weil es die Glaubensform der meisten gesitteten Menschen ist und nichts enthält, was Euch vom Guten ableitet, vielmehr Manches, was Euch zur Liebe, zum Gehorsam, zur Duldung und zur Resignation hinweist, sei es auch nur das Beispiel des Urhebers, von so Wenigen erkannt, und noch Wenigeren befolgt. —

Du hast durch Ablegung Deines Glaubensbekenntnisses erfüllt, was die Gesellschaft von Dir fordert, und heissest eine Christin. Jetzt aber sei, was Deine Menschenpflicht von Dir fordert, sei wahr, treu, gut, Deiner Mutter, und ich darf wohl auch fordern, Deinem Vater bis in den Tod gehorsam und ergeben, unausgesetzt aufmerksam auf die Stimme Deines Gewissens, das sich betäuben aber nicht berücken lässt, und so wirst Du Dir das höchste Glück erwerben, das Dir auf Erden zu Theil werden kann, Einigkeit und Zufriedenheit mit Dir selbst.

Hiermit drücke ich Dich mit väterlicher Innigkeit an mein Herz und hoffe stets in Dir die würdige Tochter Deiner, unsrer Mutter zu finden. Leb wohl und meiner Worte eingedenk.“

Derselbe Ernst, dieselbe strenge Auffassung der Pflichten der Kinder gegen die Eltern — aber auch der Eltern gegen die Kinder, ging durch die ganze Erziehung. Dieser Vater glaubte nicht genug gethan zu haben, wenn er den Kindern die besten Lehrer gab, er erzog selbst und hielt keins seiner Kinder bei seinen Lebzeiten seiner Zucht — sogar seiner Züchtigung entwachsen, wenn es auch erwachsen war.

Aus derselben Zeit, wie der soeben mitgetheilte Einsegnungsbrief, ist folgender:

Paris, 16. Juli 20.

Sonntags. Unvergleichlich schönes Wetter.

„Du hast mir, liebe Fanny, während meiner diesmaligen Entfernung viel lange und gute Briefe geschrieben, mit denen ich sehr zufrieden und Dir dafür dankbar bin. Ich bin dagegen in Deine Schuld gerathen, und das hat den Nachtheil nicht allein, dass ich mich selbst deswegen anklagen muss, sondern dass es nun zu spät geworden, Dir auf Vieles in Dei-

nen Briefen zu antworten und ich mich an die letzten halten muss.

Ich hoffe zuversichtlich, dass Mutter sich zur Reise entschlossen haben wird und dass ich Tante Jette morgen dazu werde bereden können. Beide können indessen ihre sehr guten Gründe haben, nicht reisen zu wollen, die wir dann ehren und auf ein gehofftes Vergnügen Verzicht leisten müssen. Wenn Dir das schwerer wird als mir, weil Du jünger und neugieriger bist als ich, so hast Du dagegen noch soviel mehr Zeit vor Dir, Schönes zu erleben und zu sehen, während ich die wenigen Jahre, die mir dazu noch bleiben, schnell zurückgelegt haben werde. Wie schnell dieses zugeht, wenn einmal die Lebenskraft einen Stoss erlitten, davon sehe ich jetzt zu meinem grossen Schmerz ein Beispiel täglich an der vortrefflichen Bigot, deren Zustand sehr beklagenswerth ist. Ihr werdet sie wohl nicht mehr sehn uud würdet sie schwerlich wiedererkennen. Bei ihr fällt mir stets die grobe, aber ausdrucksvolle Aeusserung Heine's über die unvergessliche S. ein: „Schade um die schöne Seele in dem hundsföttschen Körper.“ —

Du forderst mich auf, wegen Deiner Gesellschaft mit M. und A. ruhig zu sein; ich wüsste nicht, warum ich unruhig sein sollte, denn dass Du Dich nicht lästig bezeugen würdest, das habe ich von Deinem Verstand und Deiner Bescheidenheit erwartet. Ich meines Theils habe stets eine gewisse Scheu gehabt, zu zweien, sich in irgend einem Verhältniss nahe stehenden Personen, den Dritten abzugeben; dieser ist immer der Sündenbock; der Vierte, Fünfte etc. verderben dann schon nichts mehr und begründen vielmehr eine allgemeine Unterhaltung, während der Dritte nur die engere und vertrautere aufhebt. Wer sich hütet, der Dritte zu sein, ist fast gewiss, stets gern, wenigstens nie ungern gesehen zu werden, und so bildet sich Dein Lebensplan mit M. und A. von selbst.

Deine letzten Lieder sind in Viry, von wo ich sie morgen zurückbringe und dann Jemand suchen werde, der sie mir leidlich vorsingt. Felix' letzte Fuge*) hat mir Herr Leo sehr

*) Felix war damals 11 Jahr alt.

unvollkommen vorgespielt, er findet sie sehr gut und in ächtem Styl, aber schwer. Mir hat sie wohl gefallen; es ist viel und ich hätte ihm kaum zugetraut, dass er sich sobald darin finden würde, ernsthaft zu arbeiten, denn zu einer solchen Fuge gehört denn doch gewiss Ueberlegung und Beharrlichkeit. Was Du mir über Dein musikalisches Treiben im Verhältniss zu Felix in einem Deiner früheren Briefe geschrieben, war eben so wohl gedacht als ausgedrückt. Die Musik wird für ihn vielleicht Beruf, während sie für Dich stets nur Zierde, niemals Grundbass Deines Seins und Thuns werden kann und soll; ihm ist daher Ehrgeiz, Begierde, sich geltend zu machen in einer Angelegenheit, die ihm sehr wichtig vorkommt, weil er sich dazu berufen fühlt, eher nachzusehn, während es Dich nicht weniger ehrt, dass Du von jeher Dich in diesen Fällen gutmüthig und vernünftig bezeugt und durch Deine Freude an dem Beifall, den er sich erworben, bewiesen hast, dass Du ihn Dir an seiner Stelle auch würdest verdienen können. Beharre in dieser Gesinnung und diesem Betragen, sie sind weiblich, und nur das Weibliche ziert die Frauen.

Ich danke Beckchen für ihren Brief und „Faul" für seine Nachschrift, die leidlich geschrieben ist, jedoch gerathen h und k immer noch sehr schlecht, letztere besonders haben einen Bauch, der mich über meinen tröstet.

Dienstag. Sie haben gestern in Viry Deine Romanzen durchgenommen, es wird Dich freuen, zu wissen, dass Fanny Sebastiani mir die „*Les soins de mon troupeau*" recht niedlich und rein vorgesungen hat und vielen Geschmack daran findet. Ich gestehe Dir, dass dieses Lied mir das liebste ist, soweit ich nämlich die anderen, die sehr unvollkommen vorgetragen wurden, beurtheilen kann. Es ist heiter, fliessend, natürlich, Eigenschaften, die den meisten andern abgehn, die zum Theil zu weit sind für die Worte. Jenes Lied gefällt mir so wohl, dass ich mir es seit gestern sehr oft vorgesungen, während ich von den andern nichts behalten habe, und Fasslichkeit scheint mir eines der wichtigsten Erfordernisse eines Liedes; dabei ist es nichts weniger als trivial, und die Wendung „*si j'ai trouvé pour eux une fontaine claire*" sehr glücklich sogar,

nur scheint sie mir den Satz, der sich in den Versen an „*s'ils sont heureux*“ unmittelbar anschliesst, zu bestimmt zu enden. Ich rathe Dir sehr, Dich möglichst an diese Natürlichkeit und Leichtigkeit in Deinen ferneren Kompositionen zu halten.

Die Mutter schrieb mir neulich, dass Du Dich über Mangel an Stücken zur Uebung der vierten und fünften Finger beklagt und dass Felix Dir sogleich darauf eins verfertigt habe. Die Bigot meint, es läge keineswegs an Mangel an Uebungsstücken, sondern an Mangel an ernster Uebung, wenn bei Dir, wie bei allen Menschen, diese Finger den andern nicht nachwollten. Du müsstest jeden Tag einen Theil Deiner Uebungszeit darauf verwenden, ohne Rücksicht auf die Musik, Ausdruck oder sonst etwas, ganz mechanisch bloss die Finger zu beobachten und fest aufzusetzen; es gäbe im Kramer genug Stücke, die auf diese beiden Finger berechnet wären, und es käme darauf an, diese langsam und mit steter Beobachtung des festen Aufsetzens der beiden Schwächlinge anhaltend durchzuspielen. Auf diese Weise und durch unermüdete Geduld habe sie es erlangt, und sei es möglich zu erlangen, dass alle Finger gleich stark werden. Ich theile Dir dieses zur Beherzigung mit.

Da ich nicht recht glaube, dass Mutter nach Coblenz kommen wird, so ist die Zeit unsres Wiedersehns etwas hinausgeschoben, und manchmal freilich ist aufgeschoben aufgehoben; doch hoffentlich in diesem Falle nicht und wir treffen Alle wieder gesund und wohlbehalten zusammen.

Dein Vater.

Tante Jette lässt Dich gelegentlich um einige Deiner deutschen Lieder bitten.“

Zum 23. Geburtstage schrieb Abraham an Fanny folgendermassen:

„Wir werden beide mit jedem Jahr 365 Tage älter; wer weiss, wie lange ich Dir noch zu Deinem Geburtstage gratuliren und ein ernstes Wort sagen kann; wer weiss, wie lange Du letzteres noch hören kannst, oder willst.

So will ich Dir heute sagen, liebe Fanny, dass ich in allen wesentlichsten Punkten, im Wichtigsten, mit Dir so zufrieden

bin, dass mir nichts zu wünschen übrig bliebe. Du bist gut in Sinn und Gemüth. Das Wort ist verdammt klein, aber es hat es hinter den Ohren, und ich sage es nicht von einem Jeden.

Aber Du kannst noch besser werden! Du musst Dich mehr zusammennehmen, mehr sammeln; Du musst Dich ernster und emsiger zu Deinem eigentlichen Beruf, zum einzigen Beruf eines Mädchens, zur Hausfrau, bilden. Die wahre Sparsamkeit ist die wahre Liberalität, wer Geld wegwirft muss ein Geizhals oder ein Betrüger werden. Der Frauen Beruf ist der schwerste; die unausgesetzte Beschäftigung mit dem Kleinsten, das Auffangen eines jeden Regentropfens, damit er nicht in dem Sande verdunste, sondern zum Bache geleitet, Wohlstand und Segen verbreite, die stete unausgesetzte Beobachtung des Einzelnen, die Wohlthat jedes Augenblicks und die Benutzung jedes Augenblicks zur Wohlthat, das, und Alles, was Du Dir dazu denken wirst, sind die Pflichten, die schweren Pflichten der Frauen.

Es fehlt Dir wahrlich nicht am Gemüth, noch weniger am Verstande, um sie treu zu erfüllen; aber am ernsten Willen, an der Sammlung, an der rechten Wahl und Würdigung Deiner Beschäftigungen wirst Du noch Stoff genug finden, Deine Kraft zu üben. Thue es, so lange Du freiwillig kannst! ehe Du es zu thun gezwungen bist. Uebe Dich, so lange es Dir noch vergönnt ist, mit Deinen Eltern zu leben, Vieles besser zu machen, als diese. Gieb dem Gebäude einen festen Grund, der Zierden wird es nicht ermangeln.

Doch ich will ja nicht predigen und bin noch nicht alt genug, schwatzhaft zu werden. Nimm noch einmal meine väterlichen Wünsche für Dein Wohl und meinen wohlgemeinten Rath zu Herzen."

Dein Vater.

Das war überhaupt Fundamentalgrundsatz dieser Erziehung, dass jede erreichte Stufe nur eben eine Stufe sei, dass, was gut ist, noch besser werden könne, dass mit einem Wort die Erziehung nie zu Ende sei, und dass Vater und Mutter, so lange sie leben, nie aufhören dürfen, Berather und Leiter ihrer Kinder zu sein. Es ist dies eine specifisch jüdische Anschauungsweise

und sie wird zum Unheil, wenn erwachsene Söhne oder Töchter gegen besseres Wissen sich dem kindisch gewordenen Willen eines Greises beugen müssen und mit Gewalt unmündig gehalten werden, bis der Tod die unnatürlichen Fesseln bricht. Wenn aber, wie es hier der Fall war, der Vater mit der Zeit zum väterlichen Freund wird, der sich die schöne Stelle des Leiters durch die Vortrefflichkeit seines Raths erhält, dann ist es das würdigste und wohlthätigste Verhältniss, das man sich denken kann. Am schönsten gestaltete sich dies zwischen Abraham und seinem Sohne Felix. Man kann dreist behaupten, dass ohne diesen Vater Felix Mendelssohn nie das geworden wäre, was er war. Die Laufbahn eines Musikers war damals eine noch nicht so oft betretene als jetzt, und der Weg, namentlich in Deutschland, ein dorniger, der Abwege viele. Ja, es gab kluge und bedeutende Menschen, die den „Musicus von Profession" garnicht als Lebensberuf anerkennen wollten. So schrieb sein Schwager Bartholdy an Abraham:

„Ich bin nicht ganz einverstanden, dass Du Felix keine positive Bestimmung giebst. Dies würde und könnte seiner Anlage zur Musik, über die nur eine Stimme ist, keinen Eintrag thun. — Ein Musikus von Profession will mir nicht in den Kopf. — Das ist keine Carrière, kein Leben, kein Ziel; man ist zu Anfang so weit als am Ende und weiss es; ja, in der Regel besser daran. — Lasse den Buben ordentlich studiren, dann auf der Universität die Rechte absolviren und dann in eine Staats-Carrière treten. Die Kunst bleibt ihm als Freundin und Gespielin zur Seite. So wie ich den Gang der Dinge erkenne, bedürfen wir der Leute, die ein Studium gemacht haben, bald mehr als je. Soll er aber ein Kaufmann werden, so gieb ihn früh in ein Comptoir." —

Abraham liess sich durch diesen Rath glücklicher Weise nicht bestechen. Felix lernte und studirte ordentlich, hörte auch juristische Collegia, dann aber liess ihn der Vater die Musik als wirkliche „Carrière" ergreifen, und der Erfolg hat bewiesen, dass es keine schlechte war. Nun aber war auch des Vaters ganzes Streben darauf gerichtet, dieser Carrière ein festes, ernstes Ziel zu geben; immer wies er seinen Sohn

auf die alten Meister, namentlich auf Bach hin; er drängte ihn zur Composition des Paulus, bestand auf einer festen Anstellung. Die Musik sollte ihm eben Ernst sein, und nicht bloss eine Gespielin. In Bezug auf die von ihm übernommene und bald wieder abgegebene Direktion des Düsseldorfer Stadttheaters schrieb er.*)

„Was die administrative Carrière betrifft, so veranlasst mich diese zu einer Reihe von Betrachtungen, die ich Dir ans Herz legen will: Jeder, der Gelegenheit und Lust hat, Dich näher und innerlicher kennen zu lernen, sowie alle, denen Du Lust und Gelegenheit hast, Dich deutlicher zu machen, werden Dich liebgewinnen und achten. Das allein reicht aber wirklich nicht aus, um thätig und wirksam ins Leben einzugreifen; es wird vielmehr bei vorrückendem Alter, wenn Andern und Dir jene Lust und Gelegenheit ausgehen, zu Isolirung und Missmuth führen: Selbst das, was wir für Fehler halten, will, wenn es sich einmal durchgehends in der Welt festgesetzt hat, respectirt, oder doch wenigstens geschont sein, und das Individuum verschwindet in der Welt. Das Ideal der Tugend hat der am wenigsten erreicht, der es am unerbittlichsten von Andern fordert. Das strengste Moralprincip ist eine Citadelle mit Aussenwerken, an deren Vertheidigung man nicht gern seine Kräfte verschwendet, um desto sicherer in dem Kernwerke sich halten zu können, welches man freilich nur mit dem Leben aufgeben soll. Nun hast Du Dich unläugbar bis jetzt noch nicht von einer gewissen Schroffheit und Heftigkeit, von einem raschen Ergreifen und ebenso raschen Loslassen trennen können und Dir dadurch selbst in praktischer Hinsicht vielfache Hindernisse geschaffen. So muss ich Dir zum Beispiel bekennen, dass ich Dein Ausscheiden von der aktiven Theilnahme an der Detailverwaltung des Düsseldorfer Theaters an und für sich gebilligt habe, die Art und Weise desselben aber um so weniger, als Du sie freiwillig, und, wenn ich es sagen soll, etwas unbedacht übernommen hattest. Du hattest von Anfang an, sehr richtig, Dich nicht fest binden, sondern

*) Bereits in den Mendelssohn'schen Briefen veröffentlicht.

nur das Einstudiren und Leiten einzelner Opern übernehmen wollen, diesem Entschluss gemäss auch ganz konsequent einen Theater-Musikdirektor engagiren lassen. Wie Du nun vor einiger Zeit hierherkamst, mit dem Auftrag Krethi und Plethi zu engagiren, gefiel mir das Ding schon garnicht; ich meinte aber, Du habest, da Du ohnedies hergekommen warst, diese Besorgung als eine Gefälligkeit nicht verweigern können. Nun aber, bei Deiner Rückehr nach Düsseldorf, und nachdem Du, sehr vernünftig, eine weitere Reise zu Engagements gleich abschlugst, statt in diesem Sinne fortzufahren und alle Odiosa abzuweisen, lässt Du Dich damit überschütten, und da sie Dir, wie natürlich, ekelhaft werden, lenkst Du nicht etwa ruhig ein und schaffst sie Dir nach und nach wieder vom Halse, sondern Du springst mit einem Male ab und zurück, giebst Dir dadurch unläugbar den Anschein von Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit, machst Dir einen Mann, den Du auf jeden Fall politisch schonen musstest, zum entschiedenen Gegner und höchst wahrscheinlich mehrere Mitglieder des Comité, unter denen gewiss ganz respektable Leute sind, verdriesslich und nicht zu bessern Freunden. Betrachte ich diese Sache falsch, so belehre mich eines Bessern.“ — Und über die durch das ganze Leben Felix' gehende und nie befriedigte Sehnsucht nach einem guten, komponirbaren Operntext schreibt sein Vater in demselben Brief: „Sodann will ich auch auf den Punkt der dramatischen Carrière noch einmal zurückkommen, weil sie mir allerdings für Dich sehr am Herzen liegt. Du hast, meiner Einsicht nach, weder in produktiver, noch in administrativer Hinsicht eine ausreichende Schule durchgemacht, um gewiss wissen zu können, dass Deine Abneigung dagegen eine innere, in Deinem Talent und Charakter gegründete ist. Mir ist, ausser Beethoven, kein dramatischer Komponist bekannt, der nicht eine ganze Menge total vergessener Opern gemacht hätte, ehe er den rechten Punkt zur rechten Zeit gefasst und sich Platz gemacht. Du hast einen einzigen öffentlichen Versuch gemacht, der zum Theil am Text gescheitert und eigentlich weder gelungen noch misslungen ist. Später hast Du an den Texten zuviel gemäkelt, — den rechten

Mann nicht gefunden, vielleicht aber auch nicht recht gesucht; ich kann mich des Glaubens nicht erwehren, dass thätigere Nachforschungen und billigere Anforderungen Dich zum Ziele führen müssen.“ —

So waren die Rathschläge, die Abraham seinem Sohn in Bezug auf seine Musiker-Laufbahn ertheilte. Aber darauf beschränkte sich der Beirath des einsichtigen Mannes nicht: er hatte ein so richtiges musikalisches Verständniss, ein so feines Ohr, dass Felix ihm z. B. einmal auf eine Kritik einer seiner Kompositionen antwortet:*)

„Ich habe Dir noch zu danken für den letzen Brief und mein Ave; ich kann es oft garnicht begreifen wie es möglich ist, über Musik ein so genaues Urtheil zu haben, ohne technisch musikalisch zu sein, und wenn ich das, was ich dabei empfinde, so klar und anschaulich sagen könnte wie Du, sobald Du darüber sprichst, so wollte ich keine einzige konfuse Rede mehr in meinem Leben halten. Habe tausend Dank dafür und für Deine Worte über Bach.

Du hast nun freilich nach einmaligem unvollkommenen Hören meines Stücks das herausgefunden, was ich nach langer Bekanntschaft erst jetzt, und darüber sollt' ich mich wohl ein wenig ärgern; aber dann ist's mir doch wieder lieb, dass eine solche Deutlichkeit des Gefühls bei Musik da ist und dass Du die grade hast, denn was am Ende und in der Mittelstelle verfehlt ist, liegt in so kleinen Fehlern, die sich mit so wenig Noten (namentlich weggestrichenen) hätten verbessern lassen, dass weder ich noch irgend ein Musiker ohne öfteres Hören darauf gekommen wäre, weil wir das in der Regel viel tiefer suchen. Es schadet der Einfachheit des Klanges, und wenn ich auch meine, dass es bei vollkommener Aufführung, namentlich mit grossem Chor, weniger auffallen würde, so wird doch immer etwas davon bleiben. Indessen will ich's ein andermal schon besser machen.“

Wenn Abraham auch, wie wir sahen, der Ansicht war, dass die Hausfrau der einzige Beruf eines Mädchens sei, so

*) Mendelssohn'sche Briefe.

kam ihm doch viel darauf an, die grossen Talente, die in seiner Tochter ruhten, vollkommen zu entwickeln, und Lea war darin ganz mit ihm einverstanden. So lernte auch Fanny Generalbass, hatte Unterricht in der Kompositionslehre und war im Klavierspiel in vielen Beziehungen dem Bruder ebenbürtig. Von ihrem ungewöhnlichen musikalischen Gedächtniss legte sie im Jahre 1818 als 13jähriges Kind eine glänzende Probe ab, indem sie zur Ueberraschung für den Vater 24 Bach'sche Präludien auswendig lernte. Charakteristisch für diesen ist, was Henriette darüber schreibt: „Fanny's Meisterstück, 24 Präludien auswendig zu lernen, und Ihre Beharrlichkeit, liebste Lea, sie einstudiren zu lassen, haben mich starr und stumm vor Erstaunen gemacht, und ich habe nur die Sprache wiedergefunden, um allen Menschen dies grosse Gelingen mitzutheilen. Nachdem ich aber Ihnen und Fanny meine ungetheilte Bewunderung zuerkannt, muss ich doch gestehen, dass ich das Unternehmen strafbar finde; die Anstrengung ist zu gross, sie hätte leicht schädlich werden können, man sollte das ausserordentliche Talent Ihrer Kinder bloss leiten, nicht treiben. Papa Abraham ist aber ungenügsam, das Beste ist ihm eben gut genug. Mich dünkt, ich sehe ihn, während Fanny spielte, in der Seele vergnügt und zufrieden, und doch wenig äussernd. Die Kinder werden's ihm aber bald abmerken, dass sie sein Stolz und seine Freude sind, und sich die stoischen Mienen nicht sehr zu Herzen nehmen." — Dies ausgezeichnete, musikalische Gedächtniss verliess Fanny auch in späteren Jahren nicht, und sie verfügte z. B. während des Aufenthalts in Rom, wie wir sehen werden, über ein sehr reichhaltiges Repertoir von Bach, Beethoven und fast allen klassischen deutschen Meistern, was ihr sehr nützlich wurde, da Noten dort garnicht zur Hand waren.

Den Unterricht in wissenschaftlicher Hinsicht übernahmen anfangs die Eltern selbst; aber auch hierin sollte dem Vater — nach Henriette's treffendem Ausdruck — „das Beste eben gut genug sein," *) und wie er in musikalischer Beziehung

*) Citat aus Göthe's italienischer Reise, demnächst geflügeltes Wort geworden.

mit richtigem Blick Zelter als den geeigneten Mann herausgefunden hatte, traf er für die Hauslehrerstelle eine nicht minder glückliche Wahl: es war Heyse, der spätere berühmte Philologe, der Vater des Dichters Paul Heyse. Heyse war längere Jahre im Hause und ihm verdankten die Kinder ihre gründliche wissenschaftliche Bildung. Felix wollte nicht gern allein Griechisch lernen, und so nahm seine jüngere Schwester Rebecka an diesem Unterricht Theil und erwarb sich bei ihrem grossen Sprachtalent eine so genaue Kenntniss des Griechischen, dass sie noch in späteren Jahren Homer und Plato mühelos las und sowohl ihrem Neffen, als ihren beiden eigenen Söhnen oft eine erwünschte Helferin bei den Schularbeiten war.

Im Jahr 1819 machte Abraham allein eine Reise nach Paris, wohin ihn Geschäftsangelegenheiten, die Eintreibung der französischen, an Preussen zu zahlenden Kriegsentschädigung, riefen. Wie schwer ihm die Trennung von seinem Familienleben wurde, kann man sich denken, das „*pain sec à Paris*“ war nicht mehr so verlockend als damals. Henriette schreibt an Lea: „Ich habe den guten, redlichen, edlen Bruder, Mann und Erzvater mit wahrer Freude wiedergesehen, und er hat mich auch schon hier auf dem Lande besucht, wo wir Ihrer und der Kinder gedachten, wie Sie, und der herrliche Segen, den ihm Gott in seinen Kindern gegeben, sich an Alles, besonders Gutes aber, das ihm widerfährt, immer anschliessen. Wie es aber der arme Mann anfangen wird, um seinen Sommer so allein in Paris zu verleben, das weiss ich noch nicht. Auch die Opera buffa scheint ihn nicht mehr anzuziehen, und mit Recht zieht er seine Hauskapelle allen berühmtesten Virtuosen vor. Indessen scheint er mir ganz resignirt, und ich muss es sagen, in manchem Andern noch sehr vortheilhaft verändert; er erkennt, dass er glücklich ist, fühlt es lebendig in sich, und das hat ihn verjüngt; ich finde ihn garnicht mehr so heraklitisch, bloss ernst, wie es einem Manne, und zuweilen gerührt, wie es einem Gatten und Vater ziemt, der von allem, was er liebt, getrennt ist.“ —

Der Aufenthalt zog sich länger hin, als man gedacht

hatte; aus dieser Zeit sind die früher mitgetheilten Briefe an Fanny; endlich im Herbst 1820 kehrte er zurück. In dem Brief, den ihm Henriette mitgab, heisst es:

„Liebste Lea, da haben Sie ihren lieben, edlen Mann wieder, und zwar recht wie Sie ihn wünschen, mit einer Dosis übler Laune gegen das neueste Frankreich; ob Berlin sehr bei dieser Veränderung gewonnen, weiss ich nicht, aber er vergisst es doch nie, dass da sein schönstes Glück blühte und zu den herrlichsten Früchten reifte, dafür entbehrt er schon gern einige materielle, die dort nicht reifen, besonders wenn er Sie, wie jetzt geschieht, zu einer Weinlese am Rhein bewegen kann.“ —

Dass das Frankreich vom Jahr 1820 auf den freisinnigen, fast republikanischen Mann, namentlich unter seinen persönlich unbehaglichen Verhältnissen, einen äusserst ungünstigen Eindruck machte, ist wohl sehr erklärlich. Indess lässt sich annehmen, dass der pecuniaire Erfolg der Reise ein sehr guter war, und so konnte schon ein nicht ganz angenehmes Jahr in den Kauf genommen werden, umsomehr als das nun folgende Jahrzehnt von 1820—1830 sich zu einem ungetrübt glücklichen gestaltete.

Im Herbst 1821 wagte Felix den ersten Ausflug aus dem elterlichen Hause und reiste mit Zelter, dem vertrauten Freunde, nach Weimar, wo er 14 Tage im Göthe'schen Hause wohnte. Kurz vor seiner Abreise hatte er angefangen, sich im Phantasiren zu üben, und phantasirte in Weimar in Gegenwart Göthe's, Hummel's, vieler Künstler und des Hofes. Es mögen einige Stellen aus den Briefen folgen, die der damals 11jährige Felix an die Eltern schrieb:

Weimar, den 6. November 1821.

„— — Jetzt hört Alle, Alle zu. Heut ist Dienstag. Sonntag kam die Sonne von Weimar, Göthe, an. Am Morgen gingen wir in die Kirche, wo der 100. Psalm von Händel halb gegeben wurde. Die Orgel ist gross und doch schwach, die Marien-Orgel ist, obwohl klein, doch viel mächtiger. Die hiesige hat 50 Register, 44 Stimmen und 1mal 32 Fuss. Nachher schrieb ich Euch den kleinen Brief vom 4. und ging nach

dem Elephanten, wo ich Lucas Cranach's Haus zeichnete. Nach 2 Stunden kam Professor Zelter: „Göthe ist da, der alte Herr ist da!“ — Gleich waren wir die Treppe herunter in Göthe's Haus. Er war im Garten und kam eben um eine Hecke herum; ist das nicht sonderbar, lieber Vater, ebenso ging es auch Dir. Er ist sehr freundlich, doch alle Bildnisse von ihm finde ich nicht ähnlich. Er sah sich dann seine interessante Sammlung von Versteinerungen an, welche der Sohn geordnet hat, und sagte immer: „Hm, hm, ich bin recht zufrieden“; nachher ging ich noch eine halbe Stunde im Garten mit ihm und Professor Zelter. Dann zu Tisch. Man hält ihn nicht für einen Dreiundsiebenziger, sondern für einen Funfziger. Nach Tische bat sich Fräulein Ulrike, die Schwester der Frau von Göthe, einen Kuss aus und ich machte es ebenso. Jeden Morgen erhalte ich vom Autor des Faust und des Werther einen Kuss, und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Göthe zwei Küsse. Bedenkt!! Nachmittag spielte ich Göthe über zwei Stunden vor, theils Fugen von Bach, theils phantasirte ich. Den Abend spielte man Whist und Professor Zelter, der zuerst mitspielte, sagte: „Whist heisst, du sollst das Maul halten.“ Ein Kraftausdruck! Den Abend assen wir Alle zusammen, auch sogar Göthe, der sonst niemals zu Abend isst. Nun meine liebe, hustende Fanny: Gestern früh brachte ich Deine Lieder der Frau von Göthe, die eine hübsche Stimme hat. Sie wird sie dem alten Herrn vorsingen. Ich sagte es ihm auch schon, dass Du sie gemacht hättest und fragte, ob er sie wohl hören wollte. Er sagte: ja, ja, sehr gerne. Der Frau von Göthe gefallen sie besonders. Ein gutes Omen. Heute oder morgen soll er sie hören.“*)

*) Göthe dichtete dann für Fanny folgendes Gedicht, das er ihr eigenhändig aufschrieb und Zelter mit den Worten übergab. „bringen Sie das dem lieben Kinde.“

Wenn ich mir in stiller Seele
Singe leise Lieder vor,
Wie ich fühle, dass sie fehle,
Die ich einzig mir erkor.

Möcht' ich hoffen, dass sie sänge,
Was ich ihr so gern vertraut —
Ach! aus dieser Brust und Enge
Drängen frohe Lieder laut

Weimar, den 10. November.

„— — Montag war ich bei der Frau v. Henkel und auch bei Sr. Königl. Hoheit dem Erbgrossherzog, dem meine g-moll-Sonate sehr wohl gefiel. Mittwoch Abend war Oberon von Wranitzky, eine recht hübsche Oper. Donnerstag früh kamen die Grossherzogin und die Grossfürstin und der Erbgrossherzog zu uns, denen ich vorspielen musste. Und nun spielte ich von 11 Uhr mit Unterbrechung von 2 Stunden bis 10 Uhr des Abends, und die Phantasie von Hummel machte den Beschluss. Als ich letzt bei ihm war, spielte ich ihm die Sonate aus g-moll vor, die ihm sehr wohl gefiel, wie auch das Stück für Begasse, und für Dich, liebe Fanny. Ich spiele hier viel mehr als zu Hause, unter 4 Stunden selten, zuweilen 6, ja wohl gar 8 Stunden. Alle Nachmittage macht Göthe das Streicher'sche Instrument mit den Worten auf: „Ich habe dich heute noch garnicht gehört, mache mir ein wenig Lärm vor" und dann pflegt er sich neben mich zu setzen, und wenn ich fertig bin (ich phantasire gewöhnlich), so bitte ich mir einen Kuss aus, oder nehme mir einen. Von seiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Euch gar keinen Begriff, ebensowenig als von dem Reichthum, den der Polarstern der Poeten an Mineralien, Büsten, Kupferstichen, kleinen Statuen, grossen Handzeichnungen u. s. w. u. s. w. hat. Dass seine Figur imposant ist, kann ich nicht finden, er ist eben nicht viel grösser als Vater. Doch seine Haltung, seine Sprache, sein Name, die sind imposant. Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er, und schreien kann er, wie 10,000 Streiter. Sein Haar ist noch nicht weiss, sein Gang ist fest, seine Rede sanft. Dienstag wollte Professor Zelter mit uns nach Jena, und von da aus gleich nach Leipzig. (Bei Schoppenhauer's sind wir oft, Freitag hörte ich Molke und Strohmeier daselbst, hier auf dem Theater ist eine 14jährige Sängerin, Fanny, die letzt im Oberon d frei fasste, stark und rein, und f hat.) Sonnabend Abend war Adele Schoppenhauer (die Tochter) bei uns, und wider Gewohnheit Göthe auch den ganzen Abend. Die Rede kam auf unsere Abreise und Adele beschloss, dass wir Alle hingehen und uns Professor Zelter zu Füssen werfen sollten und um ein Paar

Tage Zugabe flehen. Er wurde in die Stube geschleppt und nun brach Göthe mit seiner Donnerstimme los, schalt Professor Zelter, dass er uns mit nach dem alten Nest nehmen wollte, befahl ihm, still zu schweigen, ohne Widerrede zu gehorchen, uns hier zu lassen, allein nach Jena zu gehen und wieder zu kommen, und schloss ihn so von allen Seiten ein, dass er Alles nach Göthe's Willen thun wird; nun wurde Göthe von allen Seiten bestürmt, man küsste ihm Mund und Hand, und wer da nicht ankommen konnte, der streichelte ihn und küsste ihm die Schultern, und wäre er nicht zu Hause gewesen, ich glaube, wir hätten ihn zu Hause begleitet, wie das römische Volk den Cicero nach der ersten Catilinarischen Rede. Uebrigens war auch Fräulein Ulrike ihm um den Hals gefallen, und da er ihr die Cour macht (sie ist sehr hübsch), so that alles dies zusammen die gute Wirkung.

Montag um 11 Uhr war Concert bei Frau von Henkel. Nicht wahr, wenn Göthe mir sagt, mein Kleiner, morgen ist Gesellschaft um 11, da musst auch du uns was spielen, so kann ich nicht sagen „Nein!“ —

Lea hatte die Briefe an Henriette geschickt, und diese macht ihrem Entzücken in folgenden Worten Luft:

„Wie kann ich Ihnen, liebste Lea, je genug für die Freude danken, die Sie mir durch jene herrlichen Briefe gemacht! Sie sind eine glückliche Mutter! Ihnen zu sagen, wie gerührt, wie innig bewegt und erfreut ich geworden, ist unmöglich. Ihnen muss, was ich empfinde, wenn ich an den herrlichen, feurigen, reichbegabten, gefühlvollen, sanften und natürlichen Knaben denke, wie Unsinn vorkommen, wenn ich Worte finden könnte, es auszudrücken. Aber nein, Ihr fühlt es wohl, Sie, liebe Mutter, fühlen es im Mutterherzen und sind dankbar gegen die Vorsehung, die Ihnen solche Kinder und diesen Sohn gegeben! Das ist ein Künstler in der vollsinnigsten Bedeutung, selten hohe Fähigkeiten bei dem edelsten, weichsten Gemüth! Wenn Gott diesen Knaben erhält, so werden nach langen, langen Jahren seine Briefe einst Epoche machen; bewahren Sie sie wie ein Heiligthum, sie sind ja schon jetzt durch den Ausdruck des kindlichsten, reinsten Gemüths heilig. — Wie muss

es so schön gewesen sein, den Knaben so offen und zuthulich mit dem edlen Greise, dem Altvater Göthe, zu sehen. Was wir in unsrer Jugend so oft träumten, wie erfreulich es sein müsste, in Göthe's Nähe zu leben, das ist nun an Felix in Erfüllung gegangen, sowie auch die jugendlichen und unaufhörlichen Bass-Triller des Vaters zum ausserordentlichen Talent in dem Sohne gereift sind. Ich danke Gott dafür, dass er Euch das Glück gewährt, es zu erleben, was unsere arme Mutter nicht ahnte, wenn sie ungeduldig über Dein ewiges Singen, lieber Abraham — es waren damals die Chöre der Athalia von Schulz — ausrief: „Wie mies ist mir vor *tout l'univers!*" —

Der weitere Lebenslauf Abraham Mendelssohn Bartholdy's greift so in den seiner Kinder ein, dass wir ihn von hier an im Zusammenhang mit diesem betrachten wollen.

Wilhelm Hensel.

Es muss hier ein Ereigniss erwähnt werden, das, so fern liegend es auch dem Anschein nach ist, doch auf die Lebensschicksale der ältesten Tochter Fanny vom endscheidendsten Einfluss werden sollte. Im Januar 1821 waren der Grossfürst Thronfolger Nikolaus von Russland und seine Gemahlin in Berlin, bei welcher Gelegenheit grosse Hoffestlichkeiten stattfanden. Am 27. gab es lebende Bilder und pantomimische Darstellungen, zu denen als Gegenstand das damals neue und die Runde durch Europa machende Gedicht von Moore, Lalla Rookh, gewählt war. Die dabei entwickelte Pracht, die Fülle der Edelsteine und Perlen, die kostbaren Stoffe und Waffen, die Vereinigung der schönsten und vornehmsten Personen machten das Fest zu einem seltenen, genussreichen. Als die Vorstellung, vorbei war, rief die Darstellerin der Lalla Rookh — die Grossfürstin selbst — seufzend aus: „Ist es nun wirklich vorüber? Und sollen andere, sollen spätere Zeiten keine Erinnerung an diesen glücklichen Abend haben?“ Der König hörte es, und wie man sonst nach Gemälden lebende Bilder stellt, so beschloss er, die lebenden Bilder durch den jungen Künstler, der sie gestellt, in einem Prachtwerk malen zu lassen; alle Mitwirkenden sassen zu ihren Portraits. Wilhelm Hensel stellte das vollendete Werk, ehe es an seinen Bestimmungsort Petersburg für die Grossfürstin abging, einige Tage in seinem Atelier aus und lernte dort Fanny Mendelssohn Bartholdy, seine spätere Gattin

kennen, die mit ihren Eltern sich eingefunden hatte, die schönen Zeichnungen zu bewundern.

Wenn wir der Vorgeschichte dieses Künstlers nachspüren, so ist es eine ganz andere Atmosphäre, die uns umweht, fast eine andere Welt als die bisher geschilderte. Alle Anschauungen, Begriffe, Bildungsbedingungen sind andere, ja die Menschenrace ist eine wesentlich verschiedene. Hatten wir es bis jetzt mit einer Familie rein jüdischen Stammes zu thun, mussten wir nach Palästina zurückblicken, um die Wurzeln des Geschlechts zu finden, zeigte sich der kosmopolitische Charakter des Judenthums in den Wanderungen durch mancherlei Städte und Länder, in denen wir die Vorfahren antrafen, in Dessau, Berlin, Paris, Hamburg, war die Gesinnung zwar ein echt deutsche, die Bildung aber vielfach auf französischem Boden wurzelnd, so führen die Ursprünge der Hensel'schen Familie auf die Ureinwohner der norddeutschen Tiefebene zurück, der Typus ist entschieden „christlich germanisch". — So waren die Existenzbedingungen durchaus andere und Wilhelm Hensel und Fanny M. B., beide recht ausgeprägte Repräsentanten ihrer Racen, waren als solche so verschieden wie möglich; und doch zeigte es sich, dass ihre Naturen sich sehr harmonisch in einander fügten und ergänzten und in dieser Ergänzung, zu der jeder Theil so Ureigenes brachte, sich ausserordentlich glücklich fühlten.

Wilhelm Hensel's Vater war ein armer Landprediger, zuerst in Trebbin, wo Wilhelm am 6. Juli 1794 geboren wurde, dann in Linum, beides kleine dürftige Orte in der Nähe Berlins, in den öden, traurigen Sandsteppen der Mark gelegen, letzteres von endlosen Torfmooren umgeben.

Bei einem spärlichen Einkommen, unter den Drangsalen der napoleonischen Bedrückungszeit, verstand er es, seine zahlreiche Familie ehrenvoll in der Welt zu erhalten. Er starb früh, seine Frau aber lebte noch bis zum Herbst 1835 und hatte das Glück, nach langen Jahren der Sorge und Entbehrung, die sie während und nach dem Kriege in ihrem langen Wittwenstande durchlebt, die beginnenden Erfolge und die Verheirathung ihres Sohnes zu sehen.

Dieser zeigte von früh an grossen Hang zur Malerei. Alle

freien Stunden brachte er damit zu, theils zu malen, theils die Mittel dazu, die Farben, aus Früchten, Blättern, Wurzeln herzustellen; denn Farbenkasten gab es in Linum nicht, und die Mittel hätten auch wohl nicht ausgereicht, um sie in der erforderlichen Menge anzuschaffen.

Es erschien den Eltern unmöglich, Wilhelm seinen glühenden Wunsch, Maler zu werden, zu erfüllen, er sollte ein Brodstudium ergreifen und widmete sich mit schwerem Herzen dem Bergfach. Doch wurde noch jede freie Minute auf die Kunst verwandt, und das Glück wollte es, dass eines Tages ein feiner Kunstkenner eine von Hensels Zeichnungen zu sehen bekam; er fand grosses Talent in dem Bildchen und als er erfuhr, dass der Autor reiner Autodidakt sei, redete er ihm dringend zu, die Bergcarrière zu verlassen und Künstler zu werden. Aber er liess es dabei nicht bewenden, sondern verhalf auch zu den nöthigen Unterstützungen während der ersten Jahre.

So war Hensel zwar für den Augenblick am Ziel seiner Wünsche, indessen vorerst erndtete er nur Sorgen und Mühen; denn die Unterstützung, die er bekam, war nur eine sehr geringe, und hätte kaum hingereicht, ihm selbst das Leben zu fristen; nun aber entstanden für den kaum den Kinderjahren Entwachsenen Verpflichtungen und Verantwortungen der schwersten Art. Sein Vater starb und er wurde das Haupt der Familie; die Wittwe mit ihren Töchtern war zu ernähren, sie durften nicht darunter leiden, dass er sein Bergstudium an den Nagel gehängt — so musste denn die Kunst, die erst erlernt werden sollte, sofort Brod geben. Er scheute vor keiner Arbeit zurück: er zeichnete für Taschenbücher und Kalender Illustrationen; er lernte radiren, um den Verdienst von den radirten Blättern nicht mit einem Andern theilen zu dürfen, er musste dazu die Nächte und den Schein eines dünnen Talglichtes zu Hülfe nehmen und diese Nachtarbeit legte den Grund zu seiner späteren Kurzsichtigkeit. Zu seinen selbstradirten Blättern gehören namentlich hübsche Illustrationen der Arndt'schen Märchen.

Mitten in diese angestrengte Thätigkeit schallte der Aufruf zum Kriege 1813. Wilhelm Hensel war keinen Augenblick zweifelhaft, was er zu thun habe, er eilte als einer der

ersten Freiwilligen zu den Fahnen, machte beide Feldzüge ehrenvoll mit und wurde mehrere Male verwundet.

Er zog beide Mal in Paris ein und nahm nach Abschluss des Friedens seinen Abschied, um noch einige Zeit dem Studium der Kunstschätze in Paris widmen zu können.

Nach der zweiten Rückkehr aus Frankreich trat eine Periode des Schwankens bei ihm ein, ob er nicht, statt Maler zu werden, sich schriftstellerischen Arbeiten zuwenden sollte. Einige Freunde, namentlich Brentano, Chamisso, Arnim, auch Tieck, suchten ihn dazu zu bewegen. Es waren traurige Zeiten und schlechte Aussichten für einen jungen Maler. Der Wohlstand fast aller Familien war schwer zerrüttet, die Meisten hatten alle Kräfte anzuspannen, um das zum Leben Nothwendigste zu erwerben; die harte Noth der überstandenen Zeiten hatte allen Sinn für das Reich des Schönen und den Schmuck des Lebens ertödtet, es war wenig Aussicht auf die Beförderung der Künste. Von Privatleuten geschah fast Nichts und der Staat, wenn er auch den guten Willen gehabt hätte, war auch nicht im Besitz der nöthigen Mittel. Das poetische Talent Hensel's war keineswegs gering anzuschlagen — indess die Liebe zur Malerei behielt die Oberhand und die Dichtkunst blieb ihm nur „Freundin und Gespielin". — Durch alle Hindernisse hindurch setzte er seinen Weg unverdrossen fort. — Hier möchte der Platz sein, einzuschalten, was Bartholdy in dieser Zeit in Rom that, um ganz ähnlichen Zuständen, die auch dort sich fanden, einigermassen Abhülfe zu schaffen. Er spricht sich in zwei Briefen an seinen Sshwager Abraham darüber folgendermassen aus:

Rom, 25. Decbr. 1816.

—— Von Veit kann ich Dir nichts als Gutes sagen. Er ist ein tüchtiger und zugreifender Mensch; er arbeitet jetzt am zweiten Karton für mein Zimmer, und es ist ganz unglaublich, was er seit den paar Monaten, dass er das erste Frescobild gemacht, gelernt hat. Ueberhaupt sind diese Malereien eine wahre Wohlthat für unsere Künstler gewesen, nicht wegen der Summen, die ich in meiner Armuth ihnen bewilligen konnte und,

wie mir um's Herz ist, ohne Eigennutz gegeben habe, sondern wegen der Entwickelung ihrer Kräfte, zu der ich die Hand geboten und nicht unverständig sie, ihnen selbst unbewusst, gezwungen habe." —

6. Februar 1817.

„Du willst etwas Näheres von meinen Fresco-Gemälden wissen? Vorläufig Folgendes: Als ich hierher kam, fand ich viele deutsche und preussische Künstler von entschiedenen Anlagen und Talenten, jedoch ohne Gelegenheit, sie auszuüben; keine Arbeit, keine Bestellung, als miserable Buchhändler-Zeichnungen und hin und wieder ein Portrait, oder bei denen, die es drängte, zu schaffen, eine kleine, halbvollendete Komposition, oder Gemälde in Oel. Hieraus entstand nicht nur das Uebel, dass man jene Künstler nicht kannte, sondern auch das vielleicht grössere, dass sie sich selbst nicht kannten, welches bei einer gewissen Schwärmerei und Einbildungskraft oft die Wirkung hervorbrachte, dass sie sich selbst überschätzten. Mich jammerte dieser Zustand, indem ich zugleich die Hülflosigkeit und Unbehülflichkeit dieser Leute einsah. Auf offiziellem Wege war nichts zu thun, mein Einfluss, etwas der Art zu bewirken, unzureichend. Auch hätte ich nicht gewusst, was zu fordern und wie mich bei der Barbarei, die für die Künste zu Berlin herrscht, verständlich zu machen. Also musste ich mich selbst Aufopferungen unterziehen und auch wohl Kränkungen, die bei keinem Unternehmen, was mehr oder weniger ins Ganze greift, zu vermeiden sind, gewärtigen, — und dazu habe ich mich denn mit Freude und Muth entschlossen, sowie mich mein Vaterland immer bereit finden soll, wenn ich ihm nützlich sein zu können glaube.

Die Frescomalerei war die schicklichste, alle Zwecke zu vereinen: 1) Ein bleibendes Denkmal der Arbeit, wenn sie gerieth und zwar zu Rom, dem Mittelpunkt der Künstlerwelt, wo die Wahrheit, ob etwas mittelmässig, trefflich oder schlecht, sich bald entdeckt, 2) das Mittel für die Künstler, sich selbst kennen zu lernen, und zwar in einem Genre von Arbeit, die eine gewisse Schnelligkeit erfordert und nicht ewiges Retouchiren und Denken und Grübeln zulässt, 3) Grösse der Figuren

und Gemälde, die Fehler und Schönheiten aufdeckt, 4) Zusammenarbeiten von mehreren jungen Künstlern, wo einer bei dem andern wenigstens keine ganz palpabeln Schnitzer durchlassen wird und die Emulation sie anspornt, 5) endlich Brod, um ein Jahr lang ihrem Fache zu leben.

Das Lokal ist schön, helle, heiter, mit einer grossen Aussicht über Rom. *) Weder in den Sujets (Wahl und Anordnung), noch in irgend etwas, was die Kunst betrifft, habe ich meine Künstler genirt, beim Vorlegen der Skizzen jedoch habe ich ihnen meine Kritiken freimüthig gesagt, von denen die meisten angenommen worden sind. — Mein Kontrakt für die auszumalende Wohnung läuft noch 4 Jahre. Nachher, sollten auch meine Verhältnisse in Italien noch dieselben sein, werden die nicht billigen Wirthsleute mich vermuthlich so steigern, dass ich nicht werde bleiben können. Auf die Cartons habe ich renoncirt. Die Copien im Kleinen schicke ich Sr. Majestät. So habe ich den Künstlern und denen, die um die Sache wissen, gezeigt, dass keine Art Interesse mich leitet. Der Eitelkeit wird man mich auch nicht beschuldigen, denn ich ziehe mich zurück, so gut ich kann, und werde hierin der Undankbarkeit nicht entgehen. Gott weiss es, dass diese Ausgabe mich drückt, und dass ich bei so vielen andern, die meine Lage nothwendig macht, und bei meiner Unfähigkeit zur Oekonomie manche Nacht nicht gut schlafe, aus Sorge wie ich das viele Geld, was ich verbrauche, zusammenschwindeln soll; aber die wahrhaft reichen Leute thun ja nichts, oder thun es ungetheilt und für sich.“ —

Henriette schreibt an Lea Mendelssohn über diese Fresken: „Veit, Schadow und noch ein andrer deutscher, ich glaube gar Berliner junger Maler**) malen in diesem Augenblick für Bartholdy Zimmer *al fresco:* Finden Sie das nicht recht in seinem grossen Styl? Er sollte nur Pabst werden! Bartholdy

---

*) Es ist die noch heut nach ihm genannte Casa Bartholdy am Monte Pincio.

**) Cornelius, Overbeck und Schnorr nahmen ausser den Obengenannten an der Arbeit Theil

der Erste und Leo der Zehnte, der so wie Bartholdy alles Grosse und Schöne liebte, ohne viel zu rechnen!" —

Bartholdy selbst war, wenn auch nicht in den bildenden Künsten, so doch in der Litteratur thätig: er hat namentlich eine Geschichte der Tyroler Erhebung gegen die Franzosen geschrieben, die Immermann zu seinem Trauerspiel „Andreas Hofer" mit Nutzen studirt zu haben bekannte, und von der H. Heine im 2. Band der Reisebilder sagt: Bartholdy's „Krieg der Tyroler Landleute im Jahre 1809" ist ein geistreich und schön geschriebenes Buch und wenn Mängel darin sind, so entstanden sie nothwendigerweise dadurch, weil der Verfasser, wie es edeln Gemüthern eigen ist, für die unterdrückte Partei eine sichtbare Vorliebe hegte, und weil noch Pulverdampf die Begebenheiten umhüllte, als er sie beschrieb.

Auch das Leben seines Freundes und Gönners des Cardinals Consalvi hat er geschrieben. Die schönen Sammlungen, die er anlegte, sind schon oben erwähnt.

Ein solcher Freund und Beförderer der Künste fehlte damals in Berlin, und da Bartholdy mit der Barbarei, die dort für die Kunst herrschte, nur allzu Recht hatte, so waren die berliner Künstler eben auf die jämmerlichen Subsistenzmittel angewiesen, denen sie Bartholdy in Rom, soweit an ihm lag, enthoben hatte — hauptsächlich auf „miserable Buchhändlerzeichnungen." — So wie jetzt die Volkskalender, waren damals die Taschenbücher an der Tagesordnung, und seine Arbeit für diese nahm Hensel eifrig wieder auf und lieferte auch litterarische Beiträge. Endlich aber sollte sein Fleiss belohnt werden; jene Lalla-Rookh-Zeichnungen machten ihn allgemeiner bekannt, und er erhielt von der preussischen Regierung ein Stipendium nach Rom und zugleich den Auftrag, die Transfiguration von Raphael in der Grösse des Originals zu kopiren. Diese Reise wurde für seine künstlerische Entwickelung ein entscheidender Wendepunkt

Glücklicherweise war aber sein Deutschthum, die ganze Richtung seines bürgerlichen Lebens vorher unverrückbar festgestellt durch die Liebe zu Fanny. Eine förmliche Verlobung gestatteten die Eltern aber nicht vor seiner Rückkehr. Sie

wollten ihr Kind vor möglichen Enttäuschungen bewahren; man kann es ihnen nicht verdenken, wenn sie nach kurzer Bekanntschaft Hensel's Charakterstärke und die Tiefe seiner Liebe nicht ganz erkannten. Namentlich fürchteten sie einen Uebertritt zum Katholizismus, und die Besorgniss war bei seiner poetischen Natur, dem Vorgang seiner Schwester Luise und dem Kreise seiner oben erwähnten nächsten Freunde, die allesammt katholisch waren oder mit dem Katholizismus bedenklich liebäugelten, nicht so ganz ungerechtfertigt. Nur Fanny hatte hierin, wie in allem Andern festes Vertrauen auf ihn.

So musste er denn, ohne bestimmte Zusage, auf lange Jahre wegziehn; aber grade diese Unbestimmtheit, dies Unabgeschlossene gab dem Verhältniss eine grosse Frische und einen Reiz mehr. Vor der Reise zeichnete er noch die ganze Familie und den Kreis der Nächststehenden und nahm mit diesen Zeichnungen gleichsam geistig seinen Platz in dem Kreise ein, dem er ganz anzugehören wünschte. Diese Bilder und die Briefe von Lea waren in der ganzen Zeit seine einzige Verbindung mit der Familie, denn auch einen Briefwechsel mit Fanny hatte die gestrenge Mutter gänzlich untersagt. Ueber die Gründe dieses Verbots spricht sie sich in einem Brief folgendermassen aus:

„— — Im Ernst, lieber Herr Hensel, können Sie mir wirklich nicht böse sein, weil ich keinen Briefwechsel zwischen Ihnen und Fanny gestatten will. Haben Sie nur die Billigkeit, sich einen Moment an die Stelle einer Mutter zu setzen und Ihr Interesse gegen das meine zu tauschen, dann wird Ihnen meine Weigerung natürlich, billig und vernünftig erscheinen, statt dass Sie sie in Ihrer Heftigkeit mit den allerbarbarischsten Namen belegen. Aus demselben Grunde, der kein Versprechen zuliess, erkläre ich mich fest und bestimmt gegen jede Korrespondenz. Dass ich Sie wahrhaft schätze, Ihnen sogar herzlich gut bin, wissen Sie; ebenso dass ich gegen Ihre Person nichts einwende: meine Gründe, mich bis jetzt nicht für Sie bestimmen zu können, sind: die Ungleichheit des Alters und das Ungewisse Ihrer Lage. Ein Mann darf nicht daran

denken, sich zu verheirathen, bis seine Verhältnisse einigermassen gesichert sind, wenigstens darf er die Eltern des Mädchens nicht schelten, welche, da sie Erfahrung, Vernunft und kaltes Blut haben, für ihn und sie zu überlegen von der Natur bestimmt sind. Der isolirte Künstler ist ein glückliches Wesen, alle Zirkel stehn ihm offen, Hofgunst ermuntert ihn, die kleinen Sorgen des mühseligen Lebens schwinden; heiter und leicht übersteigt er die Klippen, welche Unterschiede der Stände in der Welt aufgethürmt haben; er arbeitet, was und wieviel er will, sucht seine Lieblingsgegenstände in der Kunst auf und schwärmt, das seligste, heiterste Wesen der Schöpfung, poetisch in andere Sphären versetzt, einher! Sobald Familien- und Brodsorgen sich seiner bemächtigen, schwindet all' der magische Zauber; er muss arbeiten, um die Seinigen zu erhalten; das ganze liebliche Colorit ist farblos geworden! — Ich strebte bei Erziehung meiner Kinder freilich dahin, sie einfach und prunklos zu gewöhnen, um sie nicht zu zwingen, reich heirathen zu müssen, aber eine gesicherte Existenz, ein mässiges, doch festes Einkommen sind in den Augen der Eltern unerlässliche Bedingung zum sorglosen Leben, und wenn mein Mann auch jedem seiner Kinder eine hübsche Beisteuer geben kann, so ist er nicht reich genug, das ganze Schicksal eines Jeden von ihnen festzustellen. — Sie beginnen Ihre Laufbahn und zwar unter schönen Aussichten; lassen Sie diese verwirklicht werden, benutzen Sie Zeit und Gunst möglichst, und seien Sie versichert, dass wir Ihnen nicht entgegen sein werden, sobald Sie uns nach beendeten Studien über Ihre äussere Lage beruhigen und sich genügend ausweisen können. Schelten Sie mich vorzüglich nicht als eigennützig und geizig, lieber gelinder Wüthikus! Sonst muss ich Sie erinnern, dass ich meinen Mann geheirathet habe, ehe er einen Pfennig besass. Aber er hatte ein sicheres, obwohl sehr mässiges Einkommen bei Fould in Paris und ich wusste, dass er mein ihm zugebrachtes Vermögen würde geltend machen können. Der Ehrgeiz meiner Mutter war aber nicht zufrieden, dass ich die Frau eines Commis werden sollte, und Mendelssohn musste desshalb Associé seines Bruders werden, von welcher Epoche

sich Gottlob! beider Prosperität herschreibt. — Fanny ist sehr jung und dem Himmel sei Dank! bis jetzt völlig harmlos und ohne Leidenschaft. Sie sollen sie durchaus nicht in jene verzehrende Empfindung reissen wollen und sie durch verliebte Briefe in eine Stimmung schrauben, die ihr ganz fremd ist und die sie auf mehrere Jahre sehnsüchtig, schmachtend, verzehrend machen würde, indess sie jetzt blühend, gesund, heiter und frei vor mir steht."

Lea hielt ihr Wort und schrieb fleissig; freilich ein ungenügender Ersatz für das, was Hensel sich wünschte. Aber er wusste sich zu helfen; er verlieh seiner Kunst Worte, um sich mit der zu unterhalten, der er nicht schreiben durfte. Die reizenden Zeichnungen sind noch vorhanden, die er nach Berlin schickte; in allen kehren die idealisirten, in poetischem Licht und Gewand dargestellten Figuren des Mendelssohn'schen Kreises wieder, in allen spielt Fanny die Hauptrolle. Solche Huldigung war wohl unwiderstehlicher als der beredteste Brief. Aber auch zu dem Mutterherzen war damit der richtige Weg gefunden, wie zwei Briefstellen beweisen mögen:

„— — Lassen Sie mich zuerst Ihnen für das willkommene Geschenk der Stammbuchzeichnung den längst schuldigen, doch nicht minder herzlichen Dank aussprechen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr die ausnehmende Schönheit der ausgeführten Zeichnung und die feine zarte Idee derselben uns überrascht und gerührt hat. Eine vergeistigte, à la Hensel verschönerte Aehnlichkeit mit meinen vier Kindern ist dem Auge der Eltern nicht entgangen. Indessen haben sie sich seit Ihrer Abwesenheit so verändert und vergröbert, dass jene idealistische Zartheit nur in der Erinnerung noch gleichen kann, wiewohl Schadow's scharfer, für Aehnlichkeit unübertrefflicher Blick das Original des Orgelspielers gleich entdeckte. Ich habe nicht allein von Ihnen, sondern von Niemandem etwas Zierlicheres, Sauberes, Anmuthigeres, Vollendeteres, Ausgeführteres in dieser Gattung gesehen. Die Lieblichkeit der Gruppe, die dem Ernst vermählte Grazie, der holde Kindesausdruck jedes Kopfes, dem doch soviel Denkendes zugesellt ist, die Anordnung der vier Engelein, über die eine wahrhaft Raphaelische Cäcilie wacht,

alles beweist zu meiner Freude auf's Neue, dass Sie sich den ersten, reinsten aller Künstler zum Ideal ausersehen. —"

Berlin, 6. März 1826.

„Den besten Dank für das beste, reizendste Bildchen! die Köpfe der Muse und der Sphinx sind so ausdrucksvoll, als man es in so kleinem Raume nicht ausführbar glauben sollte. Wir sind aber sämmtlich zu dumm, den verborgenen Sinn des Räthsels zu entziffern, obwohl jede Person und jedes Attribut vollkommen deutlich erscheint. Kolorit, Gruppi' ng, Anordnung sind höchst anmuthig und graciös. Dass Sie meinem Liebling Raphael stets nachstreben, sehe ich wieder daran, und bewundere die Tiefe der dunkeln Augen, die sich trotz des sehr kleinen Raumes offenbart. Herzlich wünschte ich aber, dass Sie Ihre Zeit nicht durch so viele kleine Arbeiten zersplitterten. Doch, Sie müssen am besten beurtheilen, wie die Eintheilung und Fortsetzung des Angefangenen am füglichsten zu bewerkstelligen sei und welche Ruhepunkte der Künstler sich in den Zwischenräumen zu gönnen habe. —

Vielen, vielen Dank auch für alle Mühe beim Ordnen der Bartholdy'schen Sammlungen. *) Wäre dies Chaos nur erst entwirrt! der Bericht über das Ablösen der Fresken ist sehr interessant. Aus vielen Gründen werden wir aber keinen Gebrauch davon machen. Die Kosten wären für uns nicht allein bei Weitem zu bedeutend für eine Liebhaberei, aber die Schwierigkeit, derart grosse Bilder zu placiren, muss auch berücksichtigt werden und, unter uns gesagt, so interessant die Fresken als Versuche und Erstlingsblüthen sein mögen, bleibt doch die Frage, ob sie den Aufwand von Geld und Mühe verdienten. Kurz, lassen Sie uns nichts mehr davon erwähnen, ebensowenig als von Frescobildern in unserem Hause hier. Wenn ich auch Ihre gütige Absicht mit Dank erkenne, so müssen Sie doch einsehen, dass das Genre solcher kostbaren und zeitraubenden Ausschmückungen schlechterdings nicht für ein Bürgerhaus passt; zuerst müssten wir jahrelang auf den Ge-

*) Bartholdy war kurz vorher gestorben.

nuss eines solchen Zimmer verzichten, und wenn Sie eine kleine Vorstellung von der Unruhe, dem Schmutz, dem Fracas und den ungeheuren Kosten hätten, die das leider viel zu grosse Haus*)uns noch täglich verursacht und bis spät in den Sommer hinein machen wird, so würden Sie meinen Schauder bei dem blossen Gedanken an neues Abreiben der Wände, an Kalk, Gerüste u. s. w. begreifen. Dazu finde ich in jetzigen Zeiten, wo alles Eigenthum flüchtig ist und höchst selten auf die zweite Generation gelangt, sich etwas Kostbares anmauern und dadurch unbeweglich machen zu lassen, einen wirklich unverantwortlichen Eingriff in die Rechte der Nachkommen. Was meinem Bruder als Unverheirathetem und im Lande der Künste Lebendem wohl anstand, wäre strafwürdig an meiner Stelle, die keines ihrer vier Kinder versorgt weiss. Wir leben auf einem so liberalen Fusse und mein Mann hat eine so grosse Freude am Weggeben, dass man uns unstreitig für viel reicher hält, als wir sind.

So viel Verdruss und Unruhe mir nun auch der Besitz unseres so äusserst kostspieligen Grundstücks verursachte, so ist es doch vielleicht der Summe, die mein Mann hineingesteckt hat und die sich weit höher belief als wir geglaubt, meistentheils zuzuschreiben, dass sein Verlust in der jetzigen schrecklichen Zeit nicht noch bedeutender geworden. Hier allein sind 18 Häuser gefallen, worunter die festgegründetsten, in Leipzig der berühmte Reichenbach, in London der auf viele Millionen geschätzte Goldschmidt. Bekannte von uns sitzen im Gefängniss, andere haben sich das Leben genommen; die Zerstörung, Muthlosigkeit, der gegenwärtige Ruin und die trübe Aussicht für die Zukunft sind nicht bange genug zu schildern. Rothschild's Wuth nach ungeheuren Geschäften wird es hauptsächlich zugeschrieben, dass der Massstab in der handelnden Welt sich riesenmässig gesteigert hat und, wie alles auf die höchste Spitze Gestellte, endlich sinken musste.“ ——

Hensel benutzte seine Zeit in Italien, von der er den überwiegendsten Theil in Rom zubrachte, vortrefflich. Vor allen Dingen war die Copie der Transfiguration eine nicht hoch genug zu schätzende Schule für den Maler. Die Arbeit an der

*) Leipzigerstrasse 3. S. weiter unten S. 139. ff.

Copie nahm nahezu 4 Jahre in Anspruch; sie begann mit einer gründlichen Reinigung des Originals, bei der eine Masse unter einer Kruste von jahrhundertaltem Schmutz versteckt gewesener Details zum Vorschein kamen. Das Bild hat im Raphaelsaal in Sanssouci seine Stelle gefunden.

Ausserdem beschäftigte ihn ein grosses eigenes Bild „Christus und die Samariterin", das in den Besitz des Königs von Preussen überging.

Nach fünfjährigem Aufenthalt verliess Hensel Italien, das ihm trotz seiner Sehnsucht nach Deutschland sehr lieb geworden war, und das er stets als sein zweites Vaterland betrachtete. In einem kleinen zweirädrigen Wägelchen, wie man es in Italien zu schnellen Reisen brauchte, eilte er, ohne Unterbrechung Tag und Nacht fahrend, über die Alpen, dann auf die schnellste Weise nach Berlin. Er wurde belohnt; Fanny war noch frei; auch sie hatte ereignissreiche, für ihre Entwickelung wichtige Jahre erlebt.

Wir verlassen hier den Lebenslauf Hensels dessen Fortsetzung sich weiterhin dem der Familie Mendelssohn Bartholdy anschliessen wird.

Die Schweizer Reise.

Am 6. Juli 1822 unternahm Abraham M. B. mit der ganzen Familie eine Reise nach der Schweiz. Die Gesellschaft bestand aus den Eltern, den 4 Kindern im Alter von 16, 13, 11 und 9 Jahren, dem Hauslehrer Heyse, einem Dr. Neuburg, nebst einigen Dienstboten. In Frankfurt a. M. gesellten sich noch zwei sehr geistvolle muntere junge Mädchen hinzu Marianne und Julie Saaling die nachherige Frau Heyse's. Eine solche Reise war damals etwas ganz Aussergewöhnliches. Eine Reihe sehr ausführlicher Briefe von Fanny an eine Freundin gerichtet, schildert uns die Erlebnisse auf das Anschaulichste. Gleich am ersten Reisetage — von Berlin bis Brandenburg — fiel ein kleines Reiseabenteuer vor: Felix wurde in Potsdam vergessen. In jedem Wagen glaubte man bei der Abfahrt, er befinde sich in dem andern und erst auf der ersten Station hinter Potsdam, Grosskreuz, 3 starke Meilen entfernt, bemerkte man seine Abwesenheit. Der Hauslehrer fuhr sogleich zurück und die Gesellschaft hatte sich auf 4—5 Stunden Anfenthalt gefasst gemacht, indess schon nach Verlauf einer Stunde kam Heyse mit dem verlorenen Sohn wieder an: er war in Potsdam gerade gekommen, als die Wagen abgefahren waren, und lief sogleich nach, auf der Chaussee lange zwar den Staub der Wagen im Auge behaltend, aber nicht im Stande, sie zu erreichen. Indessen wanderte er immer fort und hatte sich vorgenommen, nach Brandenburg zu folgen. Ein Bauernmädchen gesellte sich zu

ihm, sie brachen sich starke Stöcke ab und gingen getrost weiter, bis Heyse eine Meile von Grosskrenz Felix fand. Sein gutes und entschlossenes Benehmen (vielleicht auch die unerwartet frühe Erlösung vom Warten) ersparte ihm den zugedachten Verweis. Die zweite Tagereise — sie war sehr ermüdend — ging bis Magdeburg.

Nach einem Abstecher in den Harz reisten sie über Göttingen, wo Rebecka 36 Jahr später ihr Leben beschliessen sollte und wo die Bekanntschaft Blumenbach's gemacht wurde, nach Kassel, wo mit Spohr ein lebhafter musikalischer Verkehr stattfand. In Frankfurt „war grosse Conferenz von Vater, Dr. Neuburg und H. Heyse wegen des Weges, der zu nehmen sei. Noch habe ich nichts erfahren, aber sie behaupten, nie sei eine Reise so eingerichtet worden."

In Frankfurt gab ihnen Aloys Schmitt eine Musik, die Fanny folgendermassen beschreibt: „Mit welcher Sehnsucht dachte ich an Henning, an Rietz, an Kelch, Eysold etc. Du glaubst nicht, wie die lieben Leute uns die Ohren vollgerakelt haben. Da kam zuerst ein Violinspieler aus Paris, Fémy, Schüler von Baillot, der einen grossen Ruf hat. Aufrichtig gesagt, gefiel er mir nicht im geringsten. Alles weich, verschwommen und verwischt, keinen Strich, keinen Ton, keine Kraft. Felix war meiner Meinung. Dann begleiteten sie dem armen Felix sein Quartett. Mein einziges Vergnügen dabei war, Physiognomik zu studiren. Dann musste ich etwas spielen — und nun heiss mich nicht reden, heiss mich schweigen. Das ganze Zimmer voll wildfremder Menschen, Schüler und Freunde von Schmitt, die Begleitung sehr schlecht, ich zitternd an jeder Fiber, warf so komplett um, dass ich vor Aerger mich und die Andern hätte prügeln mögen. Mich vor zwanzig Klavierspielern so zu blamiren! Ich gehe darüber hinweg, sonst erhitze ich mich wieder. Dann spielte Fémy noch ein Quartett und zuletzt Schmitt's jüngerer Bruder Variationen von seiner Komposition. Schmitt hat eine gar nette Baumschule um sich: der jüngere Eliot aus Strelitz war auch hier und Ferdinand Hiller, sein Lieblingsschüler, ein schöner Knabe von 10 Jahren, mit freiem und offenem Aeussern."

Von Frankfurt zog nun die ganze lustige Karavane dem Süden zu, über Darmstadt und Stuttgart nach Schaffhausen. Die beiden Saaling'schen Mädchen, übersprudelnd von Witz und Laune, trugen nicht wenig zum Aufrechthalten des unumgänglichen guten Reisehumors bei. „Das Lachen nimmt kein Ende", schreibt Fanny, „und namentlich des Abends beim Schlafengehn (ich schlafe immer mit ihnen) sind sie ganz einzig. Marianne hat überall Bekannte und wird, wo sie hinkommt, mit Entzücken aufgenommen. — Eben sitzen wir alle beisammen und schreiben; es kann im Bureau des Staatskanzlers nicht fleissiger zugehn. Du glaubst nicht, wie es bei uns aussieht: Kraut und Rüben sind ein Putzzimmer dagegen. Wir amüsiren uns über alle Maassen, und wenn ich es Dir so zerstreut und unzusammenhängend schreibe, so beschuldige nicht mich. Es ist ein schrecklicher Spektakel hier im Zimmer." —

Am Gotthard wurde umgekehrt und die stillen Hoffnungen von Fanny auf einen Blick nach Italien waren für diesmal gestört. Sie schreibt:

„Ich habe einen Tag erlebt, Marianne,*) einen Tag, der ewig unauslöschlich in meinem Innern steht, dessen Andenken für lange hinaus auf mich wirken wird. In Gottes grösste Natur bin ich getreten, das Herz hat mir gebebt vor Schauer und Ehrfurcht, und als ich wieder beruhigt, das menschlich Schönste, das anmuthig Lieblichste erblickte, als ich an der Grenze von Italien stehe, da ruft mein Schicksal: bis dahin und nicht weiter. Nie, nie habe ich solche Empfindung gehabt, inniger Dank gegen Gott, der mich diesen Tag hatte erleben lassen, Sehnsucht nach dem, was mir die Berge verhüllten, feste Vorsätze, die ich in meinem Innern fasste, alle diese Gefühle vereinigt strömten aus in heissen, wohlthätigen Thränen. Gestern Abend wollte ich nicht an Dich schreiben, Du siehst mich nicht gern allzu heftig gestimmt; ich war exaltirt, aber ich behielt's für mich, ich wollte warten, bis ich ruhiger wäre, aber noch jetzt, bei der Errinnerung an gestern

*) Marianne Mendelssohn, die Gattin von Alexander Mendelssohn, dem Sohn von Joseph.

und heute früh, wird mir das Herz weit und gross, verlässt mich alle Ruhe. — Ich will versuchen, Dir in möglichster Ordnung zu erzählen, was ich gesehen, was ich erlebt.

Gestern früh um 7 Uhr fuhren wir bei etwas bewölktem Himmel von Altdorf ab, dem klaren Himmel zu, nach Süden. Bürglen und das Schächenthal links lassend, kamen wir in's Reussthal, welches hier mit hohen Felsen umschlossen, aber sehr breit und überaus fruchtbar ist. Nussbäume, andre Fruchtbäume und Tannen von ausserordentlicher Schönheit. Man fährt an einem Thurm Gessler's und der alten Veste Zwing Uri vorbei. Links die Surenengletscher, Windgalle, Bristenstock und andere Schneeberge und Gletscher. Auf den vorderen Bergen herrliche Alpen sichtbar. So, in mannigfaltiger wechselnder Umgebung, gelangt man nach Amstäg, 3 Stunden von Altdorf, am Fuss des Gotthard. Hier beginnt die neue Gotthardstrasse, welche diesseits 2 Stunden weit bis Wasen fahrbar und auf der Tessiner Seite fertig ist. Die Strasse ist bald rechts bald links von der Reuss in den Felsen gesprengt, trefflich gebaut und durch Mauern gesichert. Ueber die Abgründe wölben sich kühne Brückenbogen. Ein Riesenwerk und ewiges Denkmal für die Kantone Uri und Tessin. Es ist erhebend, zu sehn, wie menschliche Beharrlichkeit den Willen der Natur beugen kann. Hinter Wasen hört allmälig die Vegetation auf, das Thal verengt sich mehr und mehr, immer schroffer steigen die Felsen, immer wilder braust die Reuss. Bei Göschenen, dem einzigen Dorf auf dem ganzen Wege, zeigt sich zur Linken der Reuss, der furchtbare Göschener Alpgletscher; er war der erste, dem wir so nahe traten. — Sobald man die Schöllenen erreicht, verschwindet die letzte Spur von Leben und Nähe der Menschen. Rings umher siehst Du nichts als himmelhohe Felsen, zwischen denen sich die Reuss ihr furchtbares Bette gebrochen hat. Hier verliert sie ganz das Ansehn eines Stromes, sie bildet einen fortdauernden, wüthenden Wassersturz. So steigt das Entsetzen mit jedem Schritt, bis es endlich an der Teufelsbrücke seinen höchsten Gipfel erreicht. Du befindest Dich in einem vollkommen geschlossenen Felskessel, vor Dir, in mehreren

Absätzen herunterstürzend, die ungeheure Wassermasse, hoch darüber wegführend die schmale, aber sichere Brücke. Der schneidende Wind, der gegen Abend hier weht und Gletscherwind heisst, die hier und da hervorblickenden Schneespitzen, die Dämmerung, welche in diesem Höllenthal zu herrschen begann, jede Umgebung trug bei, den Schrecken zu mehren. Wenig aufwärts von der Teufelsbrücke ist das Urner Loch, ein Felsendurchgang von etwa 80 Fuss, und am Ausgange dieses Thores blieb ich wie versteinert über das Wunder, welches ich erblickte. Ausgebreitet vor meinen Augen ein liebliches stilles Thal mit den üppigsten Wiesenteppichen, an beiden Seiten eingefasst von grünen Hügeln, einzelne Hütten darüber hingestreut, im Hintergrunde das anmuthige Dorf Andermatt und Ursern, auf der Höhe eine Kapelle, aus der mir die stille Abendglocke entgegentönte, rechts der Gotthard, dessen Gipfel sich klar in der blauen Luft zeichnete, links der St. Annengletscher, grünlich glänzend mit einer Fortsetzung von Schneebergen. Seitwärts die Furka mit ihrem Gletscher, der Gotthardgletscher und der Crispalt, aus dem der Rhein entspringt. Verschwunden das wilde Tosen des Stroms, der hier schnell aber ruhig über den Felsenboden gleitet, verschwunden jede Spur des Entsetzens, welches mich noch eben umgab. Rings um mich her Ruhe, tiefer Frieden, welcher nie aus diesem stillen Thal zu weichen scheint. Es war ein unvergesslicher Eindruck! —

Wir gingen noch einige hundert Schritt weit über die Wiesen, um den Annengletscher besser zu betrachten, die Kälte nöthigte uns bald zur Rückkehr. Die einzigen Kennzeichen einer höheren Luftregion sind eben diese kalte Luft, die man einathmet, und der Mangel an Vegetation. Weniges Nadelholz steht in der Nähe von Andermatt, sonst ist der Erdboden nur mit üppigen Wiesen bedeckt. Das was man nicht sieht, wirkt nicht weniger heftig auf das Gemüth, als die sichtbaren Umgebungen, — die Idee des Landes, welches hinter jenen Gebirgen beginnt, ja selbst die fühlbare Nähe Italiens, der kleine Umstand, dass die Landleute alle in Italien waren, italiänisch reden und den Wanderer mit den

süssen Lauten der lieblichen Sprache begrüssen, rührte mich unendlich. Wäre ich an diesem Tage ein junger Bursche von 16 Jahren gewesen, bei Gott! ich hätte zu kämpfen gehabt, um keinen dummen Streich zu begehen. Und wenn mich auf der einen Seite die heftigste Sehnsucht nach Italien trieb, so hatte ich auf der andern den grössten Wunsch, über Furka und Grimsel nach dem Haslithal zu gehen, eine Reise, die wir leicht hätten machen können, wenn wir uns vorher darauf eingerichtet hätten. Den ganzen Tag hatte ich die Möglichkeit berechnet, noch Abends, wenn auch allein mit Dominique*), auf den Gotthard zu steigen, es sind nur noch 3 Stunden von Ursernthal, aber es war nicht möglich, ich musste mich bescheiden. — Abends, allein auf meinem Zimmer, verlebte ich eine Stunde, die ich nie vergessen werde. — Gestern früh wurde mir der Abschied sehr schwer. Es wollte mir garnicht in den Sinn, das liebliche schöne Thal zu verlassen, wieder nördlich zu reisen, wieder in die schreckliche Wildniss zu gehen und das betäubende Geräusch des Stromes zu ertragen. In der Morgenbeleuchtung war das Thal unendlich reizend, die kleine Kapelle Mariahilf war schön beleuchtet, die Matten glänzten im Thau, die Gletscher waren mit grünlichem Licht überstrahlt, der Gotthard erhob sein Haupt in die reine Luft, nichts glich der Ruhe dieser Morgenfeier, ich kann Dir nicht sagen, wie bewegt ich war: und nun all dieser holden Anmuth den Rücken wendend, wieder durch die Schauerhöhle, in die wilden Schluchten. Allein auch diese verloren in der Morgenklarheit von ihren Schrecknissen, uns wenigstens imponirten sie lange nicht so, wie am Abend vorher.

Ich ging einen grossen Theil des Weges ganz allein, mir still überdenkend, was ich gesehen und was mir das innerste Gemüth so sehr bewegt. — Von fernher vernahm ich die Morgenglocken aus dem Dorfe Göschenen, ihr Klang war gar feierlich und schön und der Gletscher hinter dem Dorf vom hellsten Sonnenlicht beschienen. Ich muss einige wunderschöne Mädchen erwähnen, mit welchen wir uns in Wasen unterhielten. — Wir

*) Der Führer.

fuhren über Bürglen zu Hause, wo wir noch einmal Tell's Kapelle und den alten, mit Epheu bewachsenen Thurm besuchten und uns im frischen Schatten der Nussbäume von der Hitze erholten. Das Thal ist auch ungemein schön und romantisch. Mit Marianne, H. Heyse und Rebecka ging ich dann einen schönen Fusspfad nach Altdorf zurück.“ —

Ueber Interlaken, mit den Ausflügen nach der Wengern-Alp in's Haslithal, zum Staubbach meist bei schlechtem Wetter, ging's an den Genfer See nach Vevey. Hier blitzte noch einmal die Hoffnung einer Ueberschreitung der Alpen, eines Blickes nach Italien auf, und wieder jubelt Fanny bei dem Gedanken aus voller Seele:

„Heut schreibe ich Dir wieder in einer Art von Trunkenheit! Es scheint mir, als habe ich noch nie etwas Schöneres gesehen, als diese Gegend, diesen See. Dazu ist heut das göttlichste Wetter, und wenn es so bleibt, fahren wir übermorgen früh nach den Borromäischen Inseln. Denke Dir! Nach den Borromäischen Inseln! — Ich danke dem Himmel, dass da die Grenze ist, denn gingen wir weiter, ich glaube, ich hielte es nicht aus. Zuviel auf einmal für mein armes Menschenherz. Wenn der Himmel uns ferner gutes Wetter giebt, so machen wir eine Reise! — — Du brauchst nur auf der Karte unsern Weg zu verfolgen, um zu sehen, wie wir vom See ab in's Wallis, bei Leuck vorbei, über den Simplon nach dem Lago maggiore gehen, und Du wirst begreifen, dass mir zu Muthe ist, als sollte ich auf Wolken in's Paradies getragen werden. Ich weiss nicht warum? aber ich glaube immer, es muss uns auf den Inseln irgend etwas Ausserordentliches, Unerwartetes begegnen; ich bin in einer grossen, gespannten Erwartung. — Kaum habe ich in meiner jetzigen Stimmung Muth und Lust, Dir von unserm 3 tägigen Stadtaufenthalt in Bern zu sprechen, allein der Ordnung wegen muss ich dazu zurückkehren, zu seiner Zeit war er uns auch sehr angenehm.“ —

Man machte noch einen Abstecher in's Chamouny, dann aber wurde die Rückreise angetreten, mit längeren Aufenthalten in Frankfurt a. M., um Schelble's Bekanntschaft zu machen, der den Cäcilienverein mit Meisterschaft leitete und wo Felix mit

Beifall phantasirte, und in Weimar, um die Göthe'sche Familie kennen zu lernen, bei der Felix so freundliche Aufnahme während seines Besuches mit Zelter gefunden hatte. Nie ermüdete Göthe, Felix zuzuhören, wenn er am Klavier sass, und mit dem Vater unterhielt er sich fast nur über Felix. Diesem selbst sagte er eines Tages, als er sich über irgend etwas geärgert hatte: „Ich bin Saul und Du bist mein David, wenn ich traurig und trübe bin, so komm Du zu mir und erheitere mich durch Dein Saitenspiel!" — Eines Abends erbat er sich von Felix eine Fuge von Bach, welche die junge Frau v. Göthe ihm bezeichnete. Felix wusste sie nicht auswendig, nur das Thema war ihm bekannt und dies führte er nun in einem langen fugirten Satz durch. Göthe war entzükt, ging zu der Mutter, drückte ihr mit vieler Wärme die Hände und rief aus: „Es ist ein himmlischer, kostbarer Knabe! Schicken Sie mir ihn recht bald wieder, dass ich mich an ihm erquicke." — Felix seinerseits fühlte wohl den ganzen Werth einer solchen Anerkennung; obgleich die Damen in Weimar sich die grösste Mühe gaben, ihn zu verhätscheln und ihm zu schmeicheln, so hatte er doch für nichts Sinn, als für Göthe's Liebe und Zufriedenheit.

Solche Erlebnisse sind in dem Alter, in dem Fanny und auch schon Felix standen, ausserordentliche Bildungs- und Entwickelungsmittel. „Die Wirkungen der Reise", schreibt die erstere, „äusserten sich bei Felix unverzüglich nach unserer Zurückkunft. Er war bedeutend grösser und stärker geworden, Züge und Ausdruck des Gesichtes hatten sich mit unglaublicher Schnelligkeit entwickelt und die veränderte Haartracht (man hatte ihm seine schönen langen Locken abgeschnitten) trug nicht wenig dazu bei, sein Ansehn zu entfremden. Das schöne Kindergesicht war verschwunden, seine Gestalt hatte etwas Männliches gewonnen, welches ihn auch sehr gut kleidete. Er war anders, aber nicht weniger schön als früher." —

Das grösste Interesse erregte die Reise bei der Tante Henriette in Paris. Mit ihrer leidenschaftlichen Natur erfasst sie den Plan und begleitet die Reisenden in Gedanken und als gewiegte Erzieherin weiss sie zugleich den Werth für die Entwickelung der Kinder zu schätzen. Der eine Brief ist zu charakteristisch, um ihn zu übergehen:

„Liebste Lea, liebster Bruder, Kinder, Freunde — ich möchte nur gleich Eure Dienerschaft auch zu denen, die ich begrüsse, rechnen, denn Euer Zug durch das so oft gepriesene, nie genug gelobte Land macht mir eine so herzliche Freude, dass ich Millionen umschlingen möchte. Sie aber, liebste Schwester, liess ich mir bei dieser Allerweltsumarmung *pour la bonne bouche*, denn ich habe Ihnen auf eine ganz besondere Weise zu danken. Mehrere Briefe sind mir aus Berlin zugeschickt worden, Briefe an Ihre Mutter, an Tante Levy, an Marianne und diese verspricht, die noch fehlenden nachzusenden. Nicht nur, weil man Ihre Briefe gleich könnte drucken lassen, liebe ich sie, das wäre das Wenigste, aber weil sie ein wirkliches Band für die zerstreuten Glieder der Familie sind. Von Ihnen geht die Regsamkeit aus, die diese (ich meine die Mr. Mendelssohn's in der Familie) gewissermassen zwingt, sich bei aller Liebe und Freundschaft nicht ganz zu vergessen! Dabei sind diese lieben Briefe ein wahres — nicht mehr Panorama, sondern Diorama, ein viel vollkommeneres Kunstwerk, das uns die Gegenstände in der möglichsten Wahrheit mit allen Veränderungen an Licht und Schatten, wie sie das wechselnde Tageslicht hervorbringt, darstellt. Wir besitzen solches Kunstwerk jetzt in Paris: eins der Gemälde stellt das Sarnenthal vor, einen See und Gletscher in der Ferne. Mir war's, liebe Lea, als müsste ich Sie am Ufer des Sees und die Uebrigen auf den umliegenden Bergen erblicken. Denn wenn der wilde Jäger mit seinem Heer von keiner Ruhe wissen will, so bleiben Sie doch gewiss in irgend einem freundlichen Thale und lassen sich's von den liebenden Kindern erzählen, wie es auf jenen Bergen aussieht. Gehörte ich zu Ihnen, ich bliebe mit Ihnen, denn ich lobe, oder weiss vielmehr nichts an den Bergen zu loben, als dass sie Thäler bilden — ich habe nie einen bestiegen. — Nicht wahr, Liebe, das hätten wir uns in unserer Wiege beim hohen Ofen nicht träumen lassen, dass der Schnee auch etwas anderes bilden kann, als Ballen, oder wenn es hoch kommt, eine mannshohe Figur? Und wenn wir auch später Manches gelesen haben, wie verschwindet das vor dem Anblick solcher Schweizer-Gegend! — Wie ganz anders wird die Seele erfüllt, erheitert

und zum lebendigsten Dankgefühl erhöht auf jenem gesegneten Boden, in jener reinen Luft und in Gegenwart der grössten und zugleich der lieblichsten Naturscenen. Ich erinnere mich in diesem Augenblick nicht, in welcher Gegend der Schweiz der Besitzer eines schönen Eigenthums an einer Stelle, von welcher man die herrlichste Aussicht geniesst, eine Säule mit der Inschrift hat errichten lassen: „Völker lobet den Herrn!“ — Mir schien das vortrefflich. —

Ich liebe Sie wahrlich noch besser, liebe Lea, nun Sie über diese Reise Ihre Abneigung vor dem Reisen abgelegt haben. Es ist aber auch nicht möglich, sich etwas Angenehmeres zu denken, als Eure Einrichtung und Gesellschaft. Nicht wie Zigeuner, aber wie Fürsten, die zugleich Dichter und Künstler wären, reist Ihr! — Wie werdet Ihr das wohlgeordnete, reiche Berner Gebiet, wie den dunkelblauen Genfer See mit seiner herrlichen Umgebung gefunden haben? Ich hoffe, Sie begnügen sich, liebe Lea, den Mont-Blanc mit Ihrer Lorgnette aus einem Fenster des Secheron zu bewundern. Möchtet Ihr doch meiner Meinung sein und die deutsche Schweiz vorziehen! Ich mag die hohe Einfalt jener Gegenden viel lieber. Sie haben doch wohl den Thuner See und Interlaken gesehen? —

Es war mir sehr angenehm, in Ihrem Briefe an Ihre Mutter Manches über Beckchen zu lesen. Fanny Sebastiani und ich, wir wollten eben Vorwürfe an Sie richten, dass Sie der Kleinen nie erwähnen.

Nun, mein Felix! Du bist ja ein rechter Held! Deine Wanderung von Potsdam nach Grosskreuz hat mich recht gerührt! Indessen hoffe ich, dass Du nach überstandener Probe Deines selbstständigen Muthes und Deiner kräftigen Natur Dich dennoch an irgend einem Rockzipfel hältst und Dich und die Deinigen nicht mehr beunruhigst. Ich empfehle Dir ganz besonders einen gewissen Kuchenbäcker in Bern, der hinter der Hauptkirche wohnt. Es ist kein Laden, sondern ein Zimmer im untern Geschoss; Du wirst mir für diese Empfehlung danken, der Mann komponirt auf seine Weise herrliche Werke. Kaufe Dir die Taschen voll und verzehre sie an einem hellen Morgen auf der Plateform, wie sie's in Bern nennen, im Angesicht der

herrlichen Schneegebirge des Oberlandes und freue Dich, wie wir alle, die Dich lieben, Deines Daseins. Gott erhalte Dich, mein brauner Felix! —

Du, meine liebste Fanny, solltest wohl einen eigenen Brief haben, der Deine hätte es verdient. Du hast aber Besseres zu thun, als mich zu lesen. Wie musst Du's Deiner lieben Mutter danken, dass sie sich zu dieser Reise entschlossen, und wie den Vater lieben dafür, dass er sie veranstaltet. Sei doch nur recht froh und glücklich, und gelingt es Dir nicht, eigentlich lustig zu sein, so tröste Dich mit Göthe's Ausspruch: „Auch das Leben bedarf dunkler Blätter im Kranz." Geniesse recht froh und unbefangen, ohne Dich zu sehr zu quälen, ob Du es auch gehörig benutzest. Bei einem so trefflich vorbereiteten Sinn, wie der Deine, kommt das eigentliche Resultat einer Reise später, wie die Wirkung einer Badekur. — Gott erhalte Dich gesund und froh.

Wie gern hätte ich Dir für diese Reise so ein lächerliches Kleid geschickt, wie man es diesen Sommer in Paris trägt. Es sind sehr weite, faltige Fuhrmannshemden, Blouse genannt, die grade so wie jene oben am Halse und auf den Schultern mit bunten Stickereien verziert sind und gar keine Form haben, sondern von einem ledernen Gurt unter der Brust festgehalten werden. Du hast Dich mir aber als so korpulent geschildert, dass ich nicht den Muth hatte. Fanny Sebastiani trägt dieses Umstandes wegen auch kein solches Ding, denn bloss Kinder oder Nymphen-Gestalten sehen erträglich darin aus.

Habe ich doch über allem Schwatzen keinen Raum, Dich, mein dreimal glücklicher Altvater, auch nur zu begrüssen. Nun bist Du ja recht in Deinem Element, wie Abraham der Erste an der Spitze Deiner zahlreichen Familie durch das Land ziehend! Und wenn ich nun denke, dass Du auch gar keinen Grund zu irgend einer Beunruhigung zurückgelassen hast, sondern mit Deinen Augen über Alles wachen kannst, so bin ich beinahe so froh, wie Du es sein musst. Nun, Gott behüte Dich und die liebe Caravane." —

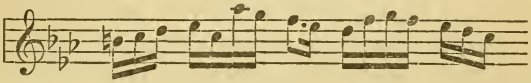
Leipziger Strasse No. 3.

Nach der Rückkehr trat Jeder wieder in seine gewohnten Beschäftigungen ein, die fleissige Arbeit nahm ihren Fortgang. In den nächsten Jahren entwickelte sich Felix' musikalisches Talent mit raschen Schritten und, mit dem seinigen zusammen, das seiner Schwester Fanny. Die innige, neidlose Freundschaft der beiden Geschwister — „sie sind wirklich eins für das andere eitel und stolz" — sagt ihre Mutter einmal, blieb ungetrübt bis zu ihrem Lebensende. „Bis zu dem jetzigen Zeitpunkt", schreibt Fanny 1822, „besitze ich sein uneingeschränktes Vertrauen. Ich habe sein Talent sich Schritt vor Schritt entwickeln sehen und selbst gewissermassen zu seiner Ausbildung beigetragen. Er hat keinen musikalischen Rathgeber als mich, auch sendet er nie einen Gedanken auf's Papier, ohne ihn mir vorher zur Prüfung vorgelegt zu haben. So habe ich seine Opern z. B. auswendig gewusst, noch ehe eine Note aufgeschrieben war." — Felix' Thätigkeit war — und blieb sein ganzes Leben hindurch — eine rastlose, denn ausser der wissenschaftlichen Ausbildung verwandte er auch auf's Zeichnen viel Zeit und Fleiss. Wenn auch seine Begabung hierin natürlich seiner musikalischen weit nachstand, so brachte er es doch für einen Dilettanten recht weit und vervollkommnete sich namentlich in den späteren Lebensjahren sehr. Von der letzten Schweizerreise im Jahre 1847 brachte er Aquarellen mit, deren sich kein Künstler hätte zu schämen

brauchen. Namentlich aber seine musikaliche Rührigkeit schon in jenen frühen Knabenjahren ist ausserordentlich, wie aus einer kleinen ungedruckten Biographie Felix' von Fanny hervorgeht, der in jedem Jahr Verzeichnisse der komponirten Stücke beigefügt sind. So z. B. lautet die Liste des Jahres 1822, in welches die grosse Reise fiel, auf der doch gewiss nicht viel Arbeitszeit blieb: 1) Der 66. Psalm für 3 Frauenstimmen, 2) Concert a-moll für's Fortepiano, 3) 2 Lieder für Männerstimmen, 4) 3 Lieder, 5) 3 Fugen für's Clavier, 6) Quartett für Clavier, Geige, Bratsche und Bass (c-moll, in Genf komponirt, erstes gedrucktes Werk), 7) 2 Symphonien für 2 Geigen, Bratsche und Bass, 8) Ein Akt der Oper: „Die beiden Neffen", 9) Jube Domine (c-dur) für den Cäcilienverein von Schelble in Frankfurt a. M., 10) Ein Violinconcert (für Rietz), 11) Magnificat mit Instrumenten, 12) Gloria mit Instrumenten. — Sein erstes öffentliches Auftreten fand statt in einem Concert von Gugel am 24. October 1818, sein zweites in einem Concert von Aloys Schmitt am 31. März 1822. Im Jahre 1822 trat er am 5. December in Berlin in einem Concert der Milder auf. In diese Zeit fällt auch die Stiftung der „Sonntags-Musiken", die später bei Fanny Hensel eine so grosse Ausdehnung gewinnen sollten. Vorläufig bei dem beschränkten Lokal, welches den Eltern damals (auf der neuen Promenade) zu Gebote stand, vereinigte sich eben nur der engere Freundeskreis; hier wurden Felix' Compositionen aufgeführt; die Kinder gewöhnten sich daran, vor Leuten zu spielen, und hatten Gelegenheit, das Urtheil Anderer zu hören; schon fand sich bei diesen Musiken ein, was von bedeutenden fremden Musikern Berlin berührte. So im Jahre 1823 Kalkbrenner, von dem Fanny schreibt: „Er hat viel von Felixens Sachen gehört, mit Geschmack gelobt und mit Freimüthigkeit und Liebenswürdigkeit getadelt. Wir hören ihn oft und suchen von ihm zu lernen. Er vereinigt die verschiedenartigsten Vorzüge in seinem Spiel, Präcision, Klarheit, Ausdruck, die grösste Fertigkeit, die unermüdlichste Kraft und Ausdauer. Er ist ein tüchtiger Musiker und besitzt einen erstaunlichen Ueberblick. Von seinem Talent abgesehen, ist er ein feiner, liebens-

würdiger und sehr gebildeter Mann, und man kann nicht angenehmer loben und tadeln."

Im selben Jahr im August machte Abraham mit den Söhnen Felix und Paul eine Reise nach Schlesien. Felix schreibt: „— — Ἦμος δ' ἠριγένεια φάνη ῥοδοδάκτυλος ἠώς*) gingen wir Alle zu Berner in die Kirche. Er kam. Zuerst zog er sich seinen Rock aus und eine leichte Weste dafür an; dann musste ich ihm ein Thema aufschreiben und nun fing er an. Er nahm das tiefe c im Pedal und dann stürzte er sich mit aller Macht auf's Manual und nach einigen Läufen fing er ein Thema auf dem Manual an, ich hatte keine Idee, dass man es auf dem Pedal spielen könne, denn so war es:



doch bald fiel er mit den Füssen ein und führte es nun mit Manual und Pedal durch. Nachdem er das Thema gehörig durchgeknetet hatte, fing er das meinige im Pedal an, führte es ein Weilchen durch, nahm es im Pedal in der Verlängerung, setzte ein schönes Contrasubject dagegen und arbeitete die beiden Themata prächtig durch. Er hat eine ungeheure Fertigkeit auf dem Pedal. Als er geendigt, trank er einige Gläser Wein, den er sich mitgebracht, und setzte sich dann wieder auf die Orgelbank. Nun spielte er Variationen in Vogel'scher Manier, die mir, obwohl sie auch sehr schön waren, doch nicht so gefielen, wie sein voriges Spiel.

Die Kirche füllte sich nach und nach an und die Leute waren sehr verwundert, den Berner zu hören, denn er hatte ganz Breslau weiss gemacht, er sei nach dem Bade gereist; nun spielte er aber Orgel in St. Elisabeth, das konnten sie sich nicht zusammenreimen. Nachdem er wieder ein Gläschen getrunken, holte er Variationen von sich über den Choral „vom Himmel hoch", die sehr schön sind. Die letzte Variation ist eine Fuge, deren Thema der verkürzte Choral ist, er spielte sie auf dem Mittelclavier. Nun machte er Miene zu schliessen,

*) Citat aus Homer: Als die frühgeborene rosenfingerige Eos emporstieg.

brachte das Thema *alla Stretta*, schlug den Dominantenakkord an und fing dann plötzlich auf dem Unterclavier, das gekoppelt war, mit der ganzen Stärke der Orgel den einfachen Choral an, modulirte noch prächtig auf der Melodie und schloss so. Es machte einen himmlischen Effekt, als der Choral mit aller Macht einschlug, die Töne strömten aus der Orgel von allen Seiten her. Das griff ihn aber sehr an, so dass er zwei oder drei Gläser Wein trinken musste. Doch bald setzte er sich wieder hin und spielte Variationen auf *God save the King*, in denen er dies Thema phrygisch und dann aeolisch behandelt, und gegen das Ende spielte er es auch mit voller Orgel, was eine ebenso schöne Wirkung wie vorher that. Somit war das Orgelconcert beschlossen und Berner sehr ermüdet. Die Leute verliessen die Kirche und er gab der Flasche Wein den Rest. Dann zeigte er mir das Innere der Orgel selbst, Bomben und Granaten sind in sehr viele Pfeifen gefahren, so dass sie unbrauchbar sind. —

Wir sprachen noch eine Weile, Vater, er und ich. Berner erzählte uns lustige Schwänke, die er ausgeführt, und dann gingen wir essen, Berner mit uns. Beim Spielen steht ein Chorjunge neben ihm, der ihm die Register herauszieht oder hineinstösst, die Berner mitten im Spielen mit dem Finger antippt. —

Nun genug von Phrygisch, Aeolisch, Dominanten, Registern, Pfeifen, Manual, Pedal, Ventil, 32 Fuss, Mixtur, Concert, Weinflaschen, Gläsern, Fugen und Verlängerungen.“ —

In Reinerz ward Felix aufgefordert, an einem Concerte für die Armen sich zu betheiligen. Die Probe begann 3 Stunden vor dem Concert und man legte Felix ein Concert von Mozart vor. Nachdem man das erste Solo eine Stunde lang wiederholt hatte, sah Felix ein, dass es auf diesem Wege nicht gehen würde. Der Contrabass, der zugleich die Stelle des Cellos vertrat, stimmte nicht, die meisten Instrumente fehlten ganz, und der Rest, würdige Dilettanten des Städtchens, verstanden weder zu spielen, noch zu pausiren; es war eine tolle Katzenmusik. Er schlug also vor, zu phantasiren, liess durch den Schulmeister die Ursache dieser Veränderung bekannt machen, wählte einige Themata von Mozart und Weber und spielte mit allge-

meinem Beifall. Gleich nach dem Concert reiste er ab und empfing noch beim Einsteigen in den Wagen von einem hübschen Mädchen einen Blumenstrauss. „Eine Fürstin (so schreibt Lea an Hensel in Rom), deren Gemahl *fanatico per la musica* ist, lud sie dringend ein, mehrere Tage auf ihrer Herrschaft zuzubringen und im Falle das nicht möglich sei, ihr etwas von Felixens Komposition zu leihen, die sie mit eigenen hohen Händen kopiren wolle. Sie kennen den Illiberalismus meines Liberalen zu genau, um nicht zu ahnen, dass solche Hofparthie nichts für seinen freien Geist sei.“ —

Am 3. Februar 1824, an welchem Tage Felix 15 Jahr alt wurde, war die erste Orchesterprobe seiner Oper: „die beiden Neffen“, zu der der später bekannte Arzt Caspar den Text geschrieben hatte. Zelter benutzte diese Gelegenheit zu einer kleinen, für ihn charakteristischen Feier. Als nach der Probe beim Abendessen einer der mitsingenden Dilettanten Felix' Gesundheit ausbrachte, nahm Zelter diesen bei der Hand und stellte ihn vor die Gesellschaft mit den Worten: „Mein lieber Sohn, von heut ab bist Du kein Junge mehr, von heute an bist Du Gesell. Ich mache Dich zum Gesellen im Namen Mozart's, im Namen Haydn's und im Namen des alten Bach.“ — Dann fasste er den Knaben in seine Arme und drückte und küsste ihn herzlich. Die Gesellensprechung Mendelssohn's wurde dann noch durch Zelter'sche Lieder und Tafellieder froh gefeiert. Die Oper wurde im Elternhause mit Beifall aufgeführt, indess blieb sie doch nur ein Uebungswerk, wurde als solches zurückgelegt und Felix machte sich sofort an die Composition einer zweiten: „die Hochzeit des Camacho“, die, weit umfassender angelegt, die bekannte Episode aus dem Don Quixote behandelt und deren Schicksal wir später kennen lernen werden. —

Im Jahre 1825 trat ein Ereigniss ein, das auf die Entwickelung der Kinder, auf die ganze Gestaltung des Lebens der Familie auf Generationen hinaus vom bestimmendsten Einfluss werden sollte und das auch deshalb zur Ueberschrift dieses Kapitels gewählt wurde: Abraham kaufte das schöne Grundstück Leipziger Strasse No. 3. In diesem wundervollen Hause und Garten verlebten Abraham und Lea den Rest ihres Lebens,

hier heirathete Fanny und lebte auch bis zuletzt hier. Allen Mitgliedern der Familie war aber dies Haus nicht ein gewöhnlicher Besitz, ein todter Steinhaufen, sondern eine lebendige Individualität, ein Mitglied, theilnehmend am Glück der Familie, es war ihnen und den Nächststehenden gewissermassen Repräsentant derselben. In diesem Sinne brauchte Felix oft den Ausdruck „Leipziger Strasse 3" und in diesem Sinne liebten alle das Grundstück und betrauerten seinen Verlust, als es nach Fanny's und Felix' Tode verkauft und — das Herrenhaus hineinverlegt wurde.

Die Strassenfront des Hauses ist noch dieselbe wie damals. Die Räume darin waren stattlich, gross und hoch mit jener angenehmen Raumverschwendung gebaut, die in den Zeiten der hohen Grundstückspreise den Architekten fast ganz abhanden gekommen und für deren Werth kaum mehr das Verständniss — oder die Mittel — vorhanden zu sein scheinen. Namentlich war ein Zimmer nach dem Hof hinaus mit einem daranstossenden, durch drei grosse Bogen damit verbundenen Kabinet wunderschön und zu Theatervorstellungen wie geschaffen. Hier wurden denn auch viele, viele Jahre hindurch zu Weihnachten, Geburts- oder andern Festen die reizendsten von Witz und Laune sprudelnden Aufführungen veranstaltet. Für gewöhnlich war dies Lea's Wohnzimmer. Man hatte aus den Fenstern desselben die Aussicht auf den sehr grossen Hof, umgeben von niedrigen Seitengebäuden und geschlossen durch die einstöckige Gartenwohnung, über welche hinweg die Kronen der hohen Bäume ragten. Diese Gartenwohnung hatten Hensels von ihrer Verheirathung ab inne. Sie ist jetzt niedergerissen und hat dem Sitzungssaal des Herrenhauses Platz gemacht. Die Wohnung hatte im Winter grosse Uebelstände: sie war kalt, feucht, jedes Zimmer war Durchgang und keins hatte Gegenhitze, da das Gartenhaus nur ein Zimmer tief war. Doppelfenster waren damals in Berlin grosse Seltenheit, diese Wohnung besass keine und täglich strömten von den gefrorenen Scheiben grosse Wassermassen, die fortwährend aufgewischt werden mussten. Ueber eine Zimmertemperatur von 13° kam es im Winter selten. Dafür aber war die Wohnung im Sommer bezaubernd schön. Alle

Fenster sahen nach dem Garten hinaus, in blühende Fliederbüsche, in Alleen schöner alter Bäume, das Weinlaub die Scheiben umrankend — und für alle Jahreszeiten hatte sie andere grosse Vorzüge: namentlich die vollständige Ruhe und Stille; durch den grossen Hof und das hohe Vordergebäude wurde jeder Ton von der geräuschvollen Strasse abgeschnitten; man lebte wie in der tiefsten Einsamkeit des Waldes und war doch nur 100 Schritt von der Strasse entfernt. Kein *Vis-à-vis* als die herrlichen Bäume des Gartens, mit lustig zwitschernden Vögeln und keinen Miether über, unter oder neben sich; nach dem Strassenlärm tiefste, fast ländliche Stille und Abgeschlossenheit und vor den Fenstern das Grün der Bäume. Das Schönste an der Gartenwohnung war der grosse, in der Mitte gelegene Saal. Derselbe fasste mehrere hundert Menschen und bestand nach dem Garten zu aus lauter zurückschiebbaren Glaswänden mit Säulen dazwischen, sodass er in eine ganz offene Säulenhalle zu verwandeln war. Wände und Decke, letztere eine flache Kuppel bildend, waren in etwas barocker aber phantastischer Weise mit Frescobildern geziert. Hier war das eigentliche Lokal, wo die Sonntagsmusiken ihre volle Ausdehnung gewinnen sollten. Man genoss aus ihm den Ueberblick über den 7 Morgen grossen, parkartigen Garten, der bis an die Gärten des Prinzen Albrecht reichte und, ein Ueberrest des Thiergartens, der sich noch zu Friedrichs des Grossen Zeiten bis hierher erstreckt hatte, einen grossen Reichthum der schönsten alten Bäume besass. Ueber den beabsichtigten Ankauf dieses Grundstücks schrieb Lea an Hensel nach Rom (1. Februar 1825): „Ist es Ihnen nicht auch überraschend gewesen, dass mein Mann ernstlich damit umgeht, sich hier durch Kauf anzusiedeln? Das Grundstück, aus dem etwas sehr Schönes werden kann, lockte ihn freilich. Das Haus ist zwar ganz so verfallen und vernachlässigt, als es bei vielen Besitzern (die v. d. Reck'sche Familie), die nie eines Sinnes werden und nie Gemeingeist haben, stets der Fall ist, und es muss viel verwandt werden, um es nur in wohnbaren Stand zu setzen. Der Garten ist aber ein wahrer Park, mit herrlichen Bäumen, einem Stück Feld, Rasenplätzen und einer höchst angenehmen

Sommerwohnung, und dies allein tentirt meinen Mann sowohl als mich.“ — Die Hausfreunde aber jammerten vorerst und klagten, dass Mendelssohns soweit aus der Welt und in eine so abgelegene todte Gegend zögen, wo das Gras auf den Strassen wächst — denn das Potsdamer Thor war damals die „Ultima-Thule“, wo die Berliner Geographie aufhörte. —

In diesem Hause und Garten entfaltete sich nun ein äusserst eigenthümliches, poetisches Leben; es bildete sich der Kreis von Freunden, der mit wenigen Ausnahmen in persönlichem oder brieflichem Zusammenhalten ausharrte, bis der Tod Einen nach dem Andern abrief. Der Hannoveraner Klingemann, Diplomat, eine sehr fein poetische Natur, Dichter des Liederspiels „die Heimkehr“, das nachher ausführlich zu erwähnen sein wird, war einer der bedeutendsten und treuesten aus diesem Kreise. Namentlich durch die späteren öfteren Aufenthalte von Felix und Hensel in London, wo Klingemann bei der Gesandtschaft angestellt war, und durch fortgesetzten, lebendigen Briefwechsel wurde diese Freundschaft dauernd und fest geknüpft. Louis Heidemann, der Jurist, und sein Bruder, Wilhelm Horn, der Sohn des berühmten Arztes und selbst Arzt, der Violinspieler Rietz und für längere Zeit vor allen Dingen Marx, damals Redakteur der musikalischen Zeitung in Berlin, waren die intimeren Freunde von Felix. Marx, äusserst genial, war Vorkämpfer der neuen Schule in der Musik, die Beethoven's Fahne entfaltete, und hat zu dem Bekanntwerden desselben viel beigetragen. Er fasste innige Zuneigung zu Felix, mit jugendlichem Feuer suchten Beide sich im Austausch ihrer anfänglich weit auseinandergehenden Meinungen näher zu kommen. —

Auch Moscheles hielt sich im Herbst 1824 in Berlin auf und Felix erkannte willig seine Ueberlegenheit in der Technik, seine Grazie, Eleganz und Koketterie des Klavierspiels an und lernte in dieser Beziehung von ihm, wenn er auch solchen Virtuosenkünsten nie eine unbillige Herrschaft zugestanden hat. Aber auch Moscheles würdigte Felixens Talent und es knüpfte sich eine dauernde Freundschaft zwischen Beiden an. Von sehr bedeutendem Einfluss war auch Spohr's Anwesenheit auf ihn. Dieser war nach Berlin gekommen, um selbst die

Jessonda einzustudiren und trotz, oder vielleicht gerade wegen der allergrössten Hindernisse, die Spontini ihm in den Weg legte, nahm das Publikum Spohr und sein Werk mit um so grösserem Beifall auf. Spohr war viel im Mendelssohnschen Haus und die im Jahre 1822 in Kassel angeknüpfte Bekanntschaft nahm einen erfreulichen Fortgang.

Zu all diesen musikalischen Anregungen kam für Felix im März 1825 eine Reise mit seinem Vater nach Paris, unternommen, um Henriette nach Deutschland zurückzubringen. In Paris war grade ein grosser Zusammenfluss bedeutender Musiker: Hummel, Moscheles, Kalkbrenner, Pixis, Rode, Baillot, Kreuzer, Cherubini, Rossini, Paer, Meyerbeer, Plantade, Lafont und viele Andere trafen sich oft in einem Salon, in einer Loge. Aber das Kleinliche, Hämische und Neidische so mancher dieser Männer machte auf den ganz anders angelegten Felix einen abstossenden Eindruck, wie er denn auch späterhin nie mit Paris und dem dortigen musikalischen Wesen sich befreunden konnte.

Dasselbe war in seinen guten sowohl, wie in seinen schlechten Seiten seiner Natur zuwider. Das Streben nach dem Glänzenden, Pikanten, nach dem Effekt liess ihn kalt, das Intriguenwesen, die Unbekanntschaft mit den grossen Meistern der Deutschen, die Oberflächlichkeit der Arbeiten stiess ihn ab, durch das für ihn persönlich sehr entgegenkommende Wesen der Musiker liess er sich nicht bestechen. Nur mit Cherubini scheint er in ein etwas näheres Verhältniss getreten zu sein.

In einem Brief vom 6. April sprach er sich mit grosser, ihm sonst garnicht eigener Schärfe und Heftigkeit über Pariser Personen und Zustände aus. Natürlich fehlte es nicht an Widerspruch in den Antworten der Mutter und Schwester. Einige Briefstellen mögen seine Auffassung der Verhältnisse schildern:

Felix an die Familie.

Paris, 23. März 1825.

„Wie soll ich es anfangen, am ersten Morgen, den ich in Paris erlebe, einen ordentlichen, regelmässigen und vernünftigen Brief zu schreiben? Dazu bin ich noch viel zu verwundert, zu

neugierig, zu verdreht. — Da ich aber versprochen habe, ein Tagebuch nach Berlin zu senden, so falle ich also gleich mit der Thür in's Haus und melde, dass wir gestern, 22. März Abends 8 Uhr, in Paris eingerückt sind. Als wir die *Barrière de Pantin* passirt hatten, fuhren wir eine starke Viertelstunde im schärfsten Trabe der tüchtigen Pferde durch einen neuen Stadttheil von Paris, den Vater noch garnicht gesehen hatte Das ist der *Faubourg St. Lazare*. Es sieht zwar noch an manchen Stellen sehr öde und confus da aus, doch meistentheils stehen schon Häuser da. Wir kamen nun bald in die alte Stadt und endlich auf den Boulevard. Das ist ein Leben und Treiben, ein Rasseln und Schnarren, ein Schreien und eine Lustigkeit unter den Leuten; alle Läden sind mit Gas vollkommen erleuchtet und auch auf den Strassen verbreitet dies solche Helle' dass man bequem lesen könnte. Es ist so laut und so hell da, wie etwa bei einer Illumination in Berlin. — — Leo und Meyer besuchten uns ganz früh schon und schienen ganz verwundert, dass ich mich ihnen nicht mehr auf den Schooss setzte, keine Stühle umwarf, kein Geschrei machte u. s. w. Wir besuchten nun Tante Jette und trafen sie schon auf der Strasse, auf dem Wege zu uns. Ihr mildes, ernstes, lebhaftes und überaus gütiges Wesen machte einen nicht geringen Eindruck. Und wie geistreich spricht sie! Wie freue ich mich darauf, sie Euch zurükzubringen." —

Den 1. April 1825.

„— — Montag früh besuchte ich Hummel und fand bei ihm Onslow und — Boucher; der erkannte mich erst nicht, als er aber meinen Namen hörte, wurde er wie toll, umarmte mich hundertmal, lief in der Stube herum, brüllte und weinte, hielt mir eine übertriebene, unsinnige Lobrede gegen Onslow und lief mit mir fort, um Vater zu sehen; da der aber nicht mehr zu Hause war, so machte er im Hotel einen Lärm, dass die Leute zusammenliefen, nahm Abschied, rannte mir dann auf der Treppe nach, umarmte mich etc. Gestern früh kam er mit vier Trägern zu uns gerumpelt und brachte den Flügel seiner Frau und nahm sich unser schlechtes Instrument dafür." — —

Paris, 20. April.

„— — Damit Du aber nicht ferner zürnest, will ich Dir gleich erzählen, dass wir gestern Abend im Feydeau waren und den letzten Akt einer Oper von Catel, l'aubergiste, und Léocadie von Auber sahen. Das Theater ist geräumig, freundlich und hübsch. Das Orchester ist recht gut. Wenn auch die Geigen nicht so vortrefflich sind, wie die der Opera buffa, so sind doch die Bässe und Blaseinstrumente, auch das Ensemble besser als da. Auch wird in der Mitte dirigirt. Die Sänger und Sängerinnen singen ohne Stimme, doch nicht übel, spielen lebhaft und schnell, und so geht das Ganze recht gut zusammen. Aber nun die Hauptsache, die Komposition! von der ersten Oper will ich nicht sprechen, denn ich hörte nur die Hälfte und die war zwar matt und kraftlos, aber doch nicht ohne hübsche, leichte Melodie. Aber die berühmte Léocadie vom berühmten Auber! So was Erbärmliches kannst Du Dir garnicht vorstellen. Das Sujet ist aus einer schlechten Novelle von Cervantes schlecht zu einer Oper umgearbeitet und ich hätte nicht geglaubt, dass so ein gemeines, unziemliches Stück sich auf dem Theater der Franzosen, die doch sehr feines Gefühl und richtigen Takt haben, nicht nur halten, sondern sogar gefallen könnte. Zu dieser Novelle aus Cervantes' roher, wilder Periode hat Auber eine zahme Musik gemacht, dass es ein Jammer ist. Ich spreche nicht davon, dass kein Feuer, keine Masse, kein Leben, keine Originalität in der Oper zu finden, dass sie aus Reminiscenzen abwechselnd aus Cherubini und Rossini zusammengeklebt ist; ich spreche nicht davon, dass nicht der geringste Ernst, nicht ein Fünkchen Leidenschaft drin ist; nicht davon, dass in den entscheidenden Augenblicken die Sänger Gurgeleien und Trillerchen und Passagen machen müssen; aber instrumentiren, was jetzt so leicht geworden ist, da die Partituren von Haydn, Mozart, Beethoven verbreitet sind, instrumentiren sollte doch wenigstens der Liebling des Publikums, der Schüler Cherubini's, ein Mann mit grauen Haaren, können. Auch das nicht. Denke Dir, dass in der ganzen, an Musikstücken reichen Oper vielleicht drei sind, in denen die kleine Flöte nicht die Hauptrolle spielt. Die Ouver-

ture fängt mit einem Tremulando der Saiteninstrumente an und alsbald kommt die kleine Flöte auf dem Dache und das Fagott im Keller und dudeln eine Melodie dazu; im Allegrothema machen die Saiteninstrumente die spanische Begleitung und die kleine Flöte dudelt wieder eine Melodie, Léocadiens erste melancholische Arie: *pauvre Léocadie, il vaudrait mieux mourir*, wird von einer kleinen Flöte angemessen begleitet. Die kleine Flöte malt des Bruders Wuth, des Liebenden Schmerz, der Bauermädchen Freude, kurz, das Ganze liesse sich vortrefflich für 2 Flöten und Maultrommel *ad libitum* einrichten. O weh! —

Du schreibst mir auch, ich soll mich zum Bekehrer aufwerfen und Onslow und Reicha Beethoven und Sebastian Bach lieben lehren. Das thu' ich schon ohne das, soweit es geht. Aber bedenke, liebes Kind, dass die Leute hier keine Note aus Fidelio kennen! dass sie Sebastian Bach für eine recht mit Gelehrsamkeit ausgestopfte Perrücke halten! Onslow habe ich die Fidelio-Ouverture auf einem ganz schlechten Klavier vorgespielt und er war ganz ausser sich, kratzte sich im Kopfe, instrumentirte sie in Gedanken, sang am Ende in der Entzückung mit, kurz, war ganz toll. Neulich spielte ich auf Kalkbrenner's Begehr die Präludien aus e- und a-moll für die Orgel. Die Leute fanden beide „wunderniedlich" und Einer bemerkte, der Anfang des a-moll-Präludiums habe auffallende Aehnlichkeit mit einem beliebten Duett aus einer Oper von Monsigny. Mir wurde grün und blau vor den Augen.

Rode bleibt fest bei seiner Weigerung, eine Geige in die Hand zu nehmen. Aber mit Baillot, Mial und Norblin habe ich neulich bei Mde. Kiéné mein Quartett aus h-moll gespielt. Der Erstere fing zerstreut, ja sogar nachlässig an, aber bei einer Stelle im ersten Theil des ersten Stücks kam er in's Feuer und spielte den Rest des ersten und das ganze Adagio sehr kräftig und gut. Aber dann kam das Scherzo. Da musste ihm wohl der Anfang gefallen und nun fing er an zu spielen und zu laufen. Die Andern immer hinterdrein, ich wollte sie halten, aber halt' einer mal drei Franzosen, die durchgehen. Und so nahmen sie mich mit, immer toller und toller und schneller und stärker, besonders hieb Baillot bei einer Stelle am Ende, wo

das Thema des Trios in der Höhe gegen den Takt kommt, ganz fürchterlich ein und als er vorher einen Fehler mehrere Mal machte, wüthete er ordentlich gegen sich selbst. Sowie es aus war, sagte er mir kein Wort als: *Encore une fois ce morceau.* Nun ging's glatt, aber noch wilder als das erste Mal. Im letzten Stück war nun aber gar der Teufel los. In der Stelle ganz am Ende, wo das Thema in h-moll noch einmal fortissimo kommt, raste Baillot wirklich furchtbar in die Saiten; ich bekam vor meinem eigenen Quartett Furcht. Und so wie es aus war, kam er auf mich zu, wieder ohne ein Wort zu sagen, und umarmte mich zweimal, als wollte er mich erdrücken. Auch Rode war sehr zufrieden und sagte mir lange nachher noch einmal: „Brav, mein Schatz!" auf Deutsch."

Doch die Berliner waren nicht zufrieden und liessen nicht nach, in ihren Briefen Lanzen zu brechen für das ihrer Meinung nach ungerecht behandelte Paris. Felix liess sich nicht irre machen. Am 9. Mai schreibt er an seine Schwester Fanny:

„— — Ueber Deinen vorigen Brief war ich etwas wüthend und beschloss, Dir einige Schelte zu reichen, die Dir auch noch nicht geschenkt sein sollen, aber die Zeit, der wohlthätige Gott, wird sie wohl mildern und Balsam giessen in die Wunden, die mein flammender Zorn Dir schlägt. Du schreibst mir von Vorurtheilen und Befangenheit, von Brummen und Schuhu-ismus, vom Lande, wo Milch und Honig fliesst, wie Du dies Paris nennst? Besinne Dich doch, ich bitte Dich? Bist Du in Paris, oder bin ich es? Da muss ich's doch besser kennen als Du! Ist es meine Art, von Vorurtheilen befangen über Musik zu urtheilen? Wäre sie das aber auch: Ist Rode befangen, wenn er mir sagt: *c'est ici une dégringolade musicale!* Ist Neukomm befangen, der mir sagt: *Ce n'est pas ici le pays des orchestres.* Ist Herz befangen, wenn er sagt: Hier kann das Publikum nur Variationen verstehen und goutiren. Und sind 10,000 Andere befangen, die auf Paris schimpfen! Du, Du bist so befangen, dass Du meinen höchst unpartheiischen Berichten weniger glaubst, als einer lieblichen Vorstellung von Paris, als einem Eldorado, die Du Dir gebildet hast. Nimm den Consti-

tutionnel in die Hand: was giebt man in der italienischen Oper als Rossini? Nimm den Musikcatalog zur Hand: was kommt heraus, was geht ab, als Romanzen und Potpourris? Komme doch nur erst her und höre Alceste, höre Robin des Bois*), höre die Soiréen (die Du mit Salons übrigens verwechselst, denn Soiréen sind Concerte für Geld, und Salons Gesellschaften), höre die Musik in der königlichen Kapelle, und dann urtheile, dann schilt mich, aber nicht jetzt, wo Du von Vorurtheilen befangen und gänzlich verblendet bist!!!"

Im Mai kehrten sie mit Henriette nach Berlin zurück und besuchten Göthe, wie dies auch schon auf der Hinreise geschehen war.

Gedenken wir hier auch der litterarischen Ereignisse, die die Jugend jener Zeit frisch erlebte, denen sie sich mit Enthusiasmus hingab. Dass den Enkeln Moses Mendelssohn's die Lessing'schen Schriften geläufig waren, dass dem Gastfreunde Göthe's Faust und Werther „strahlende Lichter" waren, wie Fanny sich ausdrückt, versteht sich von selbst. Wie Schiller's Meisterwerke ihnen immer gegenwärtig blieben, beweisen Fanny's und Felix' Briefe aus der Schweiz. Aber vor allen waren es zwei Schriftsteller, die gewaltig auf die Mendelssohn'schen Kinder und ihren Kreis wirkten: Jean Paul und Shakespeare. — Ueber J. Paul hat das Schönste Börne, das Witzigste Heine in der romantischen Schule gesagt. Rebecka schrieb über ihn einmal: „Du willst, ich soll den Hesperus lesen, wenn ich recht traurig bin. Na, das lass ich bleiben. Jean Paul hilft den Mühseligen und Beladenen nicht, ihr Kreuz tragen, er redet ihnen zum Maule und macht ihnen ihre Last schwerer, indem er ihnen die Kräfte zum Tragen erschlafft. Dass ich Dir das sage, hilft aber garnichts, Du bist grade jetzt in dem Alter oder vielmehr in der Jugend, wo es eben nur Jean Paul giebt, wo seine Schreibart, seine Ironie nachgemacht wird, wo Jünglinge und Mädchen nicht gern dick werden wollen, um Victor und Clotilde oder Liane mehr zu gleichen, womöglich auch ein bischen früh sterben wollen, aber nur auf kurze Zeit.

*) Französische Bearbeitung des Freischütz.

Wenn ich mir den Gram überhaupt weglesen wollte, so möchte ich lieber Lessing oder Mendelssohn oder Geschichte lesen und mich an den Menschen erbauen, die sich durch Schicksale und Widerwärtigkeiten hindurchgekämpft und sich keine ironische, sondern eine tugendhafte Heiterkeit, Ergebenheit und Kraft zum Weiterkämpfen errungen haben. Es ist aber der kleine Unterschied zwischen uns, dass ich so nahe an vierzig bin, wie Du an zwanzig. Und wüsste ich nicht sehr gut, wie der Jean Paul in der Jugend thut, ich überfiele Dich in Deiner Landeinsamkeit und autodafeïsirte den ganzen Hesperus.

Bei Gelegenheit der von Dir behaupteten Aehnlichkeit der Jean Paul'schen Clotilde mit X möchte ich Dir gerne eine Geschichte erzählen, wenn ich nicht gewiss wüsste, dass Du sie übel nimmst. Ich will sie aber doch erzählen: Ein taubstummer Schüler des Professor Wach malte einst eine Madonna, die Wach sprechend ähnlich sah. Zu seiner Rechtfertigung gab er an, Wach wäre sein höchstes Ideal, die Madonna auch, also müsste die Madonna aussehen wie Wach! — Die Nutzanwendung versteht sich von selbst. Sei aber nicht böse. — Als Deine Mutter und ich jung waren, sah Victor im Hesperus aus wie der jetzige Regierungsrath und Reactionair Dr. Y.“ —

Als Trost hatten jene Kinder den J. Paul auch nicht nöthig: und doch giebt es eine Zeit in der Jugend, wo Jeder, auch der Glücklichste, sich lieber unglücklich fühlen möchte und wie Rebecka schreibt, „ein Bischen früh zu sterben wünscht, aber nicht auf lange Zeit.“ — Wie dem auch sein möge und welche Seite des Dichters auch jeden von ihnen angesprochen haben mag, faktisch ist, dass Alle sehr für ihn schwärmten und dass diese Schwärmerei bis zuletzt sich erhielt. Felix giebt dieser Vorliebe noch in späteren Briefen einen warmen Ausdruck.

Nächstdem Shakespeare: Die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung war erschienen und in dieser der Shakespeare zum ersten Male in geniessbarer Form geboten. Mit dem Englisch der Geschwister war es damals noch nicht so bestellt, dass sie den Shakespeare in der Ursprache hätten lesen können. Der Eindruck war ein ungeheurer; die Tragödien, vor allen aber

die Lustspiele, und unter diesen ganz besonders der Sommernachtstraum, waren die Wonne der Mendelssohn'schen Kinder. Ein eigenes Geschick wollte, dass grade in diesem Jahr 1826 sie selber in dem wunderschönen Garten, bei dem herrlichsten Wetter auch ein traumartig phantastisches Leben führten. Das Gartenhaus bewohnte mit ihnen zusammen eine alte Dame nebst ihren schönen und liebenswürdigen Nichten und Enkelinnen. Mit diesen Mädchen waren Fanny und Rebecka eng befreundet, Felix mit seinen jungen Leuten schloss sich an und die Sommermonate wurden zu einem ununterbrochenen Festtag voll Poesie, Musik, sinnreicher Spiele, geistvoller Neckereien, Verkleidungen und Aufführungen. In einem Gartenpavillon lag beständig ein Bogen Papier mit Schreibmaterial, auf den jeder hinwarf, was ihm eben von tollen oder hübschen Einfällen durch den Kopf schoss. Diese „Gartenzeitung" wurde im Winter unter dem Titel „Thee- und Schneezeitung" fortgesetzt und enthielt viel Reizendes in Scherz und Ernst. Selbst die älteren Personen, der Vater Abraham, Zelter, Humboldt, verschmähten nicht, Beiträge zu liefern oder wenigstens mitgeniessend sich dem geschmackvollen, eigenthümlichen Treiben anzuschliessen. Dies ganze Leben hatte unverkennbar eine höhere, luftige Stimmung, eine idyllische Farbe, einen poetischen Schwung, wie man ihn selten im gemeinen Leben findet. Kunst und Natur, Geist, Witz und Herz, die aufstrebende Genialität Felixens, alles trug dazu bei, dem Treiben Färbung zu leihen, das dann seinerseits wieder mitwirkte, die Knospen in Felixens Schaffen zur Entfaltung zu bringen. Es ging mit ihm eine schnelle, durchgreifende Veränderung vor, und es folgten in raschem Fluge bedeutende Arbeiten, weit verschieden von den bisherigen Kinder-Kompositionen: zuerst das für Rietz als Geburtstagsgeschenk bestimmte Ottett. Durchaus neu in demselben ist das luftige, geistige und geisterhafte Scherzo. Er versuchte die Stelle aus dem Walpurgisnachtstraum des Götheschen Faust zu komponiren:

Wolkenflug und Nebelflor
Erhellen sich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und Alles ist zerstoben.

„Und es ist wahrlich gelungen," bemerkt Fanny in ihrer Besprechung des Ottetts in Felixens Biographie. „Mir allein sagte er, was ihm vorgeschwebt. Das ganze Stück wird staccato und pianissimo vorgetragen, die einzelnen Tremulando-Schauer, die leicht aufblitzenden Pralltriller, alles ist neu, fremd und doch so ansprechend, so befreundet, man fühlt sich so nahe der Geisterwelt, so leicht in die Lüfte gehoben, ja man möchte selbst einen Besenstiel zur Hand nehmen, der luftigen Schaar besser zu folgen. Am Schlusse flattert die erste Geige federleicht auf — und Alles ist zerstoben."

Das Scherzo des Ottett war aber nur der Vorläufer einer bedeutenderen, gleichartigen Schöpfung: aus jener seltsam poetischen Stimmung ging als Lichtpunkt und Summe die Ouverture zum Sommernachtstraum hervor. Man kann sie gewissermassen als etwas selbst Erlebtes bezeichnen, denn sie ist ebensosehr hervorgerufen durch die Ereignisse des Sommers 1826 im Mendelssohn'schen Hause, als durch die Anregung des Shakespeare'schen Stücks; und man müsste sich sehr täuschen, oder es ist eben diese Entstehungsart, die der Ouverture den ausserordentlichen ihr innewohnenden Reiz verleiht. Gerade daraus, dass sie so aus der innersten Natur Mendelssohn's hervorgequollen, erklärt sich ein, vielleicht in der Musikgeschichte nicht zum zweiten Mal vorkommendes Faktum, dass fast zwanzig Jahr nachher der Componist, an diese Jugendarbeit anknüpfend, die weitere Musik zum Sommernachtstraum schreiben konnte, ohne dass an der Ouverture irgend etwas zu ändern gewesen wäre; sie war eben durchaus Shakespearisch und durchaus Mendelssohnisch und so konnte die weitere Musik auch nur im selben Geiste fortfahren.

Vielleicht war dies die glücklichste Zeit im Leben Abraham's: die Existenz gesichert und fixirt in einem der schönsten Grundstücke des damaligen Berlin, an seiner Seite eine innig geliebte, kluge und geistreiche Frau, in langer Ehe ihm treu verbunden, alle Kinder mit schönen Anlagen heranwachsend, Felix über die Zeit des Schwankens hinaus, auf sicherm Wege zum Höchsten, was der Mensch erstreben kann, wohlverdientem Ruhm in der Kunst, Fanny ihm ebenbürtig an Talent und Be-

gabung und doch nichts Anderes begehrend, als bescheiden in den Schranken, die die Natur den Frauen gesetzt, zu verbleiben, Rebecka zu einem schönen klugen Mädchen sich entwickelnd, auch talentvoll und nur in Schatten gestellt durch die hervorragende Begabung der älteren Geschwister, Paul tüchtig und fleissig und ebenfalls sehr musikalisch, alle vier gesund an Körper und Geist und sich mit einer seltenen Liebe zugethan; dazu ein Freundeskreis, Alles, was von bewährten, älteren Männern, bedeutend in vielen Lebenskreisen, Alles, was von hoffnungsvoller, aufstrebender Jugend in Berlin lebte, umfassend, ein Haus, besucht, gekannt und geliebt von so Vielen in der ganzen gebildeten Welt, das waren die Verhältnisse Abraham Mendelssohn's im Jahre 1826.

Im Februar 1827 unternahm Felix eine Reise nach Stettin zur Aufführung der Sommernachts-Ouverture, wo er sehr gefeiert wurde. Auf der Rückreise legte er, als die Schnellpost umgeworfen wurde, Proben von Geistesgegenwart ab. — Alle hatten den Kopf verloren, er ritt bei ausserordentlicher Kälte Nachts auf einem ausgespannten Postgaul eine Meile zurück, Hülfe zu holen. Zurückgekehrt, erwartete ihn in Berlin unangenehme Arbeit: er musste an's Einstudiren seiner Oper: „die Hochzeit des Camacho" schreiten und lernte dabei zum ersten Mal die Leiden eines Bühnenautors kennen. Die Kleinlichkeit der Direktion, die Intriguen hinter den Coulissen, das Schauspieler- und Probewesen oder Unwesen — wenn ihn auch alles das zuerst amüsirte, so fing es doch bald an, ihm zuwider zu werden. Am 29. April ward die Oper gegeben. Wie sie aufgenommen worden, das lässt sich so eigentlich nicht recht bestimmen, da sie keine Wiederholung erlebte. Im Ganzen war es wohl nur ein „Achtungserfolg". Man hatte Felix allerdings gerufen und die Familie und die näheren Freunde fassten es als eine gelungene Aufführung auf, — er selbst aber liess sich mit richtigem Gefühl nicht täuschen, war im höchsten Grade niedergeschlagen, kam spät und betrübt nach Hause geschlichen. Krankheiten und sonstige wirkliche und erdichtete Hindernisse vereitelten eine — mehrmals angesetzte — Wiederholung und die ganze Sache machte für den Augenblick einen sehr üblen

Eindruck auf seine Laune und sogar auf seine Gesundheit, noch verschärft durch den Tod eines Jugendfreundes, August Hanstein's. Aber bei seiner durch und durch gesunden, lebensfrohen und tüchtigen Natur konnten derartige Perioden der Erschlaffung und Muthlosigkeit nicht lange dauern. Zu Pfingsten brachte er einige Tage sehr heiter auf dem Magnus'schen Gut Sakrow bei Potsdam zu und dichtete und komponirte daselbst ein Lied, das später dem a-moll-Quartett zu Grunde gelegt wurde. Im Sommer unternahm er mit einigen Freunden eine schöne Ferienreise nach dem Harz, Franken, Baiern, Baden und dem Rhein, wo die Weinlese mit Joseph Mendelssohn in Horchheim bei Coblenz gefeiert wurde. Er schrieb Briefe voll frischen Lebens und glücklicher Laune nach Haus, von denen hier Einiges folgen möge:

„— — Wir fingen um $^1/_2 3$ an, im Ilsenthal nach dem Brocken hinaufzusteigen, von einem grauen Führer aus Wernigerode begleitet. Die Sonne schien hell, es wurde warm und der Ilsenstein wurde voll Vergnügen passirt. Heydemann stellte sich auf einen Stein mitten in dem Bach und plätscherte mit der Hand im vorbeirieselnden Wasser, hob dann einen Kiesel auf und zeigte mir, wie nun das Wasser anders flösse, und das Alles drückten wir in Ritter'schen Phrasen aus; Magnus*) ging voran, pfiff und äusserte: das gefiele ihm. Rietz murmelte: das ist gottvoll, und da der alte Führer unter der Last unserer vier Mäntel ziemlich gebeugt ging, so war es in dieser erweichten Stimmung natürlich, ihm die Bürde abzunehmen und sie im Schweisse unseres Angesichts selbst zu tragen. Das war der erste Fehler, denn der Alte zog eine Pulle Schnaps und trank auf unsere Gesundheit, und leider muss er das nachher noch oft gethan haben. Denn nachdem wir nun zwei Stunden steil gestiegen hatten und der Himmel mit Wolken sich bezog, stellte er sich auf einmal vor uns und sagte lachend: wissen Sie's Neuste? Wir sind ganz und gar irre; wir müssen eine Viertelstunde zurück, dann bringe ich Sie auf den richtigen Weg. Ich merkte gleich den Sauerbraten und

*) Der bekannte Physiker Gustav Magnus.

schimpfte wie ein Rohrsperling. *Errare humanum*, meinte Heydemann. Wir gingen zurück, der Führer fing an, Unsinn zu sprechen und zu wanken: er wüsste gar nicht den Weg; was wir denn von ihm wollten? es sei ja hier im Walde recht hübsch, und dergleichen, so dass wir dem Instinkte nach einen Weg einschlugen und glücklich nach einer kleinen Zeit ein Haus liegen sahen. Wir Alle bringen dem Haus ein Vivat, stürmen hin, pochen an — keine Antwort, die Thür verschlossen, die Fenster versperrt, das Hüttchen ist von keiner Seele bewohnt. Der Führer wird gebracht, er kennt das Haus nicht, hat es nie gesehen, er weiss aber der Lage nach nur, dass der Weg rechts abgeht. Es wurde Abend, wir waren verdriesslich. Die Harzkarte wird geholt. „Hier sind wir," sagt der Eine, „nein hier, nein hier!" — Kurz, wir verständigen uns nicht und folgen dem Führer, der uns nun einen steilen, beschwerlichen Weg Berg ab führt und dabei immer behauptet, nun müssten wir bald oben sein. Endlich aber meinte er, er kenne den Weg nicht und sei hier nie gewesen. Wir stiegen auf einen Granitblock und visirten durch's Fernrohr, es fing an zu regnen! Da nichts zu sehen war, verfolgten wir unsern Fusssteg, der nach und nach weich, schlüpfrig und nass wird. Es dämmert, der Regen giesst und wir sehen keinen Menschen kommen. Ein kleiner Junge mit Aexten und einem Sägeblock steigt des Weges aus dem Thal herauf, wir umringen ihn und fragen, wo wir sind? „Eine halbe Stunde von Ilsenburg!!!" antwortete er. Wir fragen, was das verlassene Haus sei; „ein verlassenes Jagdschloss, anderthalb Stunden nur vom Gipfel des Brockens entfernt." Nun war kein Haltens mehr. Wir liefen mit den Stöcken auf den Führer los, um ihn zu schlagen; da er aber den Hut abnahm und lächelnd sagte: „Schlagen Sie nur, was geht es mich an?" so begnügten wir uns, ihm die Sachen abzufordern und ihn wegzujagen. Er verschwand uns auch sogleich aus dem Gesichte. Köhler heisst er. Hol' ihn der Teufel! — Im grässlichsten Regen gelangten wir nach vier Stunden Wegs wieder nach Ilsenburg zurück." — —

Erbich (ein Nest), am 31. August 1827.
Abends im herrlichen Mondschein.

„Wüssten drei der vortrefflichsten Familien Berlins, dass drei ihrer vortrefflichsten Söhne sich mit Fuhrleuten, Bauern und Handwerksburschen Nachts auf der Landstrasse herumtreiben und mit ihnen Lebensgeschichten eintauschen, — sie wären sehr betrübt. Seid's nicht! Denn die Söhne sind dabei kreuzfidel.

Erbich! Das kennt selbst Vater trotz der vielen Reisen nicht. Auch steht es auf keiner Karte, also kennt's Paul nicht. Zu Zeiten der Griechen war es nicht erbaut, also kennt es Beckchen nicht, endlich liegt es weder in der Leipzigerstrasse Nr. 3, noch in Italien, also kennen es Mutter und Fanny nicht. Es ist ein miserables Dorf mit einem Wirthshause, das wir drei aus *malice* himmlisch finden. Wir hatten nämlich auf der Reisekarte 4 Meilen für 2 angesehn und sind demnach anderthalb Stunden schon im Mondschein gewandert. Endlich gelangten wir nach Dorf Büdenbach, wo ein von den Führern sehr gepriesenes Wirthshaus lag. Eine Stube kann uns der Wirth nicht geben, wir sollen mit drei Fuhrleuten, die in blaue Kittel gehüllt Hammelbraten verzehren und Pfeifen rauchen, die Nacht auf der Bank campiren. Zum Dank kriegen wir auch morgen keinen Führer nach Rudolstadt und heute nichts zu essen. Hier wurde Magnus wüthend und brach auf. Wir gehn zum Dorfe hinaus und ein Bach mit Weiden besetzt führte uns auf einem Stoppelfelde, das nur zuweilen von sumpfigen Stellen unterbrochen war, nach Erbich. Es lebe! — Denn wir haben eine Stube, wo wir auf den Bänken Solo schlafen können, und fahren morgen früh mit einem Kärrner, der uns diesmal einen unerhörten Trab versprochen hat, in das Frankenland hinein. Erst wollte man uns auch hier nicht aufnehmen, weil in der Stube nicht eingeheizt sei, endlich aber führte man uns die schmale Treppe hinauf zu unserm Zimmer, das um alle 4 Wände mit hölzernen Bänken besetzt ist; in der Ecke steht das Wirthshausbett, in dem Keiner von uns schlafen will, — vielleicht aus Edelmuth — in der andern Ecke stehn drei unermessliche geknetete Teige zu Brod und

Kuchen, welche nicht zu berühren wir der Wirthsfrau bei unseren Bärten schwören mussten. (Wir sind seit Berlin nicht rasirt und Magnus excellirt.) Die übrigen Möbel sind mehrere Gemälde, etwa 3 Kopfstück werth, und ein Haken zu einem Kronleuchter. An der Thür hängt eine Schweinsblase — Summa Summarum ein Saal.

Uebrigens erregen wir in allen Städten, Flecken und Dörfern, in die wir mit erhobenen Wanderstäben einziehen, unerhörtes Aufsehen; die Mädchen kommen an die Fenster und die Gassenjungen lachen uns drei Strassen weit nach. Ein Beweis von Popularität und weisser Wäsche.

Wir vertragen uns ebenso gut, wie wir uns amüsiren, und das ist viel gesagt. Wir sprechen wechselsweise von Kapellmeistern, Fieberkranken und Homer; da hat denn Jeder sein Thema und in einem Burschenliede mit Refrain vereinigen wir uns. Auch ist das Land wunderschön; wir sind heute bei Sondershausen durch den Thüringer Wald gegangen, welcher die edelsten Buchen und die tüchtigsten Eichen trägt, unter deren dichtverwachsenem Laube hin und wieder eine Quelle läuft, in der Heydemann seine Reiseflasche füllt. Da wird nachgedacht, gezeichnet und componirt. So findet sich zu Ernst wie zu Scherz gleich angenehmer Anlass und durch diese erfreuliche Abwechselung werden wir keinen von beiden weder überdrüssig werden noch erschöpfen. —

Es ist spät, das einzige Talglicht versagt den Dienst und der Mondschein reicht nicht zu. Morgen um fünf geht's fort. Gute Nacht! Gute Nacht!“ —

Baden, 14. Sept. 1827.

„— — Ich lebe gewissermassen hier wie der hochselige Tantalus; es liegen mir eine Menge Ideen im Kopf, die ich gar zu gern mir einmal vorspielen möchte und im Gesellschaftshause ist auch ein ganz erträglicher Flügel. Ich schleiche hinein, aber ein Franzose mit seiner jungen blonden Frau, die zu meinem Unglück musikalisch sein muss, haben die Stube und das Instrument in Beschlag genommen. Ich, in der Hoffnung, dass die Leute nach gebüsster Lust das Feld räumen

werden, fordere die Dame auf, zu spielen, ich wäre Amateur, hätte schon alles mögliche Schöne gehört, und die glaubt es und stümpert drei Rondos und ein Dutzend Variationen her, ich sagte nach Herzenslust *brava, comme un ange* (zum Glück war sie ziemlich angenehm und graciös), nur am Ende wurde es mir zu toll, ich wollte mich empfehlen — Gott bewahre! muss spielen und spielen und da kommt denn Amédée Perier dazu und noch ein Paar Franzosen, und denen musste ich denn Alles, was mir nur in's Gedächtniss kommen wollte, vorreiten. Ich wurde an Paris errinnert und als ich die Franzosen verlasse, begegnet mir im Garten Haizinger mit seiner Frau (Mde. Neumann), die alte Bekanntschaft wird erneuert, aber sie müssen bald fortreisen, wir sollten noch ein wenig musiciren, Robert's kommen dazu und wir gehen Alle zusammen in den Gesellschaftssaal zurück. Da war es zwar dunkel, denn die Saison ist schon vorbei, aber das genirt wenig, ich gehe an den Flügel und nach den ersten Griffen versammelt sich im finsteren Saal eine Gesellschaft von 30—40 Personen, Franzosen, Engländer, Strassburger, Weltbürger (ich meine Constant mit seiner Frau) und die applaudiren nach Herzenslust in der Finsterniss. Ich musste zweimal spielen, die Haizinger sang zwei Arien und so war ein Concert organisirt. Ich wurde einer Menge Leuten vorgestellt, deren Gesicht ich aber garnicht sah, erhielt auch Einladungen, unter andern eine zum Diner nach Strassburg, weiss nicht wie die Leute aussehen! Robert nimmt mich beim Arm und geht mit mir auf und ab, über die Oper hin und her sprechend; auf einmal aber stürzt Herr Charpentier, Verfasser des *Chaperon rouge* von Boyeldieu und mehrerer Opern von Herold, auf mich zu: *mon cher ami!! vous êtes musicien, je suis poëte .... il faut que nous nous fassions applaudir à Paris!* Und schlägt nun vor, mir einen Text zu geben, der sei schon halb fertig, heisst *Alfred le grand*, ist eine komische Oper, *il y a du tapage et du pastorale*, ich sei grade der Mann für ihn und wir müssten mit einander zu den Wolken fliegen *oh que ça sera beau!* — Was Robert zu dem Allen für ein Gesicht machte! Wie er den sich betrachtete! Und wie er dann wegging, von *Fat* und dergleichen murmelnd!

Das hätte man sehen sollen. Und nun kömmt das Beste. Der Entrepreneur der Spielbank war wüthend auf mich. Ich hätte ihm durch mein Spielen eine Menge Leute von der Roulette weggelockt, das sei gegen seinen Contrakt, und er brachte es dahin, dass das Klavier gestern weggenommen wurde. Sogleich verschworen sich Robert's und Haizinger's und gaben gestern in einem anderen Saal, wo ein anderes Instrument stand, eine sehr hübsche Gesellschaft. Erst las Robert mit der Haizinger ein neues Lustspiel und sie las wirklich vortrefflich und erhielt vielen Beifall; später wurde Musik gemacht; Haizinger jodelte Oestreichisch, Fräulein von W. piepte italiänisch, die Neumann sang mit ihrem Mann 50 Verse von Fidelin (Mutter, wie wird Dir?), dazwischen trommelte ich Etudes von Moscheles, die in Baden grosses Glück machen, phantasirte auch und die Leute waren vergnügt und zufrieden. Einige alte Damen weinten bittere Thränen der Wehmuth und Heydemann tröstete und rührte sie wechselsweise, von der Zähre der Wehmuth oder der Wehmuth der Zähre vieles sprechend, dagegen hielt sich Magnus mehr zu den jungen Damen und ich passte auf die weisen Worte, die Benjamin Constant — verschwieg, denn er war den ganzen Abend stumm; so fand ein Jeder sein Vergnügen und auf's Höchste wurde der Spass getrieben, da Haizinger's und Robert's mit uns Studenten oder vielmehr Jungens nach der goldenen Sonne, unserm Wirthshause, gingen, da einiges warme Abendbrod assen und mehr tranken. Eine lustige Erzählung jagte die andere, die Neumann copirte das ganze Karlsruher Theater, vom Souffleur an; auch die Berliner Bühne musste dran und ein Gespräch zwischen Seidel und Esperstädt war besonders ergötzlich. So blieben wir burschikoserweise bis 12 Uhr zusammen und ich musste Haizinger mehrere Male versprechen, ihn bei der Durchreise in Karlsruhe zu besuchen. — Heute nun will mir Robert selbst seine Oper vorlesen, auch Charpentier's zweitem Akt soll ich vor Gewalt zuhören — und das Alles wegen einiger Passagen auf einem alten Flügel.“ — —

Heidelberg, 20. Sept. 1827.

„O Heidelberg, du schöne Stadt, allwo's den ganzen Tag geregnet hat," sagen die Knoten, ich aber, ich bin ein Bursche, ich bin ein Kneipgenie, was kümmert mich der Regen? Es giebt ja noch Weintrauben, Instrumentenmacher, Journale, Kneipen, Thibaut's, nein, das ist gelogen, es giebt nur einen Thibaut, aber der gilt für sechse. Das ist ein Mann! —

Ich habe eine rechte Schadenfreude, dass ich nicht aus blossem Gehorsam für Deinen heutigen Brief, liebste Mutter, diese Bekanntschaft gemacht habe, sondern schon gestern (also 24 Stunden vor Empfang desselben) ein paar Stunden mit ihm plauderte. Es ist sonderbar; der Mann weiss wenig von Musik, selbst seine historischen Kenntnisse darin sind ziemlich beschränkt, er handelt meist nach blossem Instinkt, ich verstehe mehr davon als er — und doch habe ich unendlich von ihm gelernt, bin ihm gar vielen Dank schuldig. Denn er hat mir ein Licht für die altitaliänische Musik aufgehen lassen, an seinem Feuerstrom hat er mich dafür erwärmt. Das ist eine Begeisterung und eine Gluth, mit der er redet, das nenne ich eine blumige Sprache! Ich komme eben vom Abschiede her und da ich ihm Manches von Seb. Bach erzählte und ihm gesagt hatte, das Haupt und das Wichtigste sei ihm noch unbekannt, denn im Sebastian da sei alles zusammen, so sprach er zum Abschiede: „Leben Sie wohl und unsere Freundschaft wollen wir an den Luis de Vittoria und den Sebastian Bach anknüpfen, gleichwie sich zwei Liebende das Wort geben, in den Vollmond zu sehen und sich dann nicht mehr fern von einander glauben." —

Aber erst muss ich erzählen, wie ich dazu kam, zu ihm zu gehen. Gestern Nachmittag wurde das Wetter schlecht und die Langeweile unter uns Dreien war gross, da fiel mir ein, dass Thibaut in seinem Buche von einem „*Tu es Petrus*" gesprochen hatte und weil ich nun denselben Text grade componire, so fasste ich ein Herz und einen Frack und ging gerade in's Kaltethal, falle in's Haus. Er kann mir das Stück nicht geben, aber andere sind da, bessere, er zeigt mir sogleich seine grosse Bibliothek von Musik aller Völker und Zeiten, spielt mir vor und singt dazu, setzt mir die Stücke ordentlich aus-

einander und so gingen mehrere Stunden vorüber, als ein Besuch kam, dem ich sogleich das Feld räumte, ich sollte aber heute früh wiederkommen. Was mich bei alledem am meisten freute, war, dass er mich garnicht nach meinem Namen gefragt hatte; darauf kam es ihm nicht an, ich liebte Musik, das Uebrige ist einerlei, und da ich für einen Studenten gehalten wurde, hatte man mich ungemeldet in die Arbeitsstube gelassen. Auch heute früh waren wir wieder zwei Stunden zusammen, da fiel es ihm erst ein, nach meinem Namen zu fragen und war er vorher freundlich gewesen, so wurde er's jetzt erst recht; nun wurde musicirt und erzählt, auch gab er mir ein prächtiges Stück von Lotti zum Abschreiben mit, ich versprach, es ihm heute Abend wiederzubringen, aber gleich nach Tische, als ich das erträgliche Wetter gerade zu einem Spaziergang auf die Riesensteine benutzte, kam er selbst, Thibaut, eigenhändig nach dem Gasthofe, um mir einen Gegenbesuch zu machen. Ich verfehlte ihn also leider, aber dafür fand ich ihn noch nachher zu Hause und so war ich ziemlich den ganzen Tag bei ihm, Essens-, Schreibens- und Promenirenszeit ausgenommen. Leider muss er morgen in Geschäften nach Karlsruhe.

Da ich ihn gestern um $^1/_2$7 Uhr verliess, vertrieb ich mir die Zeit und ging zum Instrumentenmacher, phantasire hin und her auf seinen Instrumenten und als ich weggehen will, hat der Mann Hut und Stock genommen und betheuert mir, ich müsse Besseres von seinen Sachen sehen, Herr Schröder hätte einen sehr guten Flügel. Gut. Nun geht es im Regen zu Herrn Schröder, Studio. Wir kommen an, der Instrumentenmacher stellt mich vor, ohne meinen Namen zu wissen, gleichviel, ein Mensch kommt; und dann läuft er fort, denn er muss wieder arbeiten, ich soll aber ja wiederkommen. Nun bin ich allein mit dem Studio auf seinem Cubiculo. Er bittet mich, mir es bequem zu machen, ich möchte doch eine Pfeife beim Phantasiren rauchen, eine ungeheure Dogge, die beim Klavierspielen belfert, wird unter den Sopha geschafft, — „Hanne, eine Flasche Hochheimer! die müssen wir ausstechen, Freundchen!“ — Und so geschah's. Dazwischen spielte ich nun nach Herzenslust, bis ich satt und müde war, und heute Mittag wird

dafür der Studio zu uns eingeladen, dafür hat uns der Studio wieder auf heute Abend zu sich eingeladen, und wer nun läugnet, dass ich ein Kneipgenie bin!" — —

Cöln, den 2. October 1827.

„Verzeihung, liebe Eltern, dass statt meiner heut abermals ein Brief kommt, es ist nicht das erste Mal, dass ich auf Eure Vergebung rechne und ich hoffe, dass mein jetziger Fehler nicht unverzeihlicher sein wird, als viele andere; ich bleibe nämlich noch einige Tage länger weg; dafür sehe ich aber auch noch alles Schöne und erfahre alles Angenehme und Nützliche, was ich mir nur erträumen konnte. Du sagst in Deinem letzten Briefe, liebe Mutter, „wenn man auf Reisen sei, solle man alles Sehenswerthe erschöpfen," und Du, lieber Vater, schreibst „ich solle meine Sinne und mein Glück gebrauchen." Meine Sinne habe ich gebraucht, um hier Alles herrlich und reizend zu finden, so will ich denn auch noch mich meines Glücks bedienen, um das Herrliche zu geniessen.

Magnus erhielt die Nachricht, er müsse am sechsten in Berlin sein, ihm stimmte Heydemann bei, und obwohl ich Schelble halb und halb hatte versprechen müssen, wieder durch Frankfurt zu kommen, um daselbst im Cäcilienverein der Aufführung eines mir unbekannten Oratoriums von Händel beizuwohnen, so war ich doch bestimmt, denselben Weg mitzumachen, zumal da das Wetter so unfreundlich war, dass ich in Horchheim kaum das Haus verlassen konnte. Gestern Abend will ich abreisen, da mit einem Male werden die Berge frei, die Nebel fallen, der Mond geht hell auf und die Nachricht kommt, dass auf dem ganzen rechten Rheinufer von Horchheim bis Ehrenbreitstein übermorgen Weinlese sei. Da nahm mich Onkel in's Gebet, er stellte mir vor, wie schön und glänzend die Lese sein solle; zwei Tage nach dem Ende reist er selbst ab und bleibt gerade den Cäcilienvereinstag in Frankfurt, ich möchte doch mit ihm gehn, er wolle mich nach Berlin zurückfahren, ich würde ihm und der Tante auch noch die Langeweile vertreiben, und da ich vorschützte, ich müsse meinen Klavierauszug fertig machen, so brachte er mir das schönste Noten-

papier und stellte mir vor, wie viel ruhiger und heiterer ich würde arbeiten können. Nun — da konnte ich denn garnicht gegenhalten. Ich mache in Horchheim diese unangenehme Arbeit fertig, so bin ich ihrer für Berlin los, ich höre den Cäcilienverein, zu dem Schelble mir zu Ehren durch eigne Circulare einladet, ich sehe die Weinlese mit an, — Gott! Ihr müsst ja verzeihen, es ist gar zu schön! —"

Im October kehrte Felix nach Berlin zurück, mit neuem Muth zum Schaffen, die Verstimmung über die misslungene Oper war verwunden.

Im Herbst 1827 wurde abermals eine fühlbare Lücke in den schönen Kreis von Jugendfreunden gerissen: Klingemann, der durch Geist und Witz das munterste Element gewesen war, ging nach London.

Sofort aber entspann sich eine lebhafte und auch in späteren Jahren nie ganz abgebrochene Korrespondenz, aus deren Anfang hier Einiges folgen mag und die auch weiterhin noch verschiedentlich benutzt werden wird, da sie gerade für die Zeiten, aus denen andere schriftliche Aufzeichnungen nicht vorliegen, oft das einzige Material bietet und Fanny mit keinem, nicht der Familie Angehörigen so ausführlich korrespondirt hat.

Der erste Klingemann'sche Brief an das Mendelssohn'sche Haus lautet: 7. Decbr. 1827, London.

Verehrtester Herr Stadtrath und verehrteste
Frau Stadträthin!
Unvergleichliche junge Damen!
Trefflichste Squires Felix und Paul!

„Der Unterzeichnete ging bislang in Westend und der City, Westminster und Southwark, in den Grafschaften Middlesex, Surrey u. s. w. mit einer schweren Last der sträflichsten Undankbarkeit umher — aber so, wie Hass zur Liebe gehört, so gehören innere Vorwürfe und Kasteiungen zur Tugend, und ich bin tugendhaft! Man kommt aber leicht in's Sündigen hinein, wenn unter dem Regiment der schweren Luft der Leib über den Geist befiehlt, wenn man klassisches *Mutton*, halb-

gahres Gemüse, preiswürdigen *Applepye* und dicken Portwein reichlich verzehren muss gegen die schwere Luft — wenn man die schwere Luft in meilenweiten Stationen, tapfer schreitend, wieder verzehren muss gegen die schwere Kost, und endlos schlafen muss, um wieder gehen und vermöge des Gehens wieder essen zu können u. s. w. Und nebenbei habe ich auch ein Amt, dessen ich warten muss, da es nicht auf mich wartet! Und zwischen dieser chaotischen, materiellen Wirklichkeit schwimmen die zierlichen Trümmer meiner geliebten und gelobten Berliner und Niedersächsischen Vergangenheit elegisch umher und verwirren mich armen Menschen noch mehr, — im Hyde-Park liegt mancher Seufzer von mir, über den irgend ein wohlgenährter John Bull gestolpert sein mag.

„*How do you like England?*" das ist die Frage, die mir jede Miss oder Mistress, der ich „introduced" werde, wie einen Dolch auf die Brust setzt, worauf ich denn jedesmal die Backen voll nehme und mit „*Exceedingly well!*" unerschrocken ripostire. Und ich lüge nicht, es ist hier alles in eine Fremdartigkeit (zugleich mit einer unerwarteten Artigkeit für Fremde) getaucht, an der man schon einige Jahre zehren kann — Charakter, Neuheit, Fülle. Freilich haben meine Vorderzähne schon bedeutend an der Aussprache des th gelitten, freilich zähme ich mit Mühe meinen höflichen deutschen Rücken, der es doch hier nicht wissen soll, dass mein Hals eine fashionable Verbeugung macht, freilich arbeite ich wie ein Schwimmer an der Leine im schwerfälligen Eins, Zwei, Drei im Englischen weiter, ohne Witz und Wortspiel, froh, wenn ich nur grade die Hausmannskost des gewöhnlichen Ausdrucks finde, während ich in der lieben Frau Muttersprache, um mit dem vielgereisten Schelmufsky zu reden, ganz behaglich umherschwimme, — aber der Comfort! Dieser Comfort ist der grösste Philister, den ich kenne: Gegen 10 Uhr steht er auf. Er tritt in sein kleines wohnliches Zimmer, etwa halb so hoch wie das der Gesandtschaftskanzlei in Berlin, aber ganz bequemlich ausstaffirt, im Kamin brennt ein lustiges Kohlenfeuer, das Wasser kocht, der Frühstückstisch ist gedeckt und der nöthige Apparat gehörig aufgepflanzt, — aber das Auge ruht mit besonderem Behagen

auf der ellenlangen Zeitung mit *leading articles*, *news*, Prozessen, Polizeiverhandlungen und mannigfaltigen Skandalen angefüllt! Alles öffentlich, namentlich, persönlich, oft dramatisch, lokal und im Geist des Augenblicks — es ist mir oft, als läse ich ein Stück des Aristophanes. Die Kohlen knistern, der Kaffee dampft, zwischen jedem Zuge aus der Tasse liegt ein interessantes *elopement* einer romantischen jungen Miss, oder ein gewagter kühner Einbruch (im Vorbeigehen gesagt, gestohlen wird hier fürchterlich!) oder ein *dreadful accident* von durchgegangenen Pferden oder umgefallenen Postkutschen, kurz, der Climax meiner Existenz ist gerettet, und derselbe, der als 27jähriger Jüngling unter dicken Bäumen tagtäglich Kaffee trank und seine Freude an unschuldigen Erscheinungen der Natur, wie Raupen und Ameisen, hatte, konnte nicht anders werden, wie er 29 Jahr alt wurde! — Die Türken drohen, die Spanier hängen, die Franzosen opponiren, die Stocks fallen, die Taillen (der Damen) steigen — welche bedenkliche Zeichen der Zeit! Gigot's sind hier freilich auch durchaus in der Mode, aber was will das sagen? — Meinem Freunde Felix werde ich nächstens über die Cornbill schreiben und über die Cultur des Backenbarts. Es giebt hier enorme! —

Unsere hannöver'sche Colonie ist aber so übel nicht. — — Wir executiren den Spohr, ich trommle in der Ouverture den Bass vierhändigerweise mit einer jungen Miss und wir stehen Alle wie die Orgelpfeifen um das Piano herum und singen: „Kalt und starr, doch majestätisch liegt der Rajah auf der Bahre," was wir so übersetzt haben: „*Cold and stiff and yet majestic on the Shutter there he lies*", sowie das beliebte „dahin, dahin" ganz glücklich mit *thither! thither!!* — Ferner spielen wir Trios von Hummel und Beethoven — ich aber nicht Violine, und einige Beethoven'sche Symphonien zu 4 Händen, nebst Whist zu 8 Händen. Bei einigen unsrer Landsleute, die länger hier gewesen sind, ist die *Lingua franca*, in der sie sich ausdrücken, nicht übel — als ich kurz nach meiner Ankunft etwas heiser sprach, fragte man mich: „Haben Sie auch schon einen Kalten gefangen?" und ich übersetzte es mir in's Englische zurück und verstand es. —

Ich wollte nur, ich wäre weniger kurzsichtig — besonders der Engländerinnen wegen! Sie können keinen Eierkuchen backen und beschäftigen sich meist mit unnützen Dingen, aber sie sehn verzweifelt gut aus. Solch eine peripatetische Pensionsanstalt, wie sie täglich zu Dutzenden in Regents Park in die freie Luft getrieben werden, kommt mir vor, wie ebensoviel pathetische Peris, Eine noch schöner wie die Andre, paarweis aufmarschirt, die grösseren zusammen und ihrer siegenden Gaben sich wohl bewusst; den Rücken deckt die strenge Aya, die jede Mannsperson als ihren natürlichen Feind anglotzt. Ich hatte mir grösstentheils von Paris her eine ganz falsche Vorstellung von den englischen Damen gemacht, sie waren damals so lange von der übrigen Welt abgeschnitten gewesen, dass sie zu eigenthümlich geworden waren, jetzt sind sie aber kosmopolisirt absolute Grazien. Sogar das Hausmädchen bei Goltermann's sieht aus wie eine Prinzessin oder Hebe. Lächerlich gelehrt sind sie übrigens, die Damen; bei Moscheles fragte mich eine, ob ich den Kant gelesen hätte, was ich nicht sonderlich bejahen konnte; auf ihre Versicherung, dass sie ihn gelesen, konnte ich ihr bloss mit der bekannten Geschichte von Kant und dem Knopf des Studenten dienen; dagegen war sie verwundert, dass ich den ganzen Walter Scott gelesen hätte.

Es ist aber unglaublich, wie patriotisch deutsch man hier wird! Das weite Meer, was einen vom festen Lande trennt, macht alles Neue von dort her rührend wichtig und verklärt alles Zurückgelassene dem reichen England zum Trotz. — Berlin kommt mir durchaus vor wie ein Eldorado und ein Mendelssohn'scher Sonntag wie ein Kapitel aus einem Zauberroman, alle Ironie wird sentimental und die Vorliebe für das Heimische ist so stark, dass wir uns für heute Abend das Wort gegeben haben, zusammen zu kommen, um einmal „besten Bauern“ zu spielen, wobei wir, wenn Goltermann's meinen Wink verstanden haben, wahrscheinlich deutschen Kartoffelsalat zum Abendessen bekommen. Ich citire, fürcht' ich, Berlin zu oft und rühme zu Vieles daran, sogar den dortigen Feuerlärm habe ich zu vertheidigen gesucht, weil man der Süssig-

keit des Schlafs erst bewusst wird, wenn man nach einer Störung wieder einschläft. —

Mit Berichten für die musikalische Zeitung gehe ich stark um, ich habe Oberon gesehen, den Freischütz, werde nächstens in's Seraglio (Entführung) gehn, und dann noch einige englische Opern sehn, wozu der Himmel seinen Segen verleihen möge. Die Fabrikation einer solchen Oper setzt sich folgendermassen buchstäblich zusammen: Einer schreibt das Stück in den neunziger Jahren vorigen Jahrhunderts und ein Mr. Horace komponirt es; woraus er seine Musik zusammengebracht, ist fabelhaft und vorhistorisch. Jetzt wird die Oper wieder hervorgesucht und von einem neuen Dichter bearbeitet, ein Herr Cookes oder so schreibt eine neue Ouverture dazu, noch ein Anderer, dessen Namen mir nicht gleich beifällt, macht Gesangstücke mit Ausnahme derer für Braham, die dieser sich allein fabricirt, die Primadonna Mme. Feron chromatischen Andenkens bringt ihren Part aus Italien mit von Mercadante oder einem andern Italiäner, und dann noch ein neapolitanisches Volkslied mit Variationen — was dann noch bleibt, ist von Horace beibehalten. Dieses Stück(werk) hiess sonst *the Pirate* und hat jetzt die Vogue unter dem Namen *Isidore de Merida* oder *the Devils Creek.*

Dr. H. hat Verwandte in Deptford, eine Familie B., die dort eine Fabrik hat, und hat mich da als — Sänger eingeführt! Man kann in der That nur in einem fremden Lande und wenn man ganz neu ist, so dreist sein, — mir wurde vorher ohne Weiteres die Parthie des Don Juan zugetheilt und ich habe sie gesungen!! — Deptford ist mehr als eine starke deutsche Meile von meinem Westend, und es würde in Deutschland abenteuerlich genug sein, sich dahin zum Thee zu begeben, hier setzt man sich auf eine der vortrefflichen *Stages* und ist in einer halben Stunde dort. — Diese *Stages* sehe ich nie ohne das grösste Behagen, vier prächtige Pferde rollen mit dem grossen Wagen, an dem die Passagiere herumhängen, wie die Wespen um eine süsse Birne, so munter in's Land hinein, dass mir's Herz aufgeht, wenn ich an den nächsten Frühling denke, wo sie mich — an einem Tage 80 Meilen weit — auf den ebenen

Strassen durch das hellgrüne Hügelland voller Städte, Flecken und *Cottages* nach Schottland hinbringen sollen. Schon um London herum in's Land hinein ist's hübsch, lauter Wohnungen und Wiesen ringsum, immer in sanften Hügeln, dann und wann die Themse, einzelne Parks, Felder, — und noch schöneres Grün draussen, obgleich das Gras schon einen ungewöhnlich frühen Schnee und Frost ausgehalten hat.

London ist aber zu gross, das habe ich gleich gesagt, doch sie hören nicht darnach und bauen immer weiter, ganz in's Lächerliche hinein. Die Häuser werden zuletzt noch die Menschen miethen müssen und nicht die Menschen die Häuser, es ist auch gar kein Ende abzusehen und das Ungeheuer mag noch manchen Flecken verschlingen, ehe es satt wird. Se. Majestät unser allergnädigster König bauen auch mannigfaltig, aber nach derselben Theorie, wie der Hofschneider die königlichen Röcke machen muss; der neue Frack wird nämlich einer ganz ähnlichen Figur angepasst, der Schneider muss jede vorkommende Falte herausschneiden und dann wieder zusammennähen. Auf gleiche Weise wird der neue Palast gebaut; wenn eine Kuppel, oder irgend ein Vorsprung nicht gefällt, werden sie wieder heruntergenommen und was anderes dafür hingesetzt. Die Anlage von *Regents Park* und *Regents Street* ist aber in der That das Grossartigste, was ich kenne, beinahe noch schöner, als die Linden. Das Beste aber ist die City, es ist ein wahres Vergnügen, sich durch die Massen von Wagen, Kohlenträgern, Spitzbuben und anderen ehrlichen Leuten bis zu Birch's klassischer Mockturtle-Suppe in der Nähe der Bank durchzuarbeiten! Es ist wirklich etwas Dämonisches in dem ungeheuren wüsten Treiben, es ist eine Ordnung da, von der man aber kaum die Gesetze kennt. — Geht man aber an einem Sonntage durch die Strassen, in denen man an den Alltagen buchstäblich sein eigenes Wort nicht hören kann, so erschrickt man fast vor der Stille. So melancholisch man auch die englischen Sonntage auf dem Festlande darstellt, der Kontrast ist doch noch grösser, als man es sich dort denkt — die Langeweile schon muss die Kirchen füllen. Ueber der Stadt hängt der unbeschreibliche dicke, gelbe Nebel, der auch wohl gar in's Zimmer zieht, alle

Läden sind geschlossen, die Zeitung erscheint nicht, eine klägliche Glocke jammert die andächtige Gemeinde zusammen, die englischen Familien amüsiren sich Mittags und Abends am Sonntag ohne fremde Hülfe ganz auf ihre eigene Hand, selbst in der Lektüre wird eine Auswahl getroffen und Theater ist garnicht denkbar. Mich berührt es freilich nicht, wir sind regelmässig in einem der landsmännischen Häuser gut aufgehoben, aber der allgemeine Zustand überkriecht einen doch zu Zeiten unwillkürlich und man bekennt sich *lowspirited*. Dass wir in Deutschland am Sonntag Theater haben, können sie hier am wenigsten begreifen, es erscheint ihnen gradezu sündhaft. Es half mir nichts, dass ich einer Miss dagegen argumentirte, indem ich fragte, ob ihr ihr Anzug am Sonntag weniger Vergnügen mache, ob sie mit Appetit ässe oder Thee tränke — es blieb ihr sündhaft. — In einem Stücke haben wir Deutschen es aber besonders gut hier, man denkt sich, dass wir Alle mit einer Querpfeife oder einem Piano zur Welt kommen und dass jeder Deutsche *a priori* voll Musik steckt. Die guten Leute haben einen rührenden Sinn für Musik und den unvergleichlichsten Magen zum Anhören, wie die Sträusse packen sie Kieselsteine und Bonbons nebeneinander. Und lang — lang ist hier alles; ich glaube, Beethoven war ein Engländer. Aber die Austern! die sind desto kleiner und zierlicher! Was würde der grosse F. sagen, wenn er aus meinem Fenster nur über die Strasse zu sehen brauchte, um sie appetitlich in einem kleinen hölzernen Gefäss schwimmen zu sehen. Und nicht jene plumpe, fleischige Holsteiner Masse — nein, so zart und elegisch — ordentlich sehnsüchtig sehen sie wie Augen aus dem Wasser heraus, mit wahren Liebesblicken. Und dann der starke, braune männliche Gesell Porter, in den eigenthümlichen, blanken zinnernen Krügen, tapfer schäumend! Der grosse F. würde roth werden vor Vergnügen.

Ich aber wurde blass von der See. Die See ist der rechte grosse Durchbruch. Vor einigen Sonntagen sah ich auf einem Diner eine muntere kleine Frau wieder, mit der ich auf dem Dampfschiff herübergekommen war. „*You looked very miserable,*“ sagte sie lachend, „*you are quite changed now!*“ In der That

schaute ich etwas bleichen, wüsten Antlitzes auf's graue Meer, auf dem Abends der breite Mondschein wie ein unendlicher Seufzer lag — doch war ich nicht seekrank und hatte in meiner gänzlichen Apathie grade noch Klarheit genug zum Träumen. So blieb ich immer auf dem Verdeck, Grog und Schiffszwieback zu meiner einzigen Nahrung! Einige vielgereiste Gesellen spielten um Champagner und hatten nachher die Frechheit, mir ein Glas anzubieten — ich hätt' es ihnen aus der Hand schlagen mögen! Es war mir aber eine Erinnerung an meine früheren Genüsse verblieben, und ich sah jedesmal mit Neid den dicken norwegischen Consul seinen guten Kaffee auf dem Verdeck schlürfen. Eine Dame nach der andern verschwand, aber die kleine Frau blieb immer oben, mit hellen Augen, las vor, Gott weiss was, oder spielte Schach. — Das waren aber alles nur Episoden, im Uebrigen war alles ruhig, heiter und glatt, die See still und eben, warmer Sonnenschein und milder Wind, nichts von Sturm und Wellen. Die See ist nicht bloss ein grosser Durchbruch, sie ist auch ein grosser Gedankenstrich. Die Elbe gehört schon mit dazu. Wie ich am hellen Morgen des 1. September in Hamburg am Hafen war, als ein Boot den einsamen Passagier mit seinen wenigen Habseligkeiten durch den Schiffslärm und durch die Kommenden, Begleitenden, Abschiednehmenden und Glückrufenden an's Dampfschiff gebracht hatte, fing der Gedankenstrich an und schnitt die schöne Phrase ab, — der Dampfkessel brauste den Bass zu dem Liede: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus — ade!“ — —

Doch ich will den empfindsamen Handwerksgesellen sehen, der nicht höchlich begeistert wird, wenn man das Zeichen zur Abfahrt giebt und der über dem Rauch aus der Dampfröhre nicht den aus seiner Mutter Kaffeetopfe vergisst. Am Abend wurde es vollends prächtig, wir kamen in die offene See, das Schiff ging höher, der bewusste Mond kam und der Himmel hing voller Pauken und Trompeten. Die kleine Frau lachte zwar über meinen schwindelnden Gang, ich fasste aber Posto in meiner Erhabenheit, die ich bei Lutter und Wegener wenigstens mit 2 Thlr. hätte bezahlen müssen, hier aber ganz umsonst hatte, — die ganze Vergangenheit sank in's Meer und ich stieg

in das Spinde zu ländlichem Schlaf. Am anderen Tage kam die Apathie, am dritten Morgen aber lag die Küste von Essex vor uns, mit weissen Schlössern, grauen Thürmen und braunen Dörfern. Wir kamen bald in *Smooth water*, alle Leiden verschwanden, der innere Mensch wurde wieder konsistent, und sah munter umher, vor dem Ausfluss der Themse tanzten Hunderte von Schiffen einen grossartigen Cotillon, von dessen Ordnung ich nicht mehr verstand, als die antecotillonische Mama von einem wirklichen, in dem sie ihre Tochter nach allen Richtungen hingetrieben sieht. Jetzt wurde unsere Fahrt ein Triumphzug, freilich ein umgekehrter, den *merry England* über uns hielt — der Schiffs-Cotillon wurde in der Themse zur Ecossaise — in langer Reihe zogen sie hinunter und hinauf, Dampfböte figurirten als lustige Gesellen und glitten, mit Passagieren und Musik ausstaffirt, munter vorbei, — die Dörfer, Landhäuser, Flecken und Städte an den Ufern sahen vergnügt zu, bis sie zu immer ansehnlicheren und kompacteren Matronen und aus ihnen zuletzt London selbst wurde — Schiffe, Schiffe und immer Schiffe, Masten ohne Zahl, als wären's nur soviel Bohnenstangen beim Pächter Baumann auf der Meierei. Um 3 Uhr landeten wir am alten Tower, nach abgemachten Pass- und Acciseweitläuftigkeiten fuhr mich ein hurtiger *Hack* durch die Länge von London, die ich nicht schon zu Schiffe durchzogen hatte, und ich sass endlich am Abend glücklich bei Goltermann's, die mir ihr Haus zum Absteigequartier angeboten, beneidete den norwegischen Consul nicht fürder um seinen Kaffeegenuss und hörte zufrieden der Diskussion über *Trade* und das neue Ministerium im besten Englisch zu.

Ueber die verrufene Londoner Theuerung kann ich mich nicht beklagen; als Einzelner lebe ich hier mit 300 Lst. sehr bequem, aber die Familien haben's schlimmer, das nöthige Haus und die Dienstboten erfordern das Doppelte. Ich bin also zu einer ewigen Jugend verdammt, trotz der Berliner Vorhersagungen wird aus meiner Einförmigkeit so bald keine Zweiförmigkeit und ich gewinne Wetten. Einstweilen haben die neuen Umgebungen manches Stück Jugend wieder zu Tage gefördert, so findet das hiesige Theater einen neuen Menschen an mir, namentlich

habe ich englische Lustspiele mit dem grössten Behagen gesehen. Ich mag aber noch nicht entscheiden, ob die Schauspieler wirklich so eigenthümlich und natürlich sind, wie sie mir zum grossen Theil erscheinen oder ob Vieles daran eben der Neuheit und Fremdartigkeit zuzuschreiben ist. Die Spieler, die mir bis jetzt als ganz vortrefflich vorkommen, würden eine ordentliche Liste bilden. Auch das Publikum scheint mir theilnehmender, es lässt sich in einer gewissen kritischen Unschuld durch kräftig vorgebrachte Tiraden zum Klatschen bewegen und lacht bei Spässen herzhaft. An den Theatereingängen aber, ehe die Thüren aufgemacht werden, rufen Polizeileute: „*Gentlemen, take care of your pockets in going in — take care of pickpockets Gentlemen!*“ — Und ein Jeder sichert seine Habseligkeiten. Ein hiesiges Blatt, der Herold, giebt die Zahl der Spitzbuben beiderlei Geschlechts auf 80—100,000 an.

Den 11. Decbr. So wenig als Rom in einem Tage gebaut wurde, ist mein Brief am vorigen Posttag fertig geworden, die rauhe Hand der Dienstpflicht griff dazwischen. Gestern am zehnten*) habe ich Ihnen, verehrtester Herr Mendelssohn, in Gedanken alles mögliche Glück gewünscht und hin und her gerathen, ob all das niedliche junge Volk Ihnen zu Ehren tanzte, pfiff, agirte oder wie es sonst vermummt war — ich werde es hoffentlich bald erfahren. Ich habe die grösste Sehnsucht nach dortigen Neuigkeiten, mich interessirt Alles, selbst das Strassenpflaster und die litterarische Mittwochgesellschaft. Sollten Sie, bester Herr Mendelssohn, sich nicht augenblicklich aufgelegt fühlen, mir zu schreiben, so befehlen Sie es wenigstens strenge einem Ihrer hoffnungsvollen Kinder — etwa dem ältesten Sohne — alles so ausführlich wie möglich im rechten Chronikenstyle.“ — —

Fanny an Klingemann.

Berlin, 23. Decbr. 27.

„Erinnern Sie sich des Datums, an dem Sie Ihren Brief

*) Klingemann irrt sich im Datum. Der Geburtstag Abraham Mendelssohn's war am 11. December. S. Pag. 72.

schrieben, berechnen Sie die Zeit der Reise und es wird sich ergeben, dass ich schon den Tag nach dem Empfange, mich von meinen vielen und wichtigen Weihnachtsgeschäften abmüssigend, am Schreibtisch sitze, um die Antwort wenigstens anzufangen. Ein Jeder nämlich von uns betrachtet den prächtigen Generalbrief als sein specielles Eigenthum und da wir Ihnen Alle schreiben, werden Sie sich's gefallen lassen müssen, dass wir zuweilen zusammentreffen, es ist ja im mündlichen Umgang nicht anders gewesen und Sie haben wohl so manche Geschichte zweimal mit anhören müssen, warum nicht zwanzig oder vierzig? Von der Seite genommen hat es Derjenige unter uns am besten, dessen Brief Sie zuerst lesen, die Anderen werden ohne ihre Schuld zu Papageien.

Je länger Sie uns auf Ihren Brief warten liessen, um desto mehr hat er uns bei seinem endlichen Erscheinen erfreut (nehmen Sie das aber nicht als Norm für die Zukunft, von jetzt an wird die Sache umgekehrt) und wir würden als wahre Bacchantinnen ihn gewiss zerrissen haben (verschlungen haben wir ihn wirklich), wenn nicht die Eltern grossmüthig resignirt und uns die erste Lesung überlassen hätten. — —

25. Decbr. Die Weihnachtslichter sind niedergebrannt, die schönen Geschenke weggeräumt und wir bringen den ersten Feiertag still zu Hause hin. Mutter schläft in einer Ecke des Sophas, Paul in der andern, Rebecka liest mit vieler Andacht das Modejournal und ich nehme meinen Brief wieder vor. An Tagen, wie der gestrige, vermissen wir Sie mehr als gewöhnlich und da gewöhnlich alle halbe Stunde von Ihnen die Rede ist, so ergänzen Sie sich den Satz. Es war übrigens sehr munter und hübsch gestern. Felix hatte für Rebecka eine Kinder-Symphonie mit den Instrumenten der Haydn'schen geschrieben, die wir aufführten und die ausserordentlich komisch ist. Für mich hatte er ein Stück andrer Natur geschrieben, einen vierstimmigen Chor mit kleinem Orchester über den Choral „Christe, du Lamm Gottes." Ich habe es heut ein paar Mal gespielt, es ist ganz wunderschön. Er hat sich überhaupt in der letzten Zeit der Kirchenmusik zugewendet; zu meinem Geburtstag hat er mir ein Stück gegeben, neunzehnstimmig für Chor und Orchester,

über die Worte „Du bist Petrus und auf diesen Fels will ich meine Kirche gründen“ (aber lateinisch). Ich halte es für ein sehr bedeutendes Werk, glaube aber, dass es seine volle Würdigung nur in einer Aufführung finden kann, wozu wieder eine grosse Kirche und mancherlei Anstalten gehören. Sie sehen, wie plausibel das ist. Sehr schön ist, dass D. über einige Aeusserungen Felixens bei dieser Gelegenheit zu fürchten anfing, er möchte katholisch geworden sein, und diese Besorgniss S. mittheilte, der sie wieder einem Anderen einflösste, so dass wir schon besorgten, die Sache würde sich als Stadtgespräch gestalten, was aber doch glücklicherweise nicht geschehen ist. —

Wären Sie hier, so würden Sie Ihren Witz an der diesjährigen Gelehrsamkeit des gebildeten Publikums üben. Dass Alexander von Humboldt ein Kollegium an der Universität liest (physikalische Geographie), ist Ihnen vielleicht bekannt, wissen Sie aber auch, dass er auf Höchstes Begehren einen zweiten Kursus im Saal der Singakademie begonnen hat, an dem Alles Theil nimmt, was nur einigermassen auf Bildung und — Mode Anspruch macht, vom König und ganzen Hof, durch alle Minister, Generale, Offiziere, Künstler, Gelehrte, Schriftsteller, schöne und hässliche Geister, Streber, Studenten und Damen bis zu dero unwürdigen Correspondentin herab? Das Gedränge ist fürchterlich, das Publikum imposant und das Kollegium unendlich interessant. Die Herren mögen spotten soviel sie wollen, es ist herrlich, dass in unseren Tagen uns die Mittel geboten werden, auch einmal ein gescheutes Wort zu hören, wir geniessen dies Glück und müssen uns über das Spötteln zu trösten suchen. Um uns nun vollends Ihrem Spotte Preis zu geben, muss ich Ihnen bekennen, dass wir noch eine zweite Vorlesung hören und zwar eine von einem Ausländer gehaltene über Experimentalphysik. Auch dieser Kursus wird grösstentheils von Damen besucht. Holtey's Vorlesungen werden dies Jahr ausserordentlich stark gehört. Er hält sie in einem neuerbauten, mit Gas sehr stark erleuchteten Saal. Apropos von Gas, denken Sie sich, dass die Crelle'sche Finsterniss sich in das hellste, nämlich in Gaslicht verwandelt hat

und dass man jetzt nicht nur die Hand vor Augen, sondern alle Hände im Saal vortrefflich sieht. In England sind wohl alle Häuser ohne Ausnahme mit Gas erleuchtet? Hier nimmt es auch sehr überhand, wie auch die Trottoirs, für die Sie so gütig sind, sich zu interessiren. In diesem Herbst hatte Holtey, dem Einiges aus der Gartenzeitung zu Ohren gekommen war, nach deren Muster eine sogenannte Thee- und Schneezeitung gestiftet, zu der Beiträge in eine blecherne, bei uns wohnende Schachtel geworfen wurden. Sie ward durch äusserst witzige Aufsätze von Eichborn und Frank eine Zeit lang gehalten, ist aber bald genug, wie alles Menschliche, in sich zerfallen. Die Einleitung bestand in einem Gedicht an — Sie, als einen trotz seiner Abwesenheit unter uns Lebenden. An meinem Geburtstag war hier ein sehr hübscher Ball mit einer Masse von dito Mädchen. Sie hätten hier sein müssen. Können oder wollen Sie sich denn nicht einmal als Courier herschicken lassen, wie in einen Kuckkasten ein Paar Tage lang in unser Treiben sehn und sich wieder in Ihren englischen Nebel hüllen? Unsre Sonntage sind garnicht mehr so märchenhaft, der wahre Humor ist entwichen und Sie müssen am Besten wissen, wer ihn mitgenommen hat? Schade!

Ihre Aufführung von Don Juan gefällt mir. War er deutsch oder italiänisch? Es muss eine Wonne sein, einen Engländer italiänisch singen zu hören. Sie haben jetzt hier beim Königstädter Theater eine Italiänerin, — Alles, was Sie je in Romanen und Romanzen von südlicher Gluth, versengender Gewalt der Augen, junonischer Gestalt, unwiderstehlichem Zauber der Sprache und Accentuation gelesen haben, vereinigt Costanza Tibaldi. Sie tritt grösstentheils in Männerrollen auf, nie gab es einen schöneren Jüngling, auch die Frauenkleidung ziert sie und ich muss gestehen, ich sah wenig schönere Frauen. Ihre Stimme ist ein tiefer Alt, ohne besondern Reiz, aber jeder Laut aus ihrem Munde begeistert. Wenn ich ein Rossini'sches Duett zweimal mit Entzücken höre! — Zu Ihren englischen Ohren ist wohl auch noch nicht die musikalische Kunde gedrungen, dass Nägeli Bach's grosse fünfstimmige Messe aus h-moll herausgiebt! Triumph für die Berliner Enthusiasten, Marx an

der Spitze. Der Mann erwirbt sich wirklich ein grosses Verdienst, denn es kommt ihm nichts dabei heraus und das weiss er sehr gut.“ —

Klingemann an Fanny:

London, 22. Januar 1828.

„Wenn ich es hier auf kein ausführliches Schreiben anlege, so mag mich der Generalbrief entschuldigen, den ich der ganzen liebevollen Familie gegenübersitzend geschrieben habe; hier sollen bloss die Ehrfurcht und der Dank ausgedrückt werden, mit welchen von mir die beglückenden Zeilen meiner zugleich so gestrengen und so gütigen Gönnerin empfangen sind — kein Generalbrief kann mich davon dispensiren — auch nicht der insolente Gedanke, wie viel eine junge Dame, die eine so ausgezeichnete Wohlthat erweist, davon nothwendigerweise im Augenblick des Erweisens selbst schon antecipiren muss. Es wäre zu hergebracht und philisterhaft gewesen, wenn ich darüber hätte in Verse verfallen wollen, es würde Ihnen ungefähr ebenso originell vorgekommen sein, als wenn Sie Ihr Partner (muthmasslich ein Offizier) in einem Fränkel'schen Cotillon fragt: „Mein Fräulein, haben Sie schon viel getanzt in diesem Winter?“ oder, was jetzt dasselbe sein mag: „Mein Fräulein, wie gefallen Ihnen die Humboldt'schen Vorlesungen?“ — Fangen Sie nur in diesem Augenblick um's Himmelswillen nicht an, zu glauben, dass ich mich in Ironie gegen die Fortschritte auslassen werde, die meine jungen Freundinnen in der Erkenntniss der chemischen Bestandtheile eines Kragens oder einer Nusstorte machen, — es sind heilige und nothwendige Dinge — warum soll eine junge Dame nicht ebenso gut wissen, wo und wie der Shawl wächst, den sie umhat, wie der Professor, der ihn in der Anwendung kaum versteht, — und ist es nicht ganz vortrefflich, wenn wir z. B. den Fall annehmen, Sie würden mit einem Male nach der Mongolei verschlagen, dass Sie nur irgend einen Berg oder einen Fluss oder eine Erdart in die Hand zu nehmen brauchen, um mit der gewissesten Gewissheit

sagen zu können: Hier bin ich in der Mongolei, folglich so und so viel Poststationen weit von der Leipziger Strasse Nr. 3 — und nun ganz ruhig Pferde bestellen lassen können? Ueber den Nutzen der Geographie weiss ich keine schönere Geschichte, als die von dem französischen Employé, der während der Kaiserzeit nach Gröningen versetzt wird und der nun mit seinen Angehörigen und Freunden bitter darüber wehklagt, wie es dort so grausam kalt sei und so weit weg, — weil er statt nach Holland nach Grönland zu kommen glaubt. Nein, meine einzige Furcht und mein einziger Einwurf liegen anderswo — ich fürchte, dass jeder noch so gelehrte und würdige Mann Damen gegenüber etwas närrisch wird, dass hier das Subjekt mit dem Objekt davonläuft. Zürnen Sie darüber dem Mann nicht, es ist viel weniger Mangel an Zutrauen in das weibliche Fassungsvermögen, als das uns Allen tief innewohnende Verlangen, Ihnen viel lieber zu gefallen, als Sie zu belehren. „Es ist mein Beruf, Heinz.“ — Wehe den Zeiten, wo der chevaleresque Sinn ausgerottet ist! — Nur habe ich Ihnen den Vorwurf zu machen, dass Sie, nach einem falschen, unter Frauen herrschenden Princip, nichts von der Wissenschaft in's Leben und in den Brief übergehen lassen — kein Vergleich, kein Bild aus der Chemie — und sie machen sich doch so gut — ich sollte nur was davon verstehn! —

Der Tag, wo wir den Messias aufführten, war einer der schönsten, die man nur sehn kann, ein wahrer Maitag an Wärme, Sonnenschein, blauer Luft und grünem Rasen — wären die Bäume grün gewesen, so war das schönste Sehnsuchtswetter fertig — mein Kollege und ich, wir sassen auf einer Bank am Serpentine River im Hyde Park und sonnten uns bedeutend — Schwäne und Engländerinnen zogen zu Wasser und zu Lande bedeutsam und zierlich an uns vorüber, wir dachten nicht an's neue Ministerium, sondern führten gute vaterländische Gespräche. Nachher holte mich St. nach Deptford ab, es war das erste Mal, dass wir bei Tage hinausfuhren, wir setzten uns also oben auf die *Stage* und es war mir, als hätte man mir einen Scepter in die Hand gegeben, so glorreich und königlich kam's mir vor, von oben herab auf die vollen Strassen und auf der

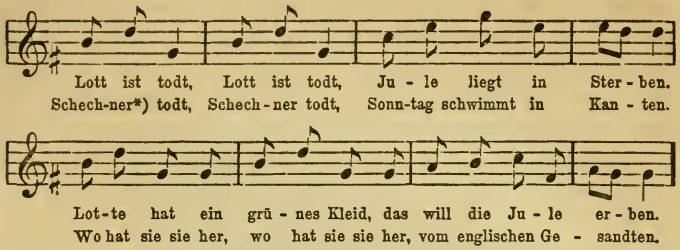
kolossalen Westminster-Brücke in die reiche Themse zu sehn; trotz der fünf Meilen hörte freilich die uniforme Häuserreihe nur selten auf, aber wenn man durchblicken konnte, sah man wieder die unbeschreiblich schönen grünen Wiesen, die in blauen Hügellinien endigen. — — Meines Freundes X. Theilnahme an meinem Verlust theile ich, ich wusste nur nicht, dass ich ihm schreiben sollte, — er war abwesend, als ich davonging, und ich glaube, dass ein Brief von ihm ebenso gut anfangen könnte: „Bei meiner Rückkehr fand ich Sie nicht mehr —," als einer von mir mit: „Das grausame Schicksal riss mich fort, ohne Abschied von Ihnen nehmen zu können." —

Fanny an Klingemann.

Berlin, 15. Februar 28.

„— — — Als dero angestellte musikalische Zeitung kann ich Ihnen wenigstens Einiges berichten: Die Singakademie, in ziemlich verwickelten Zinsenangelegenheiten befindlich, hat sich endlich entschlossen, ihrer Würde soviel zu vergeben, um zu ihrem eigenen Besten zu singen. Mein Symphonieverein schloss sich diesem löblichen Unternehmen an (bei dieser Gelegenheit bekam ich ihn doch auch einmal zu hören), und die Ausführung wäre ganz tadellos gewesen, wären nicht zufällig — alle Solosänger verhindert worden, Theil zu nehmen und so geschah's, dass Köpke die ganze Bass- wie auch Tenorparthie fast vom Blatt sang. Er leistete viel, das Publikum war zufrieden und die Aufführung ward wiederholt und soll das zweite Mal das achte der sieben Weltwunderwerke gewesen sein. — Wir tanzten indess bei Heyne's einen Walzer und Galopp nach dem anderen, auf diese Art unverkennbaren Kunst- und Musiksinn an den Tag legend. — Das Wichtigste im Musikfache, was seit Ihrer Abwesenheit aufgetaucht ist, ist ein Galoppwalzer mit Text, von dem die ganze Stadt wiederhallt, kein Ball ohne die Melodie, ja man kann nicht zwei Minuten leben, ohne von ihr verfolgt zu werden, es ist wie der weiland

Jägerchor oder voriges Jahr das Gespräch über Mlle. Sonntag. Ich setze Ihnen das Manuskript her:



Unzählige andere Verse circuliren, die aber zum Theil nicht vor weibliche Ohren gelangen.“ —

Im Jahre 1828 am 18. April fand zum ersten Mal wohl in Deutschland eines jener allgemein an vielen Orten zugleich gefeierten Feste statt, die später und namentlich in der Zeit von 1848—1866 so sehr überhand nahmen und dazu dienen sollten, die Deutschen über die politische Zerrissenheit zu trösten. Jenesmal handelte es sich um das Dürerjubiläum und Fanny berichtet darüber an Klingemann:

Berlin, 14. April 28.

„— Diesen Winter haben wir bei Möser die meisten Beethoven'schen Symphonien, wenn auch höchst unvollkommen, gehört. Es ist immer ein Schritt. Sowie wir überhaupt in einer Zeit leben, wo in jeder Beziehung Unglaubliches geleistet wird, so auch in der Kunst, wir mögen es gestehen oder nicht. Die Passion erscheint unfehlbar im Lauf des Jahres bei Schlesinger, Schelble in Frankfurt hat einen Theil der Messe mit Beifall aufgeführt, an allen Ecken rührt es sich, in allen Zweigen rauscht's, da halte sich einer die Ohren zu und wolle es nicht vernehmen! Der alte abgelebte Vogel Phönix erwartet nur seinen Scheiterhaufen, er wird ihn schon finden, die Zeit ist nicht mehr fern, und wir werden grosse Dinge erleben. Ich weiss nicht, warum mir heut so historisch zu Muthe ist, dass ich Lust habe, alles nach Jahrhunderten und Völkern zu

*) Eine damals bekannte Sängerin an der Berliner Oper.

messen? Vielleicht weil Spontini am Busstage den ersten Theil der Beethoven- und den zweiten der Bach'schen Messe giebt? woran ich sehen kann, dass die grössten Talente mit kleinlichem Sinn das verkehrteste Treiben führen und dass die Welt doch mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts schreitet und das Kleine nicht braucht? Ist das mein Trost? Nein, mein Trost ist, dass Felix noch ein Jahr in Berlin bleibt, dass er vom Militärjahr so gut wie ganz frei ist und dass der Rest sich findet. —

Den 20. Nie hätte ich geglaubt, dass das Dürerfest einen so frohen Tag bereiten und eine so schöne Erinnerung zurücklassen würde. Felix hat in 6 Wochen eine grosse Cantate für Chor und volles Orchester geschrieben mit Arien, Recitativen und allem Plunder. Dass die flüchtige Arbeit keinen Werth für ihn hat, können Sie sich denken; anfangs war er so wüthend darauf, dass er die ganze Geschichte gleich nach dem Gebrauch verbrennen wollte, als aber die Proben vorwärts schritten, die Chöre von der Akademie trefflich gesungen wurden, bekam er Lust und die wundervolle Dekoration des Saales und die Liberalität der Anordnungen vollendete die Freude. Donnerstag Abend war die Hauptprobe, die ziemlich konfus und unbefriedigend ging, wobei aber Felix sehr ruhig blieb und Allen versicherte, es werde prächtig gehen. Und es ging prächtig! Freitag, den 18. April, am 300jährigen Todestage Dürer's begab sich die ganze Akademie der Künste, deren Senat und sämmtliche Eleven der Bau-Akademie am himmlischsten Frühlingstag nach dem Saal der Singakademie, der auf folgende Weise verziert war: die Rückwand des Orchesters war durch einen roth und gold gemalten Grund abgetheilt, in der Mitte stand Dürer's kolossale Statue, zu jeder Seite zwei kleinere weibliche Figuren, einzelne Zweige seiner Kunst darstellend, oben darüber ein Bild in Form der Raphaellogen nach einem Holzschnitt Dürer's von Dähling, zu beiden Seiten durch weite grüne Draperien beendet. Die Dekoration machte einen überraschend schönen Effekt. Das Orchester, aus den besten Leuten beider Orchester und aus Dilettanten bestehend, folgte Felixens und Rietzens Leitung, Zelter führte den Chor am Flügel. Die Damen waren gegen ihre Gewohnheit sehr elegant

und schön gekleidet und sahen fast alle gut aus, das Orchester gewährte einen herrlichen Anblick. Auch das Publikum war äusserst festlich und eine feierlichere Stimmung habe ich selten bei einer so grossen Versammlung gesehen. Felixens c-dur-Trompeten-Ouverture, vortrefflich ausgeführt, eröffnete das Fest. Dann folgte eine von T. gehaltene, dreiviertel Stunden lange und ein Säculum dauernde Rede. Fast nie sah ich eine freudigere Bewegung im Publikum, als da er von Dürer's nahendem Tode sprach, ein Gemurmel des Beifalls erhob sich im Volk und als er nun wirklich endlich schloss, fuhr Alles wie toll von seinen Sitzen auf. Dann folgte die Cantate, die gute fünfviertel Stunden dauerte. Die Solos wurden von der Milder, Stümer, der Türrschmiedt und Devrient gesungen, Alles gelang so vollkommen und die Aufnahme war so erfreulich, dass ich mich keiner angenehmeren Stunden erinnere. Gegen drei Uhr schloss die Feier und gegen vier begann ein Diner von etwa 200 Personen, grösstentheils Künstler, Gelehrte und höhere Beamte, wo wir als Gäste des Direktors und Tischpräsidenten Schadow geladen waren. Wieviel Ehre und Freude Felix von bekannten und unbekannten bedeutenden Leuten widerfuhr, kann ich Ihnen garnicht erzählen, aber das muss ich hinzufügen, dass er gegen Ende der Mahlzeit von Zelter und Schadow bei der Hand genommen, von Letzterem herzlich angeredet und feierlich zum Ehrenmitgliede des Künstlervereins proklamirt wurde, wovon er das Diplom bekam. Zugleich ward seine Gesundheit ausgebracht und lebhaft aufgenommen. Gestern verging uns der ganze Tag mit Annahme von Gratulationsbesuchen. Am meisten freut es mich, dass er selbst so sehr erfreut über diesen Tag und empfänglicher für die ihm erwiesenen Ehren als wohl sonst war. Ich versichere Sie, er wird alle Tage vortrefflicher und liebenswürdiger und es ist kein schwesterliches Vor-, sondern ein unpartheiisches Urtheil. Schliesslich bitte ich Sie, Niemandem, weder Bekannt noch Unbekannt, aus meiner Erzählung mitzutheilen, theils wird mir Niemand (Sie auch nicht) die nöthige Unbefangenheit zutrauen und theils würde Felix brummen, wenn er wüsste, dass ich so viel von ihm geschrieben habe. — —

Schliesslich muss ich Ihnen noch sagen, dass wir uns sehr nach Ihnen sehnen — ach! Herr Klingemann, wer recensirt denn unsere Stickereien, unsere neuen Kleider, unsere Hüte? Wer kommt im Vorbeigehn heran und plaudert ein halbes Stündchen? Wer versteht Unsinn und weiss, wie es einem andern ehrlichen Menschen zu Muth ist? Alle diese unschätzbaren Eigenschaften nebst Ihrer löblichen Handhabung der deutschen Sprache müssen nun in London verkommen.“ —

Dieselbe an Denselben.

18. Juni 1828.

„Ein gelind herabtröpfelnder Regen aus weicher, warmer Luft, ein frischgrüner Rasenplatz, von einem dichten Kranz herrlichst blühender Rosen umzogen (eine Riesenerdbeere, die Paul mir eben in den Mund steckt), Frühling von innen und aussen, Humor und freundlichstes Gedenken der Abwesenden, das sind etwa die Grundzüge unseres Heut. Sie haben also auch eine Fussreise gemacht, lieber Klingemann? Nicht spottend frag' ich das, sondern wahrhaft erfreut, dass Sie, das steinkohlene London auf Augenblicke hinter sich lassend, einmal geathmet haben, vielleicht gar frische Luft und Flieder. Der unsrige war schön, Maiblumen und Veilchen in stolzer Fülle, jetzt treiben die rothen Sommerkinder, Rosen und Erdbeeren, ihr Wesen und wetteifern im Glühen und Duften. Der Sommer ist doch schön!

Unsere Pfingsttage waren so beschaffen: Paul hatte sich mit sieben Schulgenossen und einem Lehrer zu einer Fusswanderung nach Neustadt-Eberswalde in fabriklicher und eisen-, kupfer- und messinghämmerlicher Rücksicht engagirt, aber der Magistrat (durch Vater bei dieser Gelegenheit repräsentirt), der den Lehrer nicht kannte und gerne der Aufsicht eine Aufsicht stellen wollte (erkennen Sie daran Ihre Preussen?), beorderte Felix zu diesem ebenso hohen als geheimen Posten, der denn auch pflichtschuldigst den unüberwindlichsten Wunsch äusserte, sich der technologischen Jugend anzuschliessen; aber auch nicht gesonnen, sich drei bis vier Tage lang grausam zu ennüyiren,

beordert er wiederum drei Freunde, ihm insgeheim zu folgen und ihn zufällig drüben zu treffen. Arend und Droysen nehmen wirklich einen Wagen und bereden den kleinen David mitzufahren, der läuft Abends um elf mit Droysen zu Blume, zu Stegmayern und schafft sich Urlaub, das Geld — so kurz vor dem Ersten etwas knapp — wird gepumpt, und die lustigen Brüder treffen kurz nach der Fussgesellschaft drüben ein, man schwimmt, man fährt, geht, reitet, sieht, David phantasirt allen Hämmern auf der Geige vor, man vertilgt für sechszehn Thaler Bierkalteschaale (eine Wahrheit, die ich heut noch nicht fasse), und indessen hat Vater hier das kalte Fieber, wie fast alle Menschen, aber leicht und kurz und, als die Jünglinge nach acht Tagen ermüdet vom Plaisir nach Hause kamen, war es bereits vorüber. Was werden Sie aber sagen, dass am vorigen Sonntag die Frl. M.'s hier waren, dass wir spät im Garten umhergingen und unter 1826 Seufzern des Jahres 1826 dachten (eine Jünglingsschaar folgte in unbedeutender Entfernung) und dass wir plötzlich, wie von heiligem Erinnerungswahnsinn ergriffen, dem Redaktionsplatz zueilten, um die Redaktionspappelweide einen Kreis schlossen (wir konnten's mühsam) und nun feierlich dreimal riefen: Klingemann! Klingemann!! Klingemann!!! Es war schön, Ihnen hätt' es gewiss gefallen.

Warum wir Ihnen von Börne's Hiersein nichts sagten? Weil in der Gotteswelt nichts von ihm zu sagen ist. Wir waren oft der Meinung, dass irgend ein Quidam diesen hübschen Namen angezogen und damit in die Welt gegangen. Dies ist nicht etwa ein Urtheil nach einmaligem Sehn — wir haben ihn lange hier gehabt, und allein, mit andern Leuten, Mittags, Abends und in allen Beleuchtungen kennen gelernt, und nie hat er sich verläugnet als ein kleiner, schwerhörender und schwerer begreifender Mann, dem die einfachsten Dinge fremd und neu sind, der sich wie der gemeine Haufen der Frankfurter wundert, dass die Berliner auf den Hinterfüssen stehn und mit den Vorderpfoten essen, und dass die Bäume wirklich hier auch grün werden, nachdem der Schnee wirklich auch weiss war, der mir eines Tages ein Buch vorlegte und mich die Zahl 10,430 aussprechen liess, und als ich nun, irgend eine Rechen-

aufgabe erwartend, ängstlich schwieg, die Prüfung beendet und sich verwundert erklärte, dass ich eine fünfstellige Zahl aussprechen könne. Nie haben wir irgend ein bemerkenswerthes Wort von ihm gehört, nie auch nur einen Funken, einen Blitz oder Blick bemerkt, der ihn als bedeutenden Mann bezeichnet hätte. —

In Deutschland sind merkwürdige Dinge ans Tageslicht getreten, der zweite Theil zu Faust, sich unmittelbar an den ersten schliessend. Da ich es erst einmal und schnell gelesen, so entsage ich jeder näheren Bezeichnung und füge bloss hinzu, dass es sich im Ton und Geist bei weitem mehr dem alten Faust nähert, als Helena, die Sie vielleicht auch noch nicht gelesen haben? Leider sind die Sachen nicht einzeln zu haben und die Subskribenten zur grossen Ausgabe haben erst jetzt die erste Lieferung erhalten, während von der kleinen schon drei erschienen sind. Der neue Faust ist ebenfalls Fragment und schliesst mit der Andeutung: „ist fortzusetzen“ — ich bin auch überzeugt, dass er am Faust schreiben wird, so lange er lebt, und lang wird er leben, davon bin ich ebenfalls überzeugt. Dieser ist bestimmt, das Loos eines Menschen nach jeder Richtung hin auf's vollkommenste zu erfüllen, und da er nicht vor dem Werther gestorben ist, kann ihm das höchste mögliche Alter nicht entgehen. Aber nun hören Sie eine Nachricht, die mich so lange zu lachen gemacht hat, als ich sie nicht glaubte:

Holtey hat Goethe's Faust für das Königstädter Theater bearbeitet.
H. Rösicke: Mephistopheles.

Es ist aber wahr! — Wenn Sie ausgestaunt haben, will ich weiter erzählen. Goethe in seiner jetzigen recht königlichen und weisen Milde und Erhabenheit hat selbst seine Einwilligung gegeben. Ich behaupte, er habe bei Holtey's Antrag nach seiner Weise freundlich in den Bart brummend gesagt: „Nu — nu —“ und hierauf habe Holtey entzückt seine Hand ergriffen und mit Enthusiasmus geschrieen: „Ich verstehe Sie und danke Ihnen“ — und siehe da, der alte König war zu stolz, das absichtliche Missverständniss zu heben, denn er dachte:

„Bringt Ihr mich wohin Ihr wollt, herunterbringen könnt Ihr mich nicht und aufbringen auch nicht mehr, bringt mich also auf's Königstädter Theater.“ O Spott der Hölle! O Ironie des Schicksals!! In unserm Hause, wo, wie Sie wissen, jede unschuldige Wettermeinung hartnäckige Partheikämpfe in's Leben ruft, finden sich alle Nüancen der Beurtheilung, denn von Mutter an, die für Holtey und jene Bühne eingenommen, lobt und sich freut, bei Vater vorbei, der ebenfalls für Holtey eingenommen, gelinde missbilligt, bis zu uns herunter, die wir, nicht für Holtey eingenommen, aber nicht aus Antipathie, empört schreien, findet und empfindet Jeder anders. Sobald das Verbrechen wirklich begangen worden, sollen Sie das Nähere erfahren.

Ihre englischen musikalischen Nachrichten sind ja unbezahlbar. Von Allem, was Sie vierhändig zu besitzen wünschen, existirt noch nichts so, wer weiss aber, vielleicht nehme ich mir einmal viele Musse und mache Ihnen die Ouverture zum Sommernachtstraum; so lieb wie eine Börse oder Brieftasche würde es Ihnen wohl auch sein. Felix schreibt ein grosses Instrumentalstück „Meeresstille und glückliche Fahrt“ nach Goethe. Es wird sehr seiner würdig. Er hat eine Ouverture mit Introduktion vermeiden wollen und das Ganze in zwei nebeneinanderstehenden Bildern gehalten.“

Dieselbe an Denselben.

12. Septbr. 28.

„— — A propos Königstadt etsch! Herr Klingemann, ich schabe Ihnen Rübchen mit dem Finger, Goethe hat sich den Faust verbeten und es ist nicht mehr davon die Rede. Diesmal hat also „die Jugend, die leicht liebende und zürnende“, Recht behalten. — —

D. 15ten. Einen ganzen Sack voll Neuigkeiten habe ich wieder über Sie auszuschütten: Erinnern Sie sich noch aus der präadamitischen Zeit Ihres Aufenthalts in Deutschland einer sich jährlich an einem anderen Orte versammelnden Gesellschaft von Aerzten und Naturforschern? Dieses Jahr haben sie ihren Sitz in Berlin aufgeschlagen, Humboldt ist ihr Prä-

sident, Lichtenstein ihr Sekretär und ihre Existenz das Gespräch des Tages. Dies ist aber noch nicht Alles. Humboldt der Kosmopolit, der grosssinnigste, liebenswürdigste, gelehrteste Hofmann seiner Zeit, giebt ihnen ein Fest, wie es gewiss diese Stadt noch nicht gesehen hat. Das Lokal ist der Concertsaal, der Gäste 700, unter ihnen der König, sechs Studenten, drei Primaner von jeder höhern Schule, sämmtliche Schuldirektoren, sämmtliche Naturforscher *et le reste*. Felix ist ersucht worden, zu ihrem Empfange eine Kantate zu schreiben (Sie sehen, er kommt in Mode) und Rellstab, der glücklicher Weise eben zur rechten Zeit aus Spandau zurückkam, hat gedichtet. Da das Naturforscher-Paradies ein frauenleeres, mahomed'sches ist, so besteht der Chor nur aus den besten Männerstimmen hiesiger Residenz und da Humboldt, kein starker Musiker, seine Komponisten auf eine geringe Personenzahl beschränkt hat, so hat das Orchester eine kuriose Figur bekommen; es agiren nämlich nur Bässe und Cellos, Trompeten, Hörner und Klarinetten. Gestern ist eine kleine Probe gehalten worden und die Sache soll von gutem Effekt sein. Das Aergerliche dabei ist nur, dass wir nicht dabei sind. Sie können sich garnicht denken, was bei dieser Gelegenheit hier für ein komisches Gemisch von Krähwinkelei und Grossstädterei zum Vorschein kommt. Die ganze Anlage, die Aufnahme der fremden forschenden Gäste, die Vereinigung grosser Namen zu einem (wenn immerhin auch nur geselligen) Zweck ist unläugbar grandios, nun weiss, verbreitet und erforscht aber Jedermann, wieviel Beyermann für die genannte Summe liefert, was Humboldt die Aufnahme seiner Gäste kostet und wie die Erfrischungen beschaffen sein werden, die man von Conradi zu erwarten hat und „die Jugend" ärgert sich jedesmal, wenn diese Misèren zur Sprache kommen."

Dieselbe an Denselben.

Berlin, 8. December 1828.

„— — Was übrigens Ihre Gratulation zu meinem Geburtstage betrifft, so haben Sie vielen Dank dafür, die Reime waren ein wahres Gedicht. Man hat ihn mir sehr angenehm gemacht, diesen Geburtstag, und ich kann nicht läugnen, dass ich am

Abend ganz ermattet war, von vielem Besuchempfangen und Reden und Danken. Felix hat mir dreierlei gegeben, ein Stück in mein Stammbuch, ein „Lied ohne Worte“, wie er in neuerer Zeit einige sehr schön gemacht hat, ein anderes Klavierstück, vor kurzem komponirt und mir schon bekannt, und ein grosses Werk, ein vierchöriges Stück *Antiphona et Responsorium*, über die Worte *Hora est, jam nos de somno surgere etc.* Die Akademie wird es aufführen. Ich gebe gar gern Ihrer Aufforderung nach, mich über Felixens Arbeiten näher zu äussern, obgleich das nicht so leicht ist, wie es wohl aussieht. Im Ganzen genommen wird er wohl unläugbar mit jedem Werk klarer und tiefer. Seine Richtung befestigt sich immer mehr und er geht bestimmt einem selbst gesteckten, ihm klar bewussten Ziel entgegen, welches ich mit Worten nicht deutlich zu bezeichnen wüsste, vielleicht weil sich überhaupt eine Kunstidee nicht wohl in Worte kleiden lässt, denn sonst würde Wortpoesie die einzige Kunst sein, vielleicht auch weil ich mehr mit Augen der Liebe seinen Schritten folgen, als auf Flügeln des Geistes ihm vorangehen und sein Ziel ersehen kann. Aller seiner Mittel ist er vollkommen mächtig und so erweitert er von Tage zu Tage sein Gebiet, als Feldherr die ihm zu Gebote stehende Gesammtheit der Kunstmittel beherrschend.

D. 27ten December. Weihnachten ist vorübergegangen, ohne dass es mir möglich gewesen wäre, zur Fortsetzung unserer Unterhaltnng zu gelangen. Unsre Arbeiten, zwar sehr früh angefangen, aber auch weit ausgedehnter als gewöhnlich, häuften sich sehr am Ende und alle Zeit musste angewendet werden, sie fertig zu schaffen. Dazu kommt, dass wir Frauenzimmer, unsern Beschäftigungen zu Folge, weit länger als die Männer an diese Weihnachtszeit gefesselt, uns mit wirklich kindischem Sinn so darin gebannt fühlen, dass wir wirklich in der letzten Zeit vorher keine andere Bestimmung kennen als stickerliche. Ich bin wenigstens erst in den Feiertagen gewahr geworden, dass es andre Instrumente giebt als Nadeln und andre Fäden als seidene. Hätten Sie aber auch unsre Meisterwerke gesehen, wir haben eine Decke gearbeitet, die uns viele Bewunderung zugezogen hat, und Sie würden gewiss Ihren

Brill mehr als einmal in Bewegung gesetzt haben, um uns bei der Arbeit zuzusehen. Unser Weihnachtsabend war äusserst angenehm und belebt; da unser Haus, wie Sie wissen, nicht lange ohne junge Garde bestehen kann und die belebende Anwesenheit der Brüder immer neue Jugend anzieht, so ist auch jetzt die Zahl wieder voll, und zwar ist die diesjährige Generation garnicht zu schelten, sie ist geistreich und lebendig im höchsten Grade. Gans steht als General und beliebter Protektor der jüngeren Leute oben an. Er ist ein Mensch von Geist und Wissen und ein sehr belebendes Princip, seine unzähligen Ungeschliffenheiten suchen wir Schwestern ihm einigermassen abzugewöhnen, wenn er's nur nicht immer wieder vergässe, den guten Willen sich zu bessern hat er wirklich. Neulich auf einem (beiläufig gesagt, sehr hübschen) Diner bei den Breslauer Mendelssohn's war er mein Nachbar und bediente mich mit vieler Artigkeit, als aber die Kirschen kamen, fuhr er mit der ganzen Hand hinein und frug: „Befehlen Sie?" Sie dankten aber.

Gans gegenüber steht der senr hübsche und liebenswürdige, lebenslustige, studentenhafte, gelehrte Professor der Mathematik Dirichlet, mit dem sich Gans zu prügeln, oder auf gut Deutsch, zu balgen pflegt, wie ein Schuljunge. Unter dem Nachwuchs nenne ich Ihnen noch den seit zwei Monaten zurückgekehrten Hensel, der, ebenfalls sehr munter, manches zur Belebung beiträgt; dass die Neuhinzukommenden von Ihnen einestheils zu leiden haben, ist keine Frage, da Ihr Name sie beständig wie ein Schatten umschwebt, anderentheils aber freuen sie sich der Theilnahme am Entfernten und hoffen auch einst als solche einer ähnlichen theilhaftig zu werden. Droysen, ein neunzehnjähriger Philolog mit aller Frische und lebendigen, thätigen Theilnahme seines Alters, einem Wissen über sein Alter und einem reinen poetischen Sinn und gesunden, liebenswürdigen Gemüth, für jedes Alter begabt, sagte mir gestern, wie hübsch sich ihm jetzt Ihr Bild gerundet. Ich forsche diesem nach und erfahre, dass er Sie sich ungefähr wie Rietz denkt!! Nur dass dessen trockener Ernst auf Ihrem Gesicht zu trockener Komik erwächst. Ich musste laut auflachen und

entwarf ihm nun ein möglichst lebhaftes Bild Ihres Aeusseren, welches nächstens noch durch einige Mittheilungen gehoben werden soll. — Diese und noch viel mehr junge Leute waren am Weihnachtsabend hier. Felix hatte denselben Tag eine allerliebste Kindersymphonie *) komponirt, die zu allgemeinem Spass zwei Mal gespielt wurde, ein grosser Baumkuchen, den Dirichlet zum Geschenk erhielt (er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber davon) und der als Dame maskirt ihm erst eine Liebeserklärung überreichte, lieferte ebenfalls zu tausend Scherzen den Stoff.

Felix hat viel und mancherlei Arbeiten vor: Er bearbeitet für die Akademie Acis und Galatea, eine Händel'sche Kantate, dafür singt die Akademie ihm und Devrient die Passion, die im Laufe des Winters zu einem wohlthätigen Zweck (dass der Zweck hier Mittel ist und das Mittel Zweck, begreifen Sie) aufgeführt werden soll. Zugleich erscheint das Werk bei Schlesinger, eine Anzahl Platten ist schon fertig, und wird das Jahr 1829 wohl Epoche in der Geschichte der Musik machen. Felix hat sich noch eine Reihe von Arbeiten bis zu seiner Abreise vorgesetzt, diese wird im frühen Frühling stattfinden und dann wird's nicht hübsch in der Welt aussehen für mich." —

Wilhelm Hensel war im Oktober 1828 aus Italien zurückgekehrt. Es war zwischen ihm und Fanny ein eigenthümliches Verhältniss: Als junge Leute von 28 und 17 Jahren hatten sie sich kennen und lieben gelernt. Darauf war eine Pause von fünf Jahren eingetreten, während der die mächtigsten und verschiedensten Bildungselemente auf beide einwirkten und jede direkte Mittheilung zwischen ihnen untersagt war. Er hatte die Zeit im sonnigen Süden im Anschauen und in der Nachbildung des Höchsten, was in seiner Kunst geschaffen worden, zugebracht; sie war in dem belebtesten, geistig angeregtesten Familienkreise vom Kinde herangereift zur Jungfrau. Nun fanden sie sich wieder: der Mann von drei und dreissig Jahren, das Mäd-

*) Felix hat demnach — siehe S. 172 — zwei Kindersymphonieen komponirt. Nur die eine hat sich erhalten, von der zweiten war keine Spur aufzufinden.

chen von zwei und zwanzig, — sie waren doch himmelweit verschieden von den Wesen, die sich fünf Jahr vorher getrennt hatten; dieselben nur in ihrer Liebe und in ihrem Entschluss den Vereinigungspunkt für ihre verschiedenen Naturen zu finden. Er, ein auf dem Höhepunkt des Lebens stehender, gereifter Mann, dem die besten Jugendjahre schon dahingeflossen waren, jetzt andringend, mit dem Wunsch des langersehnten Besitzes; sie, schüchtern, Anfangs wohl scheu über den ihr wieder ungewohnten und fremd gewordenen Mann, sich zurückziehend in den geliebten Kreis der Eltern, Geschwister, Freunde. Die Eltern, wohl fühlend, dass der Entscheidungsmoment nahe, dass sie bald die Tochter nicht mehr allein besitzen würden, dem Fremden vielleicht nicht ganz freundlich begegnend; der Kreis der Freunde, den Bruder an der Spitze, zuerst mit der, solch harmonisch geschlossenem Kreise eigenen Exclusivität sich wehrend gegen den Eindringling, der die Hand ausstreckte nach einem Besitz, den sich wohl mancher der Genossen selbst gewünscht haben mochte. Und es waren doch auch auf beiden Seiten Fehler zu überwinden. Hensel war anfangs eifersüchtig in hohem Grade, eifersüchtig auf alles, Eltern, Geschwister, Freunde, Bekannte, ja auf Fanny's Kunst selbst. Er kam fremd in einen Kreis, der, wie es wohl immer zu geschehen pflegt, mannigfache, ernsthafte und scherzhafte Beziehungen hatte und von diesen in einer, dem Uneingeweihten unverständlichen Coteriesprache redete. Dagegen ist der Fremde intolerant, er fühlt sich genirt und beengt, er findet manchen Witz fade und kann sich in den Gedankengang nicht fügen. Dem Kreise nun wieder kommt der Fremde steif und hölzern vor, exclusiv schliesst er sich gegen ein neues, ungewohntes Element ab, mancher witzige Pfeil wird abgeschossen, den der Eindringling nicht abwehren kann, weil er die Spitze erst fühlt, wenn sie längst getroffen. Fanny dagegen war ab und zu launenhaft, sie konnte sich ihrerseits nicht gleich in den ihr fremden, alles gar zu ernst und schwer nehmenden Gedankengang des Mannes finden und mochte wohl manchmal mit einem Scherz abgethan glauben, was ihm ernst war. Auf den sonnigen Höhen eines sorgenfreien Lebens war sie gewandelt,

er hatte im harten Kampf um das Dasein gedarbt. Und in angeborener Bescheidenheit, in Geringschätzung des eigenen Werthes, allerdings auch in Unkenntniss der felsenfesten unerschütterlichen Zuverlässigkeit von Fanny's Natur fürchtete er doch, es möchte unter den andern, glänzenderen jungen Leuten des Mendelssohn'schen Hauses, in den langen fünf Jahren der Abwesenheit, ihn der eine oder der andere aus ihrem Herzen verdrängt haben und argwöhnischen Blickes musterte er anfangs den ganzen Kreis. Aber das dauerte doch nicht lange. Sie hatten beide den ernsten Willen, sich gegenseitig zu verstehen und das half über alles hinweg, beiden war es um volle Wahrheit, um dauerhafte Aufstellung eines guten Verhältnisses zu thun, nicht um Vertuschung und äusseren Schein. Rührend schön sind Fanny's Brautbriefe, die ein günstiges Geschick ihrem Sohn aufbewahrt hat, die aber leider der Oeffentlichkeit vorenthalten bleiben müssen. Täglich Morgens kam Hensel's Diener und brachte und holte ein Zettelchen des Grusses, oft ernsten Inhaltes; die ganzen Kämpfe zweier gewissenhaften Naturen spiegeln sich darin wieder. — Nur ihre Briefe sind erhalten: den Bruder hält sie der anfänglichen Eifersucht gegenüber unerschütterlich fest, aber den Freundeskreis, selbst die Kunst ist sie bereit aufzugeben. Oft wird sie durch die Gegenwart gestört, aber sobald sie allein ist, in der Stille der Nacht, nur dem ideellen Bild des Geliebten gegenüber, wie sie gewohnt ist, es anzuschauen aus den Trennungsjahren her, findet sie sich sofort zurecht, und allmälig gelingt es ihr, Bild und Wirklichkeit in einen Gesichtspunkt zu bringen. Jenen Brief ihres Vaters hat sie fest im Auge, der ihr die Hausfrau als den einzigen Beruf des Mädchens aufgestellt hatte, und sie arbeitet emsig daran, sich mit Hinblick auf den Mann ihrer Wahl dazu zu bilden. Ernstes Studium seiner Natur, unzweifelhafte Verpflichtung der Frau, in dieselbe einzugehn, dabei aber kein weichliches Nachgeben in Dingen, die sie nicht für recht und gut erkennen konnte; stete Arbeit an der Lebensaufgabe: aus zwei Naturen ein harmonisches Ganzes zu bilden und dieses Ganze im Zusammenhang mit den Uebrigen zu erhalten, — die Erfüllung dieser Pflicht klingt aus allen diesen

Brautbriefen, zieht sich wie ein rother Faden durch dieselben. Und so hat sie es erreicht, dass er, der Anfangs sie mit Ausschluss der ganzen übrigen Welt allein besitzen wollte, die Berechtigung der andern Beziehungen gelten liess und selbst als geliebtes und von ihr über Alles geliebtes Mitglied in den Kreis eintrat.

Aber auch Hensel arbeitete in seiner Weise ebenso eifrig daran. Zwar von seinen Briefen ist aus der Brautzeit, wie schon erwähnt, nichts erhalten; doch hat der Erfolg bewiesen, dass er in der Ehe mindestens ebensoviel von seiner Natur aufgegeben hat, als Fanny von der ihrigen. Er erkannte ihre hohen und edeln Eigenschaften vollkommen an und liess sie ungestört walten. Auch aktiv betheiligte er sich an der Arbeit; und auch hier wieder war es, wie während des italiänischen Aufenthalts, seine Kunst, die die Brücke wurde und Bresche für ihn schoss in Aller Herzen. Hauptsächlich wirkte dazu Felixens Portrait, das Allen sehr gefiel, und das jetzt, wo Felix selbst im Begriff stand, das Vaterhaus zu verlassen, doppelten Werth hatte. Fanny schreibt in ihrem Tagebuch, das seit dem ersten Januar 1829 bis zu ihrem Tode vollständig vorliegt und von jetzt ab Hauptquelle der Darstellung ist: „Hensel brachte die Skizze von Felix' Bilde mit, die sehr hell und schön und prächtig aufgefasst ist. Felix selbst ist ganz entzückt davon und ich finde, dass er seit diesem Bilde ganz anders gegen Hensel ist." —

Hatte Hensel durch dies Bild abermals bewiesen, was er im Ernst zu leisten vermöchte, so zeigte er sich durch eine kleine Zeichnung dem im Mendelssohn'schen Kreis herrschenden witzigen Coterieton vollständig gewachsen. Dieselbe ist zu charakeristisch, um nicht einige Augenblicke dabei zu verweilen. Sie heisst „das Rad," so nannten nämlich die Eingeweihten den ganzen Kreis nächster Freunde. Diesen Gedanken fasste der Künstler auf und stellte nun die ganze Gesellschaft als ein wirkliches Rad dar: die Nabe, um die sich Alles dreht, ist Felix in schottischem Kostüm, wegen der englischen Reise, und Musik machend, der die Delphinen lauschen, ein zweiter Arion. Die Speichen des Rades sind Fanny und Rebecka, beide

umschlungen mit dem Notenblatt in der Hand und unten in Fischottern endigend (so nannte Felix die Schwestern), und eine grosse Anzal von Personen aus dem Freundschaftskreise paarweise mit allen möglichen Coteriebezeichnungen in Tracht und Attributen. So steht das Rad in sich fest geschlossen, abgeschlossen gegen die Aussenwelt, Alles auf sich bezogen. Von Aussen aber, gewissermassen als Ixion auf das Rad geflochten, gefesselt an einer Kette, deren Ende Fanny hält, ist ein Fremder, im Begriff, sich in das Rad hineinzuschwingen, Hensel selbst. Diese reizend erdachte und reizend ausgeführte kleine Symbolik der Vorgänge des Jahres 1829 verfehlte denn auch ihren Zweck nicht. Das Rad öffnete sich und nahm Wilhelm Hensel auf.

Die Verlobung erfolgte am 22ten Januar 1829, und die Brautschaft und Felixens bevorstehende Abreise waren in der nächsten Zeit die hellen und dunklen Fäden, aus denen sich das Gewebe der Tage zusammensetzte. Gleich nach der Verlobung fingen die Proben der Matthäus-Passion von Sebastian Bach an, deren Aufführung Felixens glänzender Abschied von Berlin wurde. Es war jener Zeit in den tiefsten Meisterwerken von Bach und Beethoveu ein noch fast vollständig unbekannter Schatz vermacht worden. Aber grade damals fingen die besten musikalischen Köpfe an, inne zu werden, dass für die Hebung dieses Schatzes etwas geschehen müsse, dass dies die vielleicht grösste musikalische Aufgabe der Zeit sein werde. Wie sie in den Mendelssohn'schen Kreisen gewürdigt wurde, konnten wir schon aus Aeusserungen Fanny's in den Briefen an Klingemann sehn; Felix hat an dieser Aufgabe, neben eigenem Schaffen, sein ganzes Leben lang ernst und gewissenhaft gearbeitet, und wenn Beethoven und Bach jetzt Gemeingut der deutschen Nation sind, so ist dies zu einem guten Theil ihm zuzuschreiben. Diesmal handelte es sich, wie gesagt, um die Passionsmusik, und Fanny berichtet darüber an Klingemann in folgendem Brief, dem einige wenige Züge aus dem Tagebuch eingeflochten sind:

Berlin, 22. März 29.

„— — Felix schicken wir Ihnen nun bald, er hat sich ein schönes Gedächtniss hier gestiftet durch zweimalige über-

füllte Aufführung der Passion zum Besten der Armen. Was wir uns alle so im Hintergrunde der Zeiten als Möglichkeit geträumt haben, ist jetzt wahr und wirklich, die Passion ist in's öffentliche Leben getreten und Eigenthum der Gemüther geworden. Indem ich Ihnen davon weiter erzählen will, schiebt sich mir Felixens Reise vor und die wird wiederum verdrängt durch meine Brautschaft und in diesem Cirkel von Begebenheiten würde ich keinen Anfang zu finden wissen, wenn ich nicht auf's Gerathewohl hineingriffe und sagte: Ihr voriger Brief, in dem Sie so viel, ahnungslos und unbefangen, von den Misèren und Lächerlichkeiten des Brautstandes erzählen, hat uns ungemein ergötzt und ich versichere Sie, wir haben uns nicht im Mindesten getroffen gefühlt. Sie können sich darauf verlassen, dass wir zu den besseren unseres (Braut-)Standes gehören und dass andere Leute dabei bestehen können. Fragen Sie nur meine Geschwister. Ich finde es übrigens gar nicht schwer, äusserlich heiter zu sein, wenn man innerlich vergnügt ist und sich bei irgend einer Gelegenheit schicklich zu betragen, wenn man eine leidliche Erziehung genossen hat, und ich bleibe dabei, die aus „Gefühl" unausstehlichen Brautpaare begreife ich nicht. Uebrigens kann und will ich Ihnen nicht verhehlen, dass Ihre Briefe Ihnen Hensel gewonnen haben, der Sie vorher wie die meisten Ihrer entfernten Bekannten nicht kannte. Schliesslich und letztens danke ich Ihnen, sich in die Reihe meiner Freundinnen gestellt zu haben, und betheure Ihnen, dass an der Sache nichts geändert wird, wie Ihnen vorläufig meine rasche Antwort beweisen mag. Mein Gedächtniss, so todt für Erlerntes, ist unerschütterlich für Erlebtes und alle Freunde und Genossen einer frischen Jugendzeit sollen wahrlich durch keine Verhältnisse und Verhängnisse daraus verdrängt werden. Zudem wird unsre Korrespondenz jetzt durch Felixens Aufenthalt dort einen neuen Schwung erhalten und somit gebe ich Ihnen zu bedenken, welcher breite Schattenstreif in die Sonnenseite meiner Brautzeit fällt. Ich weiss, Sie lieben ihn für sich und ihn, lieben Sie ihn aber noch mehr, da er dort Niemand hat, der ihn sonst liebte und Sie der Erste und Letzte sind, der sich ihm und vor dem er sich zeigen darf

und wird. Bereiten Sie ihm manche ruhige Stunde, in der er alte Jahre und neue Augenblicke und tönende Ahnungen künftiger Stunden ausbreite und lenken Sie das Gespräch oft auf uns, oder vielmehr lenken Sie es nicht ab, denn er wird oft genug mit dem Herzen und seinem eigenthümlichen, feuchtglänzenden Blick bei uns sein. Zur Stunde weiss ich noch nicht, wie es sein wird, wenn er fort ist, aber öde und stumm denke ich mir's und ich würde mich vor meinem ganzen früheren Leben schämen, wenn Braut- und Ehestand mich gegen diese Leere schützen könnten. Hegen und pflegen Sie ihn (geistig) und lassen Sie ihn für so viele warme Herzen, die er verlässt, eins wiederfinden. — Und nun verzeihen Sie mir, dass ich so weich vor Ihnen geworden, oder vielmehr, dass ich's so grade herausgesagt, denn Sie sind's wohl nicht weniger, aber ironischer. Ein schönes Andenken, was wir von ihm hierbehalten, ist sein Bild von Hensel, Lebensgrösse, Kniestück; die Aehnlichkeit vollkommen, wie man sie nur wünschen kann, ein wirklich erfreuliches, liebenswürdiges Bild. Er sitzt auf einer Gartenbank, (der Hintergrund eine Fliederparthie aus unserm Garten), den rechten Arm über die Lehne gelegt, den Linken auf dem Schooss, mit erhobenen Fingern; dem Ausdruck des Gesichts und der Bewegung der Hände zu Folge komponirt er. — Von der Passion also:

Felix und Devrient sprachen schon lange von der Möglichkeit einer Aufführung, aber der Plan hatte nicht Form noch Gestalt, an einem Abend bei uns gewann er Beides und den Tag darauf wanderten die Zwei in neugekauften gelben Handschuhen (worauf sie sehr viel Gewicht legten) zu den Vorstehern der Akademie. Sie traten leise auf und fragten bescheidentlich, ob man ihnen zu einem wohlthätigen Zweck wohl den Saal überlassen würde? Sie wollten alsdann, da die Musik wahrscheinlich sehr gefallen würde, eine zweite Aufführung zu Gunsten der Akademie veranstalten.

Aber die Herren bedankten sich höflich und zogen vor, ein gewisses Honorar von fünfzig Thalern zu nehmen und den Concertgebern die Verfügung über die Einnahmen anheim zu stellen. Beiläufig gesagt, kauen sie noch heut an der Ant-

wort. Zelter hatte nichts dawider einzuwenden und so begannen die Proben am folgenden Freitag. Felix ging die ganze Partitur durch, machte einige wenige zweckmässige Abkürzungen und instrumentirte das einzige Recitativ: „Der Vorhang im Tempel zerriss in zwei Stücke.“ — Sonst ward Alles unberührt gelassen. Die Leute staunten, gafften, bewunderten, und als nach einigen Wochen die Proben auf der Akademie selbst begannen, da zogen sie erst die längsten Gesichter vor Staunen, dass solch ein Werk existirte, wovon sie, die Berliner Akademisten, nichts wussten. Als das begriffen war, fingen sie mit wahrem und warmem Interesse an zu studiren Die Sache selbst, das Neue, Unerhörte der Form interessirte, der Stoff war allgemein ansprechend und verständlich, Devrient trug die Recitative wunderschön vor; wie alle Sänger schon von den ersten Proben an ergriffen waren und mit ganzer Seele an das Werk gingen, wie sich die Liebe und Lust bei jeder Probe steigerte und wie jedes neu hinzutretende Element, Sologesang, dann Orchester, immer vom Neuem entzückte und erstaunte, wie herrlich Felix einstudirte und die früheren Proben am Fortepiano von einem Ende zum Andern auswendig akkompagnirte, das sind lauter unvergessliche Momente. Zelter, der in den ersten Proben mitgewirkt hatte, zog sich nach und nach zurück und nahm in den späteren Proben, sowie in den Aufführungen mit musterhafter Resignation seinen Sitz unter den Hörern. Nun verbreitete sich durch die Akademie selbst ein so günstiges Urtheil über die Musik, das Interesse ward in jeder Beziehung und durch alle Stände hindurch so lebhaft angeregt, dass den Tag nach der ersten Ankündigung des Concerts alle Billets vergriffen waren und in den letzten Tagen über tausend Menschen zurückgehen mussten. Mitwoch, den zehnten März*) war die erste Aufführung, die man, unbedeutende Versehen der Solosänger abgerechnet, durchaus gelungen nennen konnte. Wir waren die Ersten auf dem Orchester; gleich nach Oeffnung der Thüren stürtzten die Menschen, die schon lange gewartet hatten, hinein und der Saal war in weniger als einer

*) Es war der elfte.

Viertelstunde voll. Ich sass an der Ecke, dass ich Felix genau sehen konnte und hatte die stärksten Altstimmen neben mich genommen. Die Chöre waren von einem Feuer, einer schlagenden Kraft und wiederum von einer rührenden Zartheit, wie ich sie nie gehört, ausser bei der zweiten Aufführung, wo sie sich selbst übertrafen. In der Voraussetzung, dass Ihnen die dramatische Form noch erinnerlich ist, schicke ich Ihnen ein Textbuch mit, wobei ich bemerke, dass Stümer die Erzählung des Evangelisten, Devrient die Worte Jesu, Bader den Petrus, Busolt den Hohenpriester und Pilatus, und Weppler den Judas sang. Die Schätzel, Milder und Türrschmiedt sangen die Sopran- und Altsolos vortrefflich. — Der überfüllte Saal gab einen Anblick wie eine Kirche, die tiefste Stille, die feierlichste Andacht herrschte in der Versammlung, man hörte nur einzelne unwillkürliche Aeusserungen des tieferregten Gefühls; was man so oft mit Unrecht von Unternehmungen dieser Art sagt, kann man hier mit wahrem Recht behaupten, dass ein besonderer Geist, ein allgemeines, höheres Interesse diese Aufführung geleitet habe und dass ein Jeder nach Kräften seine Schuldigkeit, manche aber mehr thaten. So Rietz, der das Ausschreiben aller Instrumentalstimmen mit Hülfe seines Bruders und Schwagers übernommen und denen Dreien man nach beendeter Arbeit kein Honorar aufzudringen vermochte; die meisten Sänger wiesen die ihnen zugedachten Freibillets zurück oder bezahlten sie, sodass im ersten Concert nur sechs Freibillets waren (wovon Spontini zwei hatte), im zweiten gar keins. Noch vor der Aufführung war durch die Vielen, die unberücksichtigt bleiben mussten, das laute Geschrei um eine Wiederholung ertönt und die Erwerbschulen hatten sich als Supplikanten gemeldet, allein diesmal war Spontini erwacht nnd bemühte sich mit der grössten Freundlichkeit, die zweite Aufführung zu hintertreiben, Felix und Devrient schlugen dagegen den gradesten Weg ein und verschafften sich Befehle vom Kronprinzen, der sich von Anfang an sehr für das Werk interessirt hatte und so ward es Sonnabend, den ein und zwanzigsten März, an Bach's Geburtstag wiederholt: dasselbe Gedränge, noch grössere Fülle, denn der Vorsaal sogar war eingerichtet und alle Plätze verkauft, ebenso der kleine Probe-

saal hinter dem Orchester. Die Chöre waren fast noch vortrefflicher als das erste Mal, die Instrumente herrlich, nur ein arger Fehler, den die Milder machte, und andre kleinere in den Solostimmen verdarben Felix den Humor, im Ganzen kann man aber sagen, dass gute Unternehmungen sich keinen erfreulicheren Erfolg wünschen können. —

— — Heine ist hier und gefällt mir garnicht; er ziert sich. Wenn er sich gehn liesse, müsste er der liebenswürdigste ungezogene Mensch sein, der je über die Schnur hieb, wenn er sich im Ernst zusammennähme, würde ihm der Ernst auch wohl anstehen, denn er hat ihn, aber er ziert sich sentimental, er ziert sich geziert, spricht ewig von sich und sieht dabei die Menschen an, ob sie ihn ansehn. Sind Ihnen aber Heine's Reisebilder aus Italien vorgekommen? Darin sind wieder prächtige Sachen. Wenn man ihn auch zehnmal verachten möchte, so zwingt er einen doch zum elften Mal zu bekennen, er sei ein Dichter, ein Dichter! Wie klingen ihm die Worte, wie spricht ihn die Natur an, wie sie es nur den Dichter thut.

Beinahe hätte ich vergessen, Ihnen zu danken, dass Sie erst aus meiner Verlobungskarte geschlossen haben, ich sei ein Weib wie andere, ich meinestheils war darüber längst im Klaren, ist doch ein Bräutigam auch ein Mann wie andre. Dass man übrigens seine elende Weibsnatur jeden Tag, auf jedem Schritt seines Lebens von den Herren der Schöpfung vorgerückt bekommt, ist ein Punkt, der einen in Wuth und somit um die Weiblichkeit bringen könnte, wenn nicht dadurch das Uebel ärger würde. —

Hensel fängt jetzt ein lebensgrosses Bild, fast ganze Figur, von Gans an, der, überhaupt halb Mensch und halb Kind oder Wilder, eine unendliche Freude hat, sich auf der Leinewand zu sehen. Er kommt viel zu uns und findet grossen Geschmack an Rebecka, der er auch eine griechische Lehrstunde aufgezwungen hat, in der diese beiden gelehrten Personen den Plato lesen. Groteskeres kenne ich nicht. Dass man aus dieser platonischen Verbindung eine reelle macht und sie in der ganzen Stadt versprochen sagt, versteht sich von selbst, es ist aber garnicht daran zu denken.

Und nun sagen Sie mir, ob je ein plauderhafterer Brief geschrieben ward? Sie wollten in einen Brautbrief keine Zeitungsnachrichten setzen, ich bitte Sie aber in Ihrem nächsten ein Wort über die Rolle der Katholiken-Emancipation in der Londoner Gesellschaft zu sagen, davon wissen die Zeitungen nichts. Ich verfolge diese Sache aufmerksam und antheilvoll, was mich aber dabei wie bei aller Politik ennüyirt, ist, dass ich fürchte, es kommt nicht viel dabei heraus; halbe Jahre lang schreien sie und am Ende muss man die Resultate mit der Laterne suchen. Uebrigens interessiren einen die Nachrichten doppelt, wenn sie aus einem Lande kommen, wo man einen Freund hat. Ich meinestheils kann nie die Ueberschrift „London" lesen, ohne zu vermuthen, dass ich Ihren Namen unter denen der Peers, oder als Bittsteller wider die Katholiken oder auf andre Art lesen werde, und ich traue Ihnen soviel Gefühl zu, dass Sie bei der Lesung der Berliner Zeitung oft erwarten werden, mich als Inhaberin des Rothen Adlerordens oder als Hofrath oder Auktionskommissarius figuriren zu sehen." —

In dieser Zeit verkehrte eine grosse Menge der interessantesten Personen im Mendelssohn'schen Hause: ausser H. Heine zeigt der Band VIII. der Portraitsammlung Hensel's noch die wohlgetroffenen Bilder von Paganini, der Milder, des Dichters Ludwig Robert und seiner berühmt schönen Frau Friderike Robert und Hegels; Alexander von Humboldt, der damals sich viel mit Magnetbeobachtungen beschäftigte, hatte hinten im Garten ein eigenes Observatorium wegen der dort herrschenden Stille und Ruhe, und er und Professor Encke waren so fast tägliche und manchmal auch nächtliche Besucher des Gartens, wenn die Beobachtungen es erforderten. — Es gab dabei einmal einige Jahre später eine sehr komische Scene, die Fanny Hensel folgendermassen beschreibt: „— — Eine romantische Geschichte, die neulich hier vorgefallen ist, muss ich Euch doch erzählen. Ich höre in der Nacht, dass Jemand zu einer Seite der Schlafstube hereintritt und zu der anderen wieder hinausgeht, ich rufe — keine Antwort — Wilhelm wacht auf und schreit: In's drei Teufels Namen, wer ist da? und herein mit

bedächtigem Schritt Luise*) tritt und sagt, wie sie schon eine ganze Weile Diebe im Saal höre, sie seien auch mit der Laterne in den Garten gegangen und sie habe es für ihre Schuldigkeit gehalten, zu wecken, sie habe aber bloss das Mädchen wecken wollen und es sei ihr leid, uns gestört zu haben. Wilhelm steht auf, nimmt die rothe Bettdecke um, lässt sich von Luisen in Nachtjacke und Mütze vorleuchten und marschirt mit gezogenem Säbel dem Saal zu. Die Thüre wird aufgerissen und es war auch hohe Zeit, denn eben war der Dieb mit der Laterne im Begriff, nach der Gartenseite zu entweichen. Als er aber Geräusch hört, sieht er sich um und wie er einen blossen Säbel erblickt, läuft er fort. Wilhelm ihm nach. Der Dieb musste aber sehr gut Bescheid wissen, denn er nimmt seinen Weg grade nach des Gärtners Wohnung hin. Erst als sich Beide in seiner Stube befinden, stehen sie still und Verfolger und Verfolgter brechen in ein lautes Gelächter aus: Herr Professor Hensel — Herr Professor Encke sind Sie's? Bitte tausendmal um Vergebung, ich habe Sie für einen Räuber gehalten — und meine Schwester Sie für einen Dieb. Wie Luise mit ihrer Wachsamkeit geneckt worden ist, könnt Ihr Euch denken." —

*) Hensel's Schwester und damalige Hausgenossin.

Felix in England 1829.

Am 10. April 1829 reiste Felix nach England ab, sein Vater und Rebecka begleiteten ihn bis Hamburg und dahin richtete Fanny folgenden Abschiedsbrief:

Den 15. April 1829.

„Obschon wir erst gestern geschrieben haben, treibt mich doch die Lust, Dir am letzten Tage vor Deiner Einschiffung noch ein paar Zeilen zu schicken. Nenne es, wie Du willst, nenne es meinetwegen Sentimentalität, ärger kannst Du es doch nicht nennen und es macht mir Vergnügen, aus unserer jetzigen Zweisamkeit hinüberzugucken in Dein jetzt vielfach bewegtes Leben, wenn Du auch weit entfernt bist, in diesem Augenblicke Zeit für meine Anschaulichkeit zu haben, so thut das nichts, es ist schon eine alte Rede: jeder schreibt an sich; ich schreibe an mich.

Also wenn Du diesen Brief bekommst, so heisst es: morgen nach England. Du hast es mir einmal bei einer Gelegenheit gesagt, wie man sich leicht überwältigt fühlt, wenn man so ein Stück Leben in der Hand hält, so ist es jetzt wieder. Giebt es wohl einen grösseren Buchdruckerstock, als dies zwar verbindende, aber denn doch sehr scheidende Meer, das eigentliche Scheidewasser, die Chemie sage was sie wolle. Und da so allein, frei, jung zu sein, mit Deinen Kräften und mit Deinen Aussichten. Es ist gewiss unser eigenster Vortheil

und eine nicht genug zu berücksichtigende Artigkeit vom Himmel, dass Du Du bist und so möge es denn bleiben. —

Was Dich, und wärest Du eben spleenisch trotz dem besten Engländer, zum Lachen bringen muss, ist, dass die Milder gestern Deine Arie mit mir im Nebenzimmer probirte und sehr entzückt davon ist, — dass ich sie ihr aber dennoch punktiren soll. Giebt es etwas Tolleres? Ich fand die Zumuthung lächerlich genug, werde sie aber dennoch erfüllen, da ich an der Handschrift der Partitur untrüglich erkannt habe, wie Dir die Sache zum Halse herauswuchs.

Ich adressire den Brief an Dich, o Beckchen, damit Du, im Falle er Felix nicht mehr trifft, damit verfahren mögest, wie Du meinst. —

Tausend Grüsse an Vater von mir und Mutter, die in den Garten gegangen ist, um es grün werden zu sehen. Ach! dass man das Alles jetzt ohne Dich (ich meine Felix) geniessen soll!" —

Fanny.

London, 21. April 1829.

Liebster Vater und liebstes Beckchen!

„Soeben in London glücklich angekommen, will ich nichts Anderes eher thun, als Dir von meiner Ankunft sogleich Nachricht zu geben. Unsere Fahrt war nicht schön und sehr lang, denn wir sind erst heute (Dienstag) um 12 Uhr im *Customhouse* gelandet, von Sonnabend Abend bis Montag Nachmittag hatten wir den Wind entschieden entgegen und solchen Sturm, dass die ganze Schiffsgesellschaft seekrank wurde; wir mussten einmal des dicken Nebels wegen, ein andermal, um die Maschine in Ordnung zu bringen, einige Zeit still liegen; noch vorige Nacht mussten die Anker an der Mündung der Themse geworfen werden, um nicht auf andere Schiffe zu stossen; dazu nimm, dass ich von Sonntag früh bis Montag Abend mich von Ohnmacht zu Ohnmacht schleppte, vor Ekel an mir selbst und an allen Uebrigen auf Dampfschiff, England und namentlich auf meine Meeresstille fluchend, den Aufwärter nach Kräften

scheltend und ihn endlich Montag Mittag fragend, ob man nun endlich London sehen könne, worauf er gleichgültig erwiderte, dass wir vor Dienstag Mittag nicht daran zu denken hätten, dann aber, um auch von der Lichtseite zu sprechen, gestern Abend den Mondschein auf dem Meere, und viele Hunderte von Schiffen um uns herumschleichend, heute früh die Fahrt auf der Themse, zwischen grünen Wiesen, rauchigen Städten, mit zwanzig Dampfbooten um die Wette rennend, alle Kähne bald überflügelnd und endlich der fürchterlich massenhafte Anblick der Stadt! Meine Ideen sind noch so ungeordnet, wie die vorige Phrase, und ich schreibe diesen Brief nur, um Dich von meiner glücklichen Ueberfahrt zu benachrichtigen, drum mach auch weiter keine Ansprüche daran; ich will sogleich nach Berlin schreiben, weil eine Post über Rotterdam in vier Tagen da ankommt, muss auch nach meiner Wohnung gehen (denn ich sitze hier noch in Klingemann's Stube, den Geschäfte abhalten, sich eigenhändig zu empfehlen), muss Moscheles aufsuchen, der mich erwartet, muss zu Mittag essen, was ich seit drei Tagen nicht gethan habe (o ich bin sehr elend), muss mich rasiren lassen, kurz, muss erst wieder Menschengestalt annehmen. Auf Wiedersehen."

Felix.

London, 25. April 29.

„Es ist entsetzlich! Es ist toll! Ich bin confus und verdreht! London ist das grandioseste und complicirteste Ungeheuer, das die Welt trägt. Wie kann ich in einen Brief zusammendrängen, was ich in drei Tagen erlebt habe? Kaum weiss ich mich noch der Hauptsachen zu entsinnen und doch darf ich kein Tagebuch führen, sonst würde ich wieder etwas weniger erleben müssen; das will ich aber nicht, sondern Alles mitnehmen, was sich mir darbietet. Es geht um mich herum wie in einem Strudel und dreht sich und reisst mich fort, im letzten halben Jahre in Berlin habe ich nicht so viel Contraste und so viel Verschiedenes gesehen, als in den drei Tagen. Aber geht nur einmal von meiner Wohnung rechts ab *Regent Street* hinunter, seht die glänzende, breite, mit Säulenhallen besetzte

Strasse (leider liegt sie heut schon wieder im dicken Nebel) und seht die Läden mit mannshohen Inschriften und die *stage coaches*, auf denen die Menschen sich aufthürmen, und wie hier eine Reihe Wagen von den Fussgängern hinter sich gelassen wird, weil es sich dort vor eleganten Equipagen gestopft hat, und wie sich hier ein Pferd hochbäumt, weil der Reiter Bekannte in jenem Hause hat, und wie die Menschen gebraucht werden, um Ankündigungszettel herumzutragen, auf denen man uns die graciösen Kunstleistungen gebildeter Katzen verheisst und die Bettler und die Mohren und die dicken John Bulls mit ihren dünnen, schönen zwei Töchtern an den Armen. Ach diese Töchter! Uebrigens seid ruhig, es ist keine Gefahr in dieser Hinsicht, weder in dem damenreichen Hydepark, wo ich gestern fashionabler Weise mit Mad. Moscheles umherfuhr, noch in den Concerten, noch in der Oper (denn da war ich schon überall), nur an den Ecken und Querstrassen ist Gefahr und ich sage mir da oft mit wohlbekannter Stimme leise vor: nehmen Sie sich in Acht, dass Sie nicht unter die Wagen kommen. Das Gewirre! Der Strudel! Ich will nur historisch werden und ruhig erzählen, sonst erfahrt Ihr gar nichts, aber könntet Ihr mich nur sehen, neben dem himmlischen Flügel, den mir Clementi's eben für die Dauer meines Hierseins geschickt haben, am lustigen Kaminfeuer in meinen vier Pfählen, mit Schuhen und grau durchbrochenen Strümpfen und olivenfarbenen Handschuhen (denn ich muss nachher Besuche machen) und nebenan mein immenses Himmelbett, in dem ich Nachts spazieren liegen kann, mit den bunten Gardinen und alterthümlichen Möbeln, meinen Frühstücksthee mit trockenem *toast* noch vor mir, die *servant girl* mit Papilloten, die mir eben meine neugesäumte schwarze Binde bringt und nach Befehlen frägt, worauf ich englisch höflich mit dem Kopf nach hinten zu nicken versuche und die vornehme, in Nebel gehüllte Strasse, und könntet Ihr nur die erbärmliche Stimme hören, mit der dort unten eben ein Bettler sein Lied anstimmt (er wird aber von den Verkäufern fast überschrien), und könntet Ihr ahnen, dass man von hier nach der *city* drei viertel Stunden fährt und nun auf dem ganzen Weg und bei allen Durchsichten nach

den Querstrassen denselben und noch weit grösseren Skandal erlebt und dass man dann etwa ein Viertel des bewohnten London erst durchschnitten hat, so mögt Ihr Euch erklären, dass ich halb verrückt bin. Aber historisch!

Nachdem ich den letzten maladen Brief an Euch abgeschickt hatte, führte mich Klingemann vor Allem nach einem englischen Kaffeehaus (denn hier ist Alles englisch), natürlich las ich gleich die Times, und da ich als guter Berliner zuerst nach dem Theater sah, erfuhr ich, denselben Abend sei Othello, und die *first appearance* der Mde. Malibran; trotz Müdigkeit und Seekrankheit entschloss ich mich also hinzugehen; Klingemann lieh mir die nöthigen grauen Strümpfe, da ich die meinigen in der Eile nicht finden konnte und doch in der Italiänischen Oper in vollem Staat mit schwarzer Binde erscheinen musste, wie alle noble Welt; dann gings nach meiner Wohnung, von da nach der Italiänischen Oper *kings theatre*, wo ich in den *pits* Platz fand (kostet eine halbe Guinee). Grosses Haus, ganz mit purpurnem Zeuge besetzt, sechs Reihen Logen übereinander, mit purpurnen Vorhängen, aus denen die Damengesichter herausschauen, mit weissen grossen Federn, Ketten, Juwelen aller Art überdeckt, ein Geruch von Pomade und Parfüms strömt einem beim Eintreten gleich entgegen und machte mir Kopfschmerzen, in den *pits* alle Herren mit neufrisirten Backenbärten, überall gedrängt voll, das Orchester recht gut, dirigirt von Herrn Spagnoletti (im December will ich ihn nachmachen, es ist zum Todtlachen), Donzelli (Othello) voll Bravour, sinnreichen Verzierungen, schreit und stösst schrecklich in die Stimme, singt fast immer ein wenig zu hoch, aber mit unendlichem *haut goût* (dahin rechne ich z. B., dass er in der letzten Wuthscene, wenn die Malibran fast unangenehm stark schreit und raset, alle Schlussfälle der Recitative, die er sonst heraustrompetet, nur ganz matt und leise und kaum hörbar hinwirft und dergl.). Die Malibran, eine junge, schöne, herrlich gewachsene Frau mit toupirten Scheiteln, voll Feuer, Kraft, Coquetterie dabei, die Verzierungen theils sehr gewandt und neu erfunden, theils der Pasta nachgeahmt (so wurde mir ganz wunderlich, als sie die Harfe nahm und

ich merkte, wie sie der Pasta alles in der Scene genau nachsang und endlich auch die sehr umherschweifende Stelle am Ende, die Dir, lieber Vater, gewiss noch im Gedächtniss sein muss), dabei spielt sie schön, macht gute Stellungen, nur übertreibt sie alles das leider sehr oft und grenzt oft an das Lächerliche und Unangenehme. Doch will ich sie immer hören, nur morgen nicht, weil sie wieder Othello giebt, und den werde ich nur hören, wenn die Sonntag etwa drin auftritt, die man in diesen Tagen erwartet. Levasseur ist übrigens ein ziemlicher Bierbass und Curioni ein Halbbiertenor, doch wird Alles wüthend applaudirt, mit Händen und Füssen. Nach dem zweiten Akt kam ein langes Divertissement mit Sprüngen und Abgeschmacktheiten, ganz wie bei uns, das dauerte bis halb zwölf Uhr, ich war halb todt vor Müdigkeit, hielt aber doch aus bis ein Viertel auf eins, wo die Malibran eben abgestochen wurde und dabei widrig ächzte und schrie, da hatte ich genug und ging nach Hause. Aber das Theater war noch lange nicht aus, denn es kam nachher noch das berühmte Ballet *la somnambule;* ich hatte mich aber inzwischen immer an der Bank festgehalten, weil mir noch war, als schaukelte das ganze Haus hin und her, und dies Gefühl hat mich bis gestern nicht verlassen und mich heut Nacht zuerst nicht im Schlafe gestört. Tags drauf, als ich noch fest schlafe, fasst mich eine weiche Hand leise und sehr bedächtig an, und das konnte Niemand sein als Moscheles, der wohl eine Stunde vor meinem Bette sass und mir alle möglichen Nachweisungen gleich gab . . . .

Wie sich Moscheles und seine Frau gegen mich benehmen, dafür kann ich keinen Ausdruck finden; was mir nur irgend angenehm, nützlich, ehrenvoll sein kann, wissen sie mir zu verschaffen; er fuhr gestern Vormittag trotz seiner überhäuften Geschäfte mit mir herum, zu Latour, Cramer, Clementi's, Neukomm, und da ich gestern Abend bei ihm durchaus meine Cello-Variationen spielen musste und mit der Abschrift der Stimmen nicht ganz fertig geworden war, so schrieb er mir die fehlende Hälfte dazu, während ich zum Essen aus war; sie führte mich gestern in ihrem eleganten Cabriolet nach Hyde Park, heut will sie mir ebenso Regents Park zeigen; denkt Euch mich

in einem Cabriolet mit einer Dame spazieren fahrend! mich! (in meinem neuen Dress versteht sich). Dann brachte sie mich zu Bülow, und als ich die lange Visite beendigt hatte und herunterkam, hatte sie im Wagen auf mich gewartet, weil ich den Weg nicht allein finden könne; kurz, Beide sind die Freundlichkeit selbst.“ —

1. Mai 1829.

„Es geht mir übrigens sehr gut, die Lebensweise bekommt mir vortrefflich, die Stadt und die Strassen finde ich ganz wunderschön, auch bekam ich wieder einigen Respekt, als ich gestern im offnen Cabriolet nach der City auf einem andern Wege fuhr und überall dasselbe Leben fand, überall die Häuser von oben bis unten mit grünen, gelben, rothen Zetteln beklebt, oder mit mannshohen Buchstaben bemalt, überall das Geschrei und der Rauch, überall das Ende der Strassen in Nebel gehüllt und alle Augenblicke eine Kirche, oder ein Markt, oder ein grüner *square*, oder ein Theater, oder eine Durchsicht auf die Themse, auf der die Dampfschiffe jetzt durch die Stadt fahren können, unter allen Brücken fort, weil man die Erfindung gemacht hat, die grossen Röhren-Schornsteine wie einen Mast niederzulassen. Gucken nun noch die Mastbäume aus den Westindischen Docks hinüber, und sieht man einen Hafen, etwa so gross wie der Hamburger, hier als Teich behandelt, mit Schleusen versehen, und die Schiffe nicht einzeln, sondern nur haufenweise geordnet, wie die Regimenter aufmarschirt, so muss man sich freuen über die grosse Welt. — Neulich war ich im Kabinet des Dr. Spurzheim, das ein junger Arzt zeigte. Eine Partie Mörder gegen eine Partie Musiker gehalten, interessirte mich sehr, und meine Physiognomik erhielt starke Bestätigung; auch ist wirklich der Unterschied zwischen Gluck's Stirn und der eines Vatermörders höchst auffallend und wohl nicht zu bezweifeln. Wenn aber die Leute nun so in's Detail gehen, mir zeigen zu wollen, wo Gluck's Musik sitzt und wo seine Erfindungskraft, oder wo des Sokrates Philosophie am Schädel sich zeigt, so ist das zwar sehr precär und (wie mir scheint) unwissenschaftlich, führt aber doch zu sehr interessanten

Resultaten, nämlich zu folgenden: eine junge hübsche Engländerin, mit der ich da war, bekam Lust zu wissen, ob sie zum Stehlen oder sonst zu Missethaten Neigung habe, und es kam dahin, dass die ganze Gesellschaft sich phrenologisch untersuchen liess; wie nun der Eine gutmüthig befunden wurde und der Andere kinderliebend, jene Dame muthig, diese habsüchtig, und wie besagte Engländerin sich die langen blonden Haare auflösen musste, weil der Doktor sonst kein Organ fühlen konnte, und wie sie dabei sehr hübsch aussah und sich's dann vor dem Spiegel wieder ordnete, so liess ich die Phrenologie sehr hoch leben und lobte Alles ungemein. Dass ich Musiksinn haben musste und Einbildungskraft, konnte nicht fehlen; der Doktor fand später, ich sei ziemlich habsüchtig, liebe die Ordnung und kleine Kinder und machte gern die Cour; die Musik sei aber vorherrschend. Uebrigens muss ich am Dienstag von meinem ganzen Kopf, mit Schädel, Gesicht und Zubehör, die Maske in Gips nehmen lassen und dann will ich Hensel's Aehnlichkeit kontrolliren!" — —

London, 15. Mai.

„— — — Montag Abend Ball in Devonshirehouse beim Herzog von Devonshire; die Pracht aus den morgenländischen Märchen kommt zur Erscheinung; was Reichthum, Luxus, Geschmack an Schönheiten für ein Fest erfinden können, ist da gehäuft. Mit meinem *hack* kam ich an die Reihe der Equipagen, die fast die ganze *Piccadilly* herunterstanden, daher zog ich's vor, zu Fuss einzuziehen; kam in den Saal, wo der Herzog die Gäste freundlich empfing; ich hatte auf der Treppe hinter mir Leute hinaufgehen hören, mich aber nicht umgesehn, jetzt gewahrte ich zu meinem Schrecken, dass es Wellington und Peel gewesen waren. Im Haupttanzsaal war statt des Kronleuchters ein dicker breiter Kranz von rothen Rosen, etwa vierzehn Fuss im Durchmesser, der zu schweben schien, weil die dünnen Fäden, die ihn hielten, sorgfältig versteckt waren; auf dem Kranze brannten nun kleine Lichter zu Hunderten, an den Wänden lauter Portraits in Lebensgrösse und ganzer Figur von van Dyk, rings umher eine Erhöhung, auf

der die alten Damen, mit Brillanten, Perlen und allen Edelsteinen überladen, Platz nahmen; in der Mitte tanzten die schönen jungen Mädchen, unter denen man die himmlischsten Gestalten sieht; ein Orchester mit einem eigenen Direktor spielt dazu; die Nebenzimmer waren geöffnet, deren Wände mit Tizian's, Correggio's, Leonardo's und Niederländern behängt sind; unter den schönen Bildern nun die schönen Gestalten sich bewegen zu sehn und unter all dem Treiben und in der allgemeinen Aufregung ganz ruhig und sehr unbekannt überall herumzuschleichen und Vieles ungesehn und unbemerkt zu sehn und zu bemerken — es war einer der schönsten Abende, die ich erlebt. Das Bild eines jungen Mannes von Tizian und das einer jungen Frau von Leonardo ergriffen mich sehr und rührten mich etwas. Nirgends findet Ihr im ganzen Palast etwas Unvollkommenes, Ungeordnetes, die Bibliothek war geöffnet und Prachtwerke lagen auf den Tischen umher; ein kleines Treibhaus wurde neben dem Tanzsaal aufgemacht und verbreitete den Duft und die Kühlung! Alle Früchte aller Jahreszeiten im Uebermass auf den Buffets gehäuft; und nun die Adligen raspeln zu sehn, und wie sie so schlecht walzten, und wie die Damen auf den Tischen sassen und die Herren auf den Sophas mit den Füssen lagen und sich dehnten während einer zarten Conversation mit Damen! Auf einer ebenso grossen Fête war ich gestern beim Marquis of Landsdowne, der arme Mann hatte seinen Antikensaal aufgemacht und empfing darin die Gesellschaft. Ein grosser gewölbter Saal, an dessen zwei Enden zwei Rotunden sind, die von oben her erleuchtet waren; in den Rotunden nun purpurne Nischen, in deren jeder eine grosse graue antike Statue steht und droht. Zu deren Füssen sassen hier die alten Damen im Halbkreise und in der Mitte des Saals drängten sich die Leute hin und her. Im Nebenzimmer war eine neugekaufte Landschaft von Claude Lorrain ausgestellt, der Aufgang der Sonne über einem Meereshafen. Die Treppe ist so gelegt, dass man, wie in den Hamburger Häusern, bis unter das Dach sehn kann, und sie war ganz dick mit Blumen überkleidet, unter denen liegende oder schlafende Statuen vorsahen. Tausend Einzelheiten will ich Euch

einst mündlich mittheilen, ich werde sie nicht aus dem Gedächtniss verlieren, denn mir war Alles so neu und bewunderungswürdig, dass es einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, der sich nicht leicht verwischen kann. Dass solche Herrlichkeit in unserer Zeit wirklich bestehn könnte, hatte ich nicht geglaubt. Es sind das keine Gesellschaften, es sind Feste und Feierlichkeiten."

London, 26. Mai 1829.

„— — Als ich zur Probe meiner Symphonie in die *Argyll rooms* trat und das ganze Orchester versammelt fand, und gegen zweihundert Zuhörer, meistens Damen, aber lauter Fremde, und man erst die Symphonie von Mozart aus *es* probirte, um dann die meinige vorzunehmen, so wurde mir zwar nicht ängstlich, aber sehr gespannt und aufgeregt zu Muthe; ich ging während des Mozart'schen Stücks in Regent Street etwas spazieren und sah mir die Leute an; als ich wiederkam, war Alles bereit und man wartete auf mich. Ich stieg dann auf's Orchester, zog meinen weissen Stock aus der Tasche, den ich mir ausdrücklich dazu habe machen lassen (der Riemer dachte, ich sei ein Alderman und wollte durchaus eine Krone darauf befestigen), und der Vorgeiger Fr. Cramer zeigte mir, wie das Orchester stände, die Hintersten mussten aufstehn, damit ich sie sehen könne, und stellte mich ihnen Allen vor, und wir begrüssten uns, einige lachten wohl ein bischen, dass ein kleiner Kerl mit dem Stocke jetzt die Stelle ihres sonst immer gepuderten und perrückten *Conductors* einnähme. Dann ging's los. Es ging für das erste Mal recht gut und kräftig und gefiel den Leuten schon sehr in der Probe. Nach jedem Stück applaudirte das ganze zuhörende Publikum und das ganze Orchester (das zum Zeichen des Beifalls mit den Bogen auf die Instrumente schlägt und mit den Füssen trampelt), nach dem letzten Stück machten sie einen grossen Lärm, und da ich das Ende musste repetiren lassen, weil es schlecht gegangen war, machten sie denselben Lärm wieder; die Direktoren kamen zu mir an's Orchester, und ich musste herunter, eine Menge Diener machen, J. Cramer war ganz erfreut und überschüttete

mich mit Lob und Komplimenten, ich ging auf dem Orchester umher und musste an zweihundert verschiedene Hände schütteln — es war einer der glücklichsten Momente meiner Erinnerung, denn alle die Fremden waren mir in einer halben Stunde zu Bekannten und zu Befreundeten umgewandelt. Der Erfolg nun gestern Abend im Concert war grösser, als ich ihn mir je hätte träumen lassen. Man fing mit der Symphonie an; der alte J. Cramer führte mich an's Clavier, wie eine junge Dame, und ich wurde mit laut und lange anhaltendem Beifall empfangen. Das Adagio verlangten sie da capo, ich zog vor, mich zu bedanken und weiter zu gehn, aus Furcht vor Langerweile; das Scherzo wurde aber so stark noch einmal verlangt, dass ich es wiederholen musste, und nach dem letzten applaudirten sie fortwährend, so lange ich mich beim Orchester bedankte und *hands shakte*, bis ich den Saal verlassen hatte.“ —

Fanny an Klingemann.

Berlin, 4. Juni 1829.

„— — Sie werden es nicht missverstehen, wenn ich Ihnen sage, dass Felixens Erfolg mich nicht überrascht, nicht verblendet oder erschüttert hat, dass ich überhaupt, was ihn betrifft, einen an Bornirtheit grenzenden Prädestinationsglauben habe; das Alles ist schön und gut und so ein Brief wie sein gestriger und Ihr heutiger ist doch eine unendliche Freude und eine ebensolche ist's, zu sehen, dass Sie ihn genau so hätscheln und verziehen, wie ich's wünsche und Sie in einem (wenn mir recht ist, ziemlich jämmerlichen) Briefe darum bat. Nun abermals eine kleine Bitte: Felix erhält mit nächster Gesandtschaftsgelegenheit ein Päckchen, kleine Sentimentalitäten und Entfernungsanstalten enthaltend. Sein Sie so freundlich und bringen es ihm selbst und sehen zu, dass es ihn in guter Laune antreffe, und sollte ihm gerade ein Notenschreiber oder eine Fliege Verdruss gemacht haben, so behalten Sie's lieber zurück bis auf einen besseren Tag. Ach! bester Klingemann, je mehr Sie seine Anwesenheit empfinden und das Leben, das er überall hinträgt, je mehr müssen Sie begreifen, wie wir

die Lücke empfinden und je mehr bitten wir, schreiben Sie uns recht oft, denn Ihre Briefe sind wahre Speise für die Hungrigen, und wie es uns krank macht, etwas Liebes von Anderen verspottet zu sehen, so ist es stärkend und erfreulich, über Geliebte Liebes zu hören, die eigene Ueberzeugung sei so fest wie sie wolle, die fremde thut doch wohl." —

Felix an die Familie.

7. Juni 1829.

„— — Sonnabend sollte ich im Concert auftreten und hatte auf dem wildfremden neuen Clementi'schen Flügel, den mir die Fabrik geschickt hatte, noch nie gespielt. Ich ging in den leeren Saal, wo die Leute meine Symphonie aufgeführt haben und wo nun jeder Fusstritt stark hallte und wo ich etwas gerührt wurde; das Piano war geschlossen; man musste nach dem Schlüssel schicken, er kam aber nicht; unterdessen setzte ich mich an das alte graue Instrument, worauf sich die Finger mehrerer Generationen mögen getummelt haben, und wollte mein Stück sehr exercieren, verfiel aber unmerklich in sonderliche Phantasieen und blieb darin so lange, bis Leute kamen, die mich durch ihre Gegenwart erinnerten, dass ich hätte studiren sollen; aber der grosse Saal hatte mich zerstreut gemacht, kurz die Concertstunde (zwei Uhr) kam und ich hatte nie auf dem Instrument gespielt. Ich blieb aber ganz wohlgemuth und zog meinen grossen Dress an (für Beckchen's Modejournal: weisse, sehr lange Beinkleider, braune seidene Weste, schwarze Binde und blauer Frack). Als ich aber auf's Orchester kam und es ganz mit Damen gefüllt fand, die im Saal keinen Platz mehr hatten, und nun den Saal so voll sah, wie noch nie seit ich hier bin, lauter bunte Damenhüte und schreckliche Hitze und das unbekannte Instrument, da überfiel mich ein panischer Schrecken und ich hatte bis zum Augenblick, wo ich vortrat, die längsten Manschetten und Mohren, ja ich glaube, dass ich Fieber besass; da mich selbige bunten Hüte nun aber gleich beim Kommen empfingen und klatschten, da sie sehr aufmerksam still waren (was beim plaudernden Concert-

publikum hier eine Seltenheit ist) und da ich das Instrument sehr trefflich und leicht zu spielen fand, so verlor ich obige Mohren, bekam Pomade und amüsirte mich nun prächtig, wie die Hüte bei jeder kleinen Verzierung sehr sich bewegten, wobei mir und vielen Recensenten das Gleichniss vom Wind und Tulpenbeet in den Sinn kam, und wie einige Damen auf dem Orchester sehr hübsch waren, und wie Sir George, den ich gerührt anblickte, eine Prise nahm. Es ging ziemlich gut und sie machten grossen Lärm, als es aus war; auch haben mich die Times, die ich beim Thee des Morgens studire, sehr gepriesen (Paul kann mit Rietz zu Stehely gehen, wofür ich ihm bei meiner Rückkunft Sixpence verspreche, und daselbst solche Times vom Montag, 1. Juni, nachlesen). Mich freute es höllisch, dass mir das Publikum hier gut ist und mich leiden mag, und dass ich meiner Musik nun viel mehr Bekanntschaften danke, als meinen Empfehlungsbriefen, die doch wahrhaftig kräftig und zahlreich genug waren — kurz, ich war sehr froh am Sonnabend und auf dem Diner, nach dem ich nun ging, habe ich mich betrunken, aber nur in zwei sehr bedeutend braunen Augen, wie sie die Welt noch nicht sah oder nur selten. Sie hier zu beschreiben oder zu loben ist unnöthig; denn wenn sie Euch gefallen, bin ich *par distance* eifersüchtig und wenn sie Euch missfallen, ärgerlich. Letzteres ist aber unmöglich. Die Dame neben mir hatte besagte braune Augen und diese sind wunderschön und heissen Luise und sprachen englisch und zogen sich beim Käse zurück, worauf ich unmittelbar Claret trank, denn ich bekam nun nichts mehr zu sehen, sondern musste fort auf's Land, fand keinen Wagen und musste in der Kühle zu Fusse gehn; mir fiel manches Musikalische ein, das ich mir laut vorsang, denn ich ging einen Wiesenweg, wo mir kein Mensch begegnete; der ganze Himmel war grau, mit einem Purpurstreif am Horizont, und die dicke Rauchwolke lag hinter mir. Sobald ich nur zu Ruhe komme, sei es hier oder in Schottland, da will ich mancherlei schreiben und der schottische Dudelsack existirt nicht umsonst. Die Nacht blieb ich auf dem Lande und fuhr nun mit G. am frischen feuchten Morgen nach Richmond in einem kleinen Cabriolet.

Der Weg ging über die hängende eiserne Brücke, durch Dörfer, an deren Häusern man statt der Weinstöcke hochstämmige Rosen hinaufzieht, so dass sich die frischen Blumen auf den rauchigen Mauern seltsam ausnehmen. Und in Richmond, auf einem Hügel, der die Aussicht auf die unermessliche grüne Ebene hat, die mit Bäumen besäet, in der Nähe blendend, warm, grün und gleich darauf in einer Ferne von tausend Schritt blau, duftig und verschwimmend ist, und wo Windsor auf der einen Seite, London auf der andern in Nebel steht, da lagerten wir uns uud brachten unsern Sonntag sehr still und sehr feierlich zu.

Ich habe einen Auftrag erhalten, über den Ihr Euch todtlachen werdet und der mich freut, weil er ein *unicum* ist und nur in London möglich. Ich componire ein Festlied für eine Feier, die in — — — Ceylon stattfinden wird. Die Eingeborenen sind vor einiger Zeit emancipirt worden und begehen den Jahrestag dieses Ereignisses, dazu sollen sie nun ein Lied singen und Sir Alexander Johnston, der Gouverneur ist, hat mir den Auftrag gegeben. Es ist wirklich sehr toll und komisch, ich habe zwei Tage lang innerlich darüber gelacht.“ —

London, 19. Juni 29.

„— — Bilder giebt es hier, wie die Welt sie nicht gesehen hat! Die Privatleute haben eben einige ihrer Schätze zusammengestellt und da sind in drei Sälen die göttlichen Gestalten vereinigt; ich kann Euch nicht beschreiben, wie es da aussieht. Rubens hat den Zinsgroschen gemalt und Tizian seine junge Tochter; der alte Kerl mag sich viel dabei gedacht haben, wie das blonde Kind so artig und gerade dasteht und so hübsch nachlässig geputzt ist und einen Apfel in der Hand hält und eben an gar nichts denkt. Auch giebt's zwei Prachtstücke von Vandyck und eine Menge Rembrandt's, Murillo's, Ruisdal's und Claude's, dass es eine Lust ist. Tizian hat den Ignaz Loyola aufgefasst, dass einem katholisch zu Muth wird, wenn man's ansieht, er sieht sehr finster, schwarz und ernsthaft aus dem Bilde heraus und die Juden von Rubens sind wie losgelassene Bären und Wölfe. — Lebt wohl. Mittwoch spiele ich zum

Schrecken aller Musiker das es-dur-Concert von Beethoven, ich bin des trockenen Tons nun satt, muss wieder mal den Beethoven spielen.

London, 25. Juni.

„Ich sehne mich nach Euch! Und namentlich heute. Es ist Sommer und die Saison geht zu Ende; der erste Abend, den ich nun allein auf meiner Stube sitzen kann, drum will ich ihn auch anwenden, mit Euch einen Congress zu halten. Draussen gehen die Leute spazieren, pfeifen aus der Stummen von Portici und dem Freischütz und die Wagen in *Regentstreet* rasseln heftig. Ihr sitzt in den Ecken des Sophas, ich klemme mich in die Mitte und nun geht's los. Das Tagebuch wird ein Tageblatt und folgt auf der nächsten Seite. Aber vor allen Dingen: was ist Eure Meinung über das Programm zur silbernen Hochzeit im December? Schickt mir umgehend Eure Ideen darüber; wenn die Sache aber nicht wenigstens so glänzend wird, wie Euer kaiserlicher Einzug, so sage ich mich von Allem los und feiere nicht mit. Eine grosse Musik mit neuen schottischen Compositionen, wozu Du, o älteste Otter, auch etwas schreiben musst, *(hear, hear! cheers, hurray — Order, order!)* schlage ich unmassgeblich vor; auch kann Braham eine Arie singen und Neate ein Concert spielen etc.; auch kann Nichts ohne Comödie, Maskerade, Diner und einen Ball (die linke Seite *hear*) geschehen; wenn ich auch stille Hochzeiten lobe, so müssen silberne Hochzeiten doch laut sein. Braucht Ihr eine Dampfmaschine dazu, so kann ich sie Euch mit der Gesandtschaft schicken, die Kosten sind unbedeutend, da seit kurzem hier eine Dampfmaschine eingerichtet ist, die Dampfmaschinen fabricirt; oder wollen wir einen kleinen Ostindienfahrer Vatern verehren? Oder wollen wir den Hof heimlich chaussiren oder makadamisiren lassen? Fanny: „Hätte nur Einer statt der zwanzig dummen Vorschläge einen vernünftigen etc.“ Macht letzteren, Ihr Volk! Und schreibt mir eine ordentliche *bill* mit a, b, c und 1, 2, 3, kurz einen systematischen Feierplan. Ich brüte Grosses, kann's Euch nur heut aber nicht mittheilen, denn ich bin so müde, dass Ihr mich über den Hof

führen und dann vom offnen Fenster wegweisen müsstet, das kommt aber vom Tanzen. — —

— — Abends ging ich mit Rosen, Mühlenfels und Klingemann nach Coventgarden: Hamlet. Ich glaube, Kinder, dass Jener Recht hatte, der behauptete, die Engländer verständen den Shakespeare zuweilen nicht. Wenigstens diese Vorstellung war toll und doch spielte Kemble den Hamlet und sogar gut in seiner Art, leider ist diese Art aber verrückt, hebt das ganze Stück auf. Dass er z. B. mit einem gelben und einem schwarzen Bein erscheint, um Tollheit anzudeuten, dass er vor dem Geist auf die Knie fällt, um eine Stellung zu fischen, dass er das Ende jeder kleinen Phrase in dem bekannten, Beifall erpressenden, hohen Tone herausstösst, dass er sich überhaupt beträgt, wie ein in Oxford studirender John Bull und nicht wie ein dänischer Kronprinz, das möchte noch hingehen, dass er aber die ganze Intention vom armen Shakespeare, mit dem beabsichtigten Königsmorde, garnicht anerkennt und deshalb z. B. die Scene, wo der König betet und Hamlet währenddessen ungesehen erscheint und wieder, ohne entschlossen zu sein, weggeht (für mich eine der schönsten Stellen des Stücks), ohne Weiteres herausstreicht, dagegen sich fortwährend wie ein *bravado* beträgt, namentlich den König so behandelt, dass der ihn auf der Stelle müsste todtschiessen lassen, dass er ihm z. B. während des Schauspiels auf dem Theater fortwährend mit der Faust droht und ihm die Worte, die er hinwerfen sollte, in's Ohr schreit, das ist doch unverzeihlich. Natürlich springen Laertes und Hamlet nicht in das Grab der Ophelia und ringen da, denn sie sind weit entfernt zu ahnen, was das bedeuten soll; und am Ende, als Hamlet hinfällt und eben gesagt hat, „der Rest ist Schweigen" und ich einen Trompetenstoss und Fortinbras erwartete, so lässt Horatio den Prinzen liegen, kommt eilig an die Lampen und spricht: *Ladies and Gentlemen, tomorrow evening the devil's elixir.* — So endigte der Hamlet in England. Von dem, was sie auslassen oder abkürzen, könnte man eine Tragödie für sich machen; die Lehren des Polonius, der Abschied des Laertes von der Ophelia, ein halber Monolog des Hamlet u. s. w. kommen garnicht vor. Einzelnes gaben

sie aber vortrefflich, z. B. die Todtengräberscene. Der alte Clown machte göttlich grobe Spässe und sang sein Lied im Grabe sehr unmusikalisch und sehr schön, auch sang Ophelia im Wahnsinn einmal ganz toll; sie murmelte während des Sprechens der Anderen leise eine Melodie; endlich machten sie das Fechten und den Rappierwechsel geschickt. Aber was will das sagen? Es ist wenig Poesie in England. Wahrhaftig.“ —

London, 10. Juli 29.

„— — Was mich fast ausschliesslich in dieser Zeit beschäftigt, ist das Concert für die Schlesier; es wird der Wahl der Stücke nach unstreitig das glänzendste des Jahres; was irgend in der Saison Aufsehen erregt hat, wirkt mit, die meisten unentgeltlich; viele Anerbietungen von guten *performers* haben müssen abgewiesen werden, weil es ohnehin schon bis den andern Tag dauern wird. Den unermesslichen Zettel schickt Euch Klingemann, er ist wahrlich interessant. Meine Ouverture zum Sommernachtstraum macht den Anfang, auf Begehren, und dann spiele ich das Doppelconcert aus E mit Moscheles. Gestern hatten wir in der Clementi'schen Fabrik die erste Probe, Mad. Moscheles und Herr Collard hörten zu, und ich amüsirte mich himmlisch dabei, denn man hat keinen Begriff von unsren Coquetterien, und wie Einer den Andern fortwährend nachahmte, und wie süss wir waren. Das letzte Stück spielt Moscheles ungeheuer brillant, er schüttelt die Läufe aus dem Aermel. Als es aus war, meinten sie Alle, es sei so schade, dass wir keine Cadenz machten, und da buddelte ich gleich im letzten Tutti des ersten Stücks eine Stelle heraus, wo das Orchester eine Fermate bekommt, und Moscheles musste *nolens volens* einwilligen, eine grosse Cadenz zu komponiren. Wir berechneten nun unter tausend Possen, ob das letzte kleine Solo stehn bleiben könnte, da die Leute doch applaudiren müssten. „Wir brauchen ein Stück Tutti zwischen der Cadenz und dem Schlusssolo“, sagte ich. „Wie lange Zeit sollen sie denn klatschen?“ fragte Moscheles. „Zehn Minuten, *I dare say*“, sagte ich. Moscheles handelte herunter bis auf fünf. Ich ver-

sprach, ein Tutti zu liefern, und so haben wir förmlich Maass genommen, gestickt, gewendet und wattirt, Aermel *à la mameluke* eingesetzt und ein brillantes Concert zusammengeschneidert. Heut ist wieder Probe, da giebt's ein Musikpicnic, denn Moscheles bringt die Cadenz mit und ich das Tutti. Morgen um zwei ist die grosse Instrumentalprobe, nachher habe ich Plaisir vor. Ich bin nämlich in Stamfordhill, einem grasigen Dorf voll Bäume, Gärten und Rosen, bei einem Herrn Richmond mit vielen Töchtern zu Mittag und Abend; Rosen und Mühlenfels mit mir; da wir drei nun an demselben Ort zu Frühstück des Sonntags bei einem andern Bekannten sein sollen, so wurde gestern beschlossen, die Nacht in dem Wirthshaus des Dorfs zuzubringen, dann Morgens früh in's Feld zu gehen und die Leute durch unsere frühe Gegenwart in Staunen zu setzen, das wird ausgeführt, und wir werden uns als ächte Londoner höllisch vornehm in solcher Kneipe betragen.

— — Sonnabend ist der Tag der allgemeinen Abreise nach allen vier Weltgegenden: Klingemann und ich nehmen den Weg nach Norden; Rosen geht nach dem Rhein, und Mühlenfels geht — nach Berlin. — Ja, ja! Der kriegt Euch eher zu sehn als ich. Bitte, habt ihn lieb und seid freundlich zu ihm. Wenn ich Euch sage, dass er mir hauptsächlich die Lücke, die durch das erste Alleinsein und den Mangel an vertraulicher Mittheilung entsteht und die durch Gesellschaften und Zerstreuungen nur noch grösser wird, ausgefüllt oder doch weniger fühlbar gemacht hat; dass ich ihm hauptsächlich das gesunde und frohe Gefühl verdanke, welches mich bis jetzt hier auch in dem grössten Lärm und Gewirr selten verlassen hat, so bin ich gewiss, Ihr werdet Euch freuen, wenn er hineinkommt, und werdet ihm auch gut sein. Er ist ein kräftiger, tüchtiger und aufrichtiger Kerl. Viel lustige Geschichten wird er Euch aus dieser Zeit erzählen, denn wir sind reich daran und haben uns vorgenommen, uns in den wenigen Tagen, die wir noch zusammen bleiben, recht an einander zu freuen. Neulich gingen wir drei von einem höchst diplomatischen Diner bei Bülow zurück und waren satt an fashionablen Speisen, Gesprächen und Thaten. Da kamen wir bei einem appetitlichen Wurst-

laden vorbei, in welchem *German sausage* für *two pence* ausgestellt war; der Patriotismus überkam uns, Jeder kaufte sich eine lange Wurst, wir flüchteten uns in die weniger belebte Portlandstreet und verzehrten da unsern Einkauf, indem wir vor Lachen kaum die dreistimmigen Lieder begleiten konnten, die Mühlenfels im Bass anstimmte. Beide Professoren hatten ihre Vorlesungen denselben Tag geschlossen und brauchten also nichts zu fürchten. Rosen wird zu Zeiten ganz wild."

Das Jahr 1829 zeichnete sich durch Unglücke mannigfacher Art in Folge elementarer Ereignisse aus. Namentlich die Danziger Gegend und Schlesien waren schwer heimgesucht. Nathan, der jüngste Sohn Moses Mendelssohn's, der in Schlesien lebte, hatte über die dort herrschende Noth an seinen Bruder Abraham geschrieben, und dieser Felix in London davon Mittheilung gemacht. Das wurde die Veranlassung des Concerts für die Schlesier, von dessen Probe oben die Rede war, und dessen Erfolg Felix in folgendem Brief an Nathan beschreibt:

London, den 16. Juli 29.

„Lieber Onkel! Es ist lange her, dass ich Dir nicht geschrieben habe. Um so mehr freue ich mich, die Gelegenheit jetzt ergreifen zu können, um Dir Angenehmes und Tröstliches zu melden. Deine Landsleute haben Deinem Briefe an meinen Vater, worin Du das Unglück durch Wolkenbruch und Ueberschwemmung beschreibst, eine sehr beträchtliche Unterstützung zu danken, die in wenigen Wochen auf offiziellem Wege dort anlangen wird. Ich kann Dir nicht sagen, wie herzlich lieb es mir ist, dass sie es zunächst Deinem Schreiben schuldig sind, und dass ich auch Gelegenheit hatte, dazu behülflich zu sein. Es verhält sich so mit der Sache: Die Sontag hatte auf vieles Zureden versprochen, im Mai ein Concert für die Danziger zu geben, es schien ihr aber die Lust zu fehlen, denn sie verschob es auf den Juni, dann auf den Juli, und endlich, da ihr Benefiz so schlecht ausfiel, dass sie noch Geld zusetzen musste, gab sie es gänzlich auf; mir that es leid, ich

ging mehreremal zu ihr, sprach mit ihrem *homme d'affaires* und ihrer Gesellschaftsdame (denn sie ist ordentlich von einem kleinen Hofstaat umgeben, und man wird selten vorgelassen), beide erklärten sich aber so entschieden dagegen und wurden am Ende so unhöflich, dass ich fortging, mit dem Vorsatz, nie wieder zu kommen. Tags darauf erhielt ich den Brief meiner Eltern mit der Abschrift des Deinigen, und ich weiss nicht, wie es kam, aber ich schwor mir zu, es sollte und müsste nun gehn und das Concert müsse gegeben werden. Mir kam dabei in den Sinn, wie Du mir einmal Geld liehest für den Balgentreter an der Orgel in Reinerz und es nicht wiedernehmen wolltest; wie Du erst sagtest, meine Musik habe Dir für acht Groschen Vergnügen gemacht, und nachher ernsthaft zusetztest, wenn ich mir durch mein Spiel mal was verdienen könnte, möchte ich's an die Armen geben. Auch wie wir so vergnügt damals zusammen gewesen sind und vieles Andre kam mir in den Sinn, und ich lief sogleich zur Sontag, liess mich nicht abweisen, weigerte mich, den *homme d'affaires* und die Dame zu sprechen, setzte ihr sehr arg zu, versicherte, sie müsse nun ein Concert geben, da es in der Staatszeitung gestanden habe, und die Schlesier hätten es nöthiger als die Danziger, kurz, sie entschloss sich, es zu unternehmen. Nur sie mit ihren ausgebreiteten Connexionen, bei ihrer Beliebtheit unter allen Ständen konnte es wagen, den Engländern in einem Augenblick, wo das Elend in London entsetzlich gross ist und wo man nicht weiss, wie es zu erleichtern oder ihm abzuhelfen sei, ein Concert für fremde Verunglückte anzukündigen. Alles war dagegen; die Musiker prophezeiten, zumal bei dem vorgerückten Sommer, einen leeren Saal, benahmen sich zum Theil sehr kalt und unfreundlich, machten auf die Kosten aufmerksam, die man nicht herausbringen würde; ich trieb aber immerfort; es wurde angezeigt; eine Menge hoher Herrschaften nahmen die Patronage an, alle ausgezeichneten Sänger mussten schon *honoris causa* umsonst singen, viele Instrumental-Spieler hatte die Sontag sich verpflichtet, viele thaten es mir zu Gefallen, kein Name, der nur irgend in der Saison geglänzt hatte, fehlte auf dem Programm, und auf einmal war die Sache

fashionable. Von nun an war der gute Ausgang entschieden, die ganze Stadt sprach davon. Als ich eine Stunde vor dem Anfang des Concerts am vorigen Montag vor den *Argyll rooms* (die der Besitzer gleichfalls umsonst gab) vorbei kam und die Menschenmasse sah, die mit ihren fremden Gesichtern hineinströmte und sich drängte, als ich dann später auf's Orchester ging und das ganze Orchester mit schönen, geputzten Damen besetzt, alle Logen gefüllt, die Vorsäle sogar voll Menschen fand, so war mir unbeschreiblich froh und freudig zu Muthe, und es that mir nur leid, dass man hier keinen grössern Concertsaal hat, denn an hundert Menschen mussten abgewiesen werden. Es sind zwischen 250 und 300 Guineen eingekommen, die dem preussischen Gesandten hier übergeben und durch ihn nach Schlesien geschickt werden. Wie die Sache entstanden sei, konnten sich die Engländer nicht erklären. Auf dem Zettel stand, die Sontag hätte von vielen hohen Personen in ihrem Vaterlande Brief und Aufforderung erhalten: das warst Du. Die Times merkten gar, dass der König von Preussen sich an die Sontag gewendet habe: das warst wieder Du. Bei den Einladungen an die Patronages wurden lebhafte Beschreibungen der Verwüstungen beigelegt, wörtlich in's Englische übersetzt, aus dem Bericht eines Augenzeugen: das warst Du auch. Mit einem Wort, es ist in die Trompete ganz gehörig gestossen worden, und es ist geglückt. Das Concert war unstreitig das beste im ganzen Jahre; zu einer Arie war nicht Zeit; die vielen Sänger konnten nur in Quartetten u. dergl. verwendet werden, und dennoch dauerte es beinah vier Stunden. Die Sontag hat sechs Mal gesungen, Drouet flötete, Moscheles spielte ein Concert für zwei Claviere von meiner Composition mit mir, meine Ouverture zum Sommernachtstraum kam auch vor etc. etc.

Genug davon; das Beste ist, dass es gewesen und voll gewesen ist. Bitte, lieber Onkel, schreib mir einmal ein paar Worte; mein Vater wird sie mir schon nach dem schottischen Hochlande, wohin ich in ein paar Tagen gehe, zukommen lassen. Lass mich von Dir wissen, und von allen den Deinigen, wie Ihr lebt und ob Arnold noch immer Lust und Liebe zur

Musik zeigt und ausbildet. Grüss sie mir Alle recht herzlich und bleibe mir gut. Lebe wohl.

Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

P.S. Nimm nicht übel, dass in dem Briefe eigentlich nichts steht, als Concert und wieder Concert. Es ist das Neueste und hat mich so lebhaft beschäftigt, und wess das Herz voll ist etc. Seit dem Anfang der Geschichte habe ich mich darauf gefreut, Dir diesen Brief schreiben zu können. Da ist er nun."

Auch die Briefe an die berliner Familie sind voll davon. Folgende Episode soll nicht unerwähnt bleiben:

17. Juli 29.

„— — Das Concert für die Schlesier war prächtig, das beste in der Saison; Damen guckten hinter den Contrabässen hervor, als ich auf's Orchester kam, liessen mich Johnston's Ladies rufen, die zwischen die Fagotten und das Basshorn gerathen waren, und fragten mich, ob sie da wohl gut hören könnten; eine Dame sass auf einer Pauke, die Rothschild und die K. Antonio campirten auf Bänken im Vorsaal, kurz, die Sache war äusserst brillant." — —

Edinburg, 28. Juli 29.

„In Edinburg ist es Sonntag, wenn man eben ankommt; da geht man denn über die Wiesen auf zwei höllisch steile Felsen zu, die Arthur's Sitz heissen, und klettert hinauf. Unten gehn die buntesten Menschen, Frauen, Kinder und Kühe im Grün herum, weit umher breitet sich die Stadt aus, wo in der Mitte die Burg wie ein Vogelnest am Abhang steht, über die Burg hinweg seht Ihr Wiesen, dann Hügel, dann einen breiten Fluss, über den Fluss hinweg wieder Hügel, dann kommt ein ernsterer Berg, auf dem Stirlings Gebäude erscheinen, das ist schon blaue Ferne, dahinter steht ein schwacher Schatten, den sie Ben Lomond nennen. Alles das ist aber nur die eine Hälfte von Arthur's Sitz; die andre ist

einfach genug, es ist die hohe, blaue See, unermesslich weit, bedeckt mit weissen Segeln, schwarzen Dampfschornsteinen, kleinen Insekten von Kähnen und Böten, Felsinseln und dergleichen. Was soll ich's beschreiben? Wenn der liebe Gott sich mit Panoramen malen abgiebt, so wird's etwas toll. Wenige Schweizer Erinnerungen können dies schlagen, es sieht Alles so ernsthaft und kräftig hier aus, es liegt Alles halb im Duft oder Rauch oder Nebel; dazu ist gar morgen ein Wettstreit der Hochländer auf der *Bagpipe*, und so kamen Viele in ihrem Anzug aus den Kirchen, führten ihre geputzten Mädchen siegreich am Arm, sahen stattlich und wichtig in die Welt hinein; mit den langen, rothen Bärten, den bunten Mänteln und Federhüten, den nackten Knieen und ihre Sackpfeife in der Hand, gingen sie ganz ruhig vor dem halbzerstörten grauen Schloss auf der Wiese vorbei, wo Maria Stuart glänzend gelebt hat und wo sie Rizzio hat ermorden sehn. Es kommt mir vor, als ginge die Zeit sehr schnell, wenn ich soviel Vergangenheit neben der Gegenwart vor mir habe.

Es ist aber hier schön! Abends weht kalte Luft von der See her, und dann sehn alle Gegenstände höchst scharf und klar aus, schneiden sich gegen den grauen Himmel deutlich ab, die Lichter aus den Fenstern blinken sehr hell, und so war es gestern, als ich mit Herrn Ferguson, einem Edinburger *friend of mine*, an den mich Herr Droop, ein Londoner *friend of mine*, empfohlen hat, die Strassen auf- und abging und mir auf der Post Euren Brief vom 13ten holte, den las ich mit besonderem Behagen auf Princes' Street in Edinburg mir durch. In Edinburg ein Brief vom Taxus her aus der Leipziger Strasse! — Ebenso behaglich war es mir, als ich heut in die See hineinschwamm und nun ein paar Augenblicke allein im Meer mich herumtrieb und dabei dachte, wie genau wir doch eigentlich mit einander bekannt wären, und doch steckte ich tief im schottischen Meer, das sehr salzig schmeckt, Dobberan ist Limonade dagegen.

Ob ich Sir Walter Scott hier sehn werde, ist, obwohl ich einen Brief an ihn von einem seiner genauen Freunde aus London habe, noch ganz ungewiss, doch hoffe ich's, meistens

um von Dir, liebe Mutter, nicht gar zu sehr ausgescholten zu werden, wenn ich, ohne den *lion* gesehen zu haben, wiederkomme. Auch den Blumensamen kann ich erst nach der Reise besorgen, ich schäme mich ordentlich, ihn nicht geschickt zu haben, statt Scheeren, Nadeln und dergleichen, aber man vergisst am Ende in London wirklich, dass eine Natur in der Welt ist, und sowie man fest, kalt und menschengleichgültig da wird, beim Feuerlärm nur aus dem Fenster nach der Flamme aussieht, aber ruhig weiterschläft, wenn sie nicht in der Nähe scheint, so fällt es auch Keinem ein, dass Blumen zur Welt, oder gar Samen zu den Blumen gehören, man riecht daran, steckt sie in's Knopfloch und vergisst sie. —

Die Hochlandsfahrt geht so: über Stirling, Perth, Dunkeld und die Wasserfälle nach Blair Atholl; von da zu Fuss über die Berge nach Inverary, nach Glencoe, der Insel Staffa und der Insel Isla; hier wird ein Paar Tage geblieben, weil mir Sir Alexander Johnston noch ein Empfehlungsschreiben an Sir Walter Campbell nachgeschickt hat, den Herrn, Besitzer und Tyrannen der Insel, den ein Wort von Johnston zähmt und zum Führer macht. Von da den Clyde hinauf nach Glasgow, dann nach Ben Lomond, weil es mit Loch Lomond die Hochlands *lions* sind, nach Loch Earn, Ben Vorlich, Loch Katrin, dann heraus nach Cumberland. Was soll ich weiter erzählen? — Die Zeit und der Raum gehen zu Ende und Alles läuft wieder auf den Refrain hinaus: wie freundlich die Menschen und wie freigebig der liebe Gott in Edinburg sind. Auch sind die Schottländerinnen zu beachten, und wenn Mahmud Vaters Rath befolgt und ein Christ wird, so werde ich an seiner Statt ein Türke und lasse mich in der Nähe hier nieder.“ —

Edinburg, 30. Juli 1829.

Ihr Lieben!

„Es ist jetzt Nachts spät und heut war mein letzter Tag in dieser Stadt; morgen früh gehen wir nach Abbotsford zu Sir Walter Scott, übermorgen in die Hochlande. Die Fenster

stehen offen, denn es ist schön Wetter und Sternhimmel, Klingemann schreibt neben mir in Hemdsärmeln; so weit die Scene.

Der Euch den Brief bringt, das ist ein junger Mann, J. Thompson, der mir hier viel Freundlichkeit erwiesen hat und mit dem ich oft und gern mich bei einem gemeinschaftlichen Bekannten traf. Ich bitte Euch herzlich, ihm die grosse Unbequemlichkeit seines Aufenthaltes zu erleichtern, soweit es geht; er spricht leider weder Deutsch noch Französisch, Ihr müsst also mal thun, als ob Ihr in Edinburg wäret und drauf los Englisch konversiren durch Dick und Dünn. Er liebt die Musik sehr, ich kenne von seiner Composition ein hübsches Trio und Gesangstücke, die mir ganz gut gefallen haben, und er unterzieht sich der Unannehmlichkeit, nach einem Lande zu gehen, dessen Sprache er nicht kennt, nur um sich an dem Guten, was wir dort haben, zu ergötzen. Ich bitte Euch umsomehr, ihm recht freundlich zu sein, und glaube umsomehr, dass Ihr meine Bitte erfüllen wollt, da ich nun aus Erfahrung weiss, wie tröstlich es ist, in der Fremde zuvorkommend und herzlich empfangen zu sein und da das namentlich einem Engländer fast unentbehrlich ist, der den grössten Unterschied zwischen seinem abgeschlossenen Land und einem fremden stündlich fühlen muss, den daher jede Ausgleichung doppelt freut und der gewohnt ist, Fremde in seinem Wohnort gastfrei aufzunehmen.

Zeigt ihm, was ihn interessirt und was ihm gefallen kann; Fanny mag ihm viel vorspielen, er muss ihre Lieder von Beckchen *performed* hören, gebt ihm einen guten Begriff von der Musik *abroad*; Vater tadelte mich einmal in Paris, dass ich gegen Fremde nicht freundlich genug sei und, ich glaube, mit Recht. Aber ich habe den Fehler abgelegt, seit ich von Euch entfernt bin; man lernt es da schätzen. Drum habe ich ihm auch die Briefe nach Berlin angeboten, um die er mich nicht bat; setzt Ihr nun weiter fort.

In der tiefen Dämmerung gingen wir heut nach dem Palaste, wo Königin Maria gelebt und geliebt hat; es ist da ein kleines Zimmer zu sehen, mit einer Wendeltreppe an der

Thür; da stiegen sie hinauf und fanden den Rizzio im kleinen Zimmer, zogen ihn heraus, und drei Stuben davon ist eine finstere Ecke, wo sie ihn ermordet haben. Der Kapelle daneben fehlt nun das Dach, Gras und Epheu wachsen viel darin, und am zerbrochenen Altar wurde Maria zur Königin von Schottland gekrönt. Es ist da Alles zerbrochen, morsch und der heitere Himmel scheint hinein. Ich glaube, ich habe heut da den Anfang meiner Schottischen Symphonie gefunden. Nun lebt wohl.“ —

Klingemann schreibt:

Abbotsford, 31. Juli 29.

Staunendste!

„Unter uns schnarcht der grosse Mann — seine Doggen schlafen und seine gewappneten Ritter wachen — es ist 12 Uhr und die süsseste Geisterstunde, die ich je erlebt, denn Miss Scott bereitet die göttlichste Marmelade — die Bäume des Parks rauschen — die Wellen des Tweed flüstern dem Barden die Geschichten der Vorzeit und das Geheimniss der Gegenwart — und Harfentöne, von zarter Hand gegriffen, klingen dazwischen in's fremde, alterthümliche Gemach hinein, in das der Gefeierte uns gelagert, — mit wahrerem Hochgeschmack ist überhaupt nie ein Brief begonnen worden und auf Europa wird sehr herabgesehen. Schon wie wir heut Morgen fünf und dreiviertel Uhr aus Edinburg schlaftrunken abfuhren, tönte es närrisch um uns herum — die *Stage* war schon in Bewegung — ich voran ihr nach — ein Eckensteher — immer ein Highlander hier — brachte sie zum Stehen nnd rief mit Eifer: *Run my man, run my man, it won't wait!* Was bedeuten denn ferner vierzig Meilen, wenn man dabei die Quellen des Nil entdeckt? Wir waren in Melrose, Felix fuhr nach Abbotsford, — ich blieb zurück, als einer ohne *letter of Introduction*, der nachkommen könne, wenn der Walter den Andern durchaus nicht fahren lassen wollte. Melrose Abbey ist eine Ruine voll Erhaltung und Unterhaltung, der König David (von Schottland) und der Zauberer Scott (Michael, nicht Walter) sind da in Stein und die ganze Gegend ist von Sagen und alten Feenreigen durchwoben — *Thomas the Rymer* und die Feenkönigin

haben im dunkeln Glen, etwas weiter hinauf, Tänze gehalten, und sogar im Kastellan springt noch was davon, wenn er wie ein Gems auf die höchsten Pfeilerruinen klettert. Man wird so hungrig in solchen Ruinen, die einem durch Kontrast zuletzt sehr die Gegenwart auf die Nase stossen, dass ich mich in die Kneipe zurückzog zu Brot und Käse und Ale und einer Zeitung — so lag ich geniessend und ruhend auf dem Sopha — da kam die Kutsche zurück, man stürmte in unser Zimmer; ich dachte nur an Felix und sagte Skurriles. Da unterschied ich einen ältlichen Mann: O Sir Walter! rief ich aufspringend und fügte erröthend, entschuldigend hinzu: Nur ähnliche Kupferstiche entschuldigen ähnliche Vertraulichkeit! „*Never mind!*“ so erwiderte er, der so sehr als breit verrufene, kurz, — „werther zukünftiger Parnassbruder und Historien Romancier, ich freue mich Ihrer Begegnung: Ihr Freund hat mir schon und schön auseinandergesetzt, was und wieviel Sie alles noch schreiben werden, wo nicht geschrieben haben!“ Dabei wurden Hände aus- und wieder eingeschwenkt, und wir Alle zogen im überseligen Taumel nach Abbotsford. Noch heute Abend schrieben Felix und ich Töne und Verse in ein grosses Stammbuch mit Zittern, ich Folgendes:

Hohe Berge steigen himmelaufwärts
Und die Moore liegen rabenschwarz dazwischen,
Felsen, Schluchten, Schlösser, Trümmer reden von
uralter Vergangenheit,
Und sinnverwirrend umrauscht es die Neuen,
Die davon träumen, ohne es zu verstehn. —
Aber an den Pforten des Landes wohnt Einer,
Der, ein Weiser, der Räthsel kundig ist
Und der alles Alte neu an's Licht bringt —
Nun ziehen die Frohen
Und rauschen und lauschen
Und reisen und weisen,
Verstehen und sehen
Die Felsen und Schluchten und Schlösser und Trümmer. —
Der Weise aber hebet noch immer die Schätze
Und münzt sie ein in goldne, klingende Batzen!
Dies zum Andenken von etc. etc.

Nachschrift von Felix: „Klingemann lügt oben wie gedruckt. Wir fanden Sir Walter Scott im Begriffe, Abbotsford zu verlassen, sahen ihn an wie ein neues Thor, fuhren achtzig Meilen und verloren einen Tag um eine halbe Stunde unbedeutender Conversation, Melrose tröstete wenig, wir ärgerten uns über grosse Männer, über uns, über die Welt, über Alles. Der Tag war schlecht. Heut war ein Tag!! Wir haben des gestern vergessen und lachen darüber."

Felix:

Blair Atholl, 3. August.

„Heut ist der trübste, traurigste Regentag. Aber wir helfen uns, so gut es geht. Das ist freilich schlecht genug. Ganz durchnässt ist Erde und Himmel, und Regimenter von Wolken ziehen noch in Reih' und Glied heran. Gestern war ein wunderschöner Tag; wir gingen von Felsen zu Felsen, viel Wasserfälle, schöne Thäler mit Flüssen, dunkler Wald und Haide mit rothem Kraut; wir fuhren im offenen Einspänner des Morgens und gingen später einundzwanzig (englische) Meilen zu Fuss. Ich zeichnete sehr viel und Klingemann kam auf den göttlichen Gedanken, der Euch gewiss grosse Freude geben wird, an jeder Stelle, die ich zeichnete, einige Zeilen in Knittelversen zu entwerfen, und das haben wir denn auch gestern und heut ausgeführt. Es geht ganz prächtig, er hat schon wunderniedliche Sachen gedichtet.

Abends 3. August, an der Tummelbrücke.

Wilde Wirthschaft. Der Sturm heult, saust und pfeift draussen hin und her, schlägt unten die Thüren zu und die Fensterladen auf, ob der Wasserlärm vom Regen oder dem reissenden Schaumstrom herkommt, kann man nicht wissen, weil beide zusammen wüthen; wir sitzen hier ruhig am Kaminfeuer, das schüre ich von Zeit zu Zeit an, dann flackert es auf;

übrigens ist der Saal gross und leer, an einer Wand tröpfelt's nass herunter; der Fussboden ist dünn, da hallt das Gespräch aus der Knechtstube unten herauf, die singen betrunkene Lieder und lachen; dazu Hundebellen, zwei Betten mit purpurnen Vorhängen, an unsern Füssen statt der englischen Pantoffeln schottische Holzschuh, Thee mit Honig und Kartoffelkuchen, eine enge, gewundene Holztreppe, auf der uns die Magd mit Schnaps entgegenkam, trostloser Wolkenzug am Himmel, und trotz alle des Wind- und Wasserlärms, trotz des Knechtgesprächs und Thürklappens ist es still! Still und sehr einsam! Ich möchte sagen, dass die Stille durch den Lärm durchklingt. Eben geht die Thür von selbst auf. Es ist Hochlandsschenke. Die kleinen Jungen mit dem Plaid und den nackten Knieen und bunten Mützen, der Aufwärter im Tartan, alte Leute mit Zöpfen sprechen alle unverständlich Gaelisch durcheinander. Das Land ist weit und breit dick bewachsen und belaubt, von allen Seiten stürzen reiche Wasser unter den Brücken vor, wenig Korn, viel Haide mit braunen und rothen Blumen, Schluchten, Pässe, Kreuzwege, schönes Grün überall, tiefblaues Wasser, aber alles ist ernst, dunkel, sehr einsam. Was soll ich's beschreiben? Fragt Droysen danach, der kennt es besser und kann es malen, wir haben uns immer Zeilen seines „Hochlands" hergesagt. Lieber Droysen, woher kennst Du Schottland? Es ist so, wie Du sagst. —

Ich lese heut Abend noch in den Flegeljahren, denn die gehn mit, und die Schwestern gucken mich sonderlich an. *) Hensel hat's los, er kann Gesichter sehen und festhalten. Aber das Wetter ist trostlos. Ich habe mir eine eigne Manier zu zeichnen dafür erfunden, und habe heut Wolken gewischt und graue Berge gemalt mit dem Bleistift; Klingemann reimt munter und ich führe im Regen weiter aus."

*) Die Schwestern hatten Felix nach England die Jean Paul'schen Flegeljahre, sein Lieblingsbuch, geschickt, in das Hensel sie als Titelblatt gezeichnet hatte.

Klingemann:

Gegeben in den Hebriden, am 7. Aug.

„Die Jugend von Tobermory, der Hauptstadt der Insel Mull, lärmt vergnüglich am Hafen, das atlantische Meer, in dem sich reichlich Wasser zu befinden scheint, liegt ganz still vor Anker, gleich unserm Dampfschiff, wir sind in ein respektables Privathaus einquartiert und stiften unserm Tagwerk gern ein erquicklich Denkmal, indem wir, gleich Napoleon, unsre Armeebülletins immer nur von bedeutenden Punkten aus erlassen. Ordentlich reizend ist's hier, ich habe von jeher die Hebriden mit den Hesperiden verwechselt und das macht's, — fanden sich auch die Orangen nicht an den Bäumen, so lagen sie doch im Whisky-Punsch. — Gestern zogen wir bergauf, bergab, der Karren meist zur Seite und wir nebenhersteigend, durch Haiden und Moore und Pässe aller Art, — die Natur hat hier so sehr für Letztere gesorgt, dass das Gouvernement weiter garkeine fordert, — unter Wolken und im dichten Staubregen durch's Hochland, räucherige Hütten klebten auf Abhängen, hässliche Weiber schauten durch die Fensterlöcher, Viehheerden mit Rob Roy's sperrten zu Zeiten unsern Lauf, gewaltige Berge steckten bis auf die Kniee, im Hochlandskostüm in den Wolken und guckten wohl oben wieder heraus, — man sah aber manchmal wenig. Gestern Abend spät aber fielen wir ganz unverhofft wieder in einige Kultur, nämlich in eine Strasse, aus der das Fort William besteht, und heute Morgen warfen wir uns der neuesten, nämlich dem Dampf, in die Arme, waren wieder unter vielen Menschen und schlürften Sonnenschein mit Meergrün, weite Seelinien, die Felsen in bescheidener Entfernung, gute Kost und mancherlei Gesellschaft, ein neuer Freund erzählt uns gleich, wie das junge Ehepaar dort seinen *Honeymoon* verreise, und wie er sie auf dem Ben Lomond, kurz nach der Hochzeit, einen *Scotch Reel* hätte tanzen sehen, die Braut mit Abschiedsthränen in den Augen, — am Hafen von Oban steht Bruce's Felsen, wo er irgend eine That verrichtet, —

der Laird Mac Donald geht mit seinen Damen nach seinem Hause, einem neuen, das hinter den Ruinen des alten Castle's steht und worin noch eine silberne Broach von Bruce aufbewahrt wird, — unser Edinburger Freund, der Seekapitain Nelson, mit dem wir auf dem Schiff zusammentreffen, und *Hands shaken* erzählt wunderliche Geschichten darüber, wie diese Reliquie verloren gewesen und theuer wieder erkauft sei, — sie sei einmal geraubt mit anderen Sachen und habe sich zuletzt im Besitz einer Dame gefunden, die von Rob Roy abstamme." — —

Glasgow, 10. August.

„Da liegen wieder Meere dazwischen, an jenem 7ten musste Ruhe gesammelt werden, um am nächsten Morgen um fünf Uhr wieder in See zu stechen. Wenn man, wie wir jetzt, im besten Wirthshause einer Handelsstadt von hundertsechzigtausend Einwohnern sitzt, die eine Universität und Kattunfabriken hat und Kaffee und Zucker aus der ersten Hand, so schaut man mit Behagen auf erlittenes Ungemach zurück, — die Hochlande und das Meer brauen sich aber Nichts wie Whisky und schlecht Wetter. Hier ist's anders und glatt, aber comfortable; mit blauem Himmel über sich und gutem Sopha unter sich, geniessbaren Victualien vor sich und dienstbaren Geistern um sich bietet man allen Gefahren Trotz, besonders aber den überstandenen. Am besagten frühen Morgen wurden die angenehmen Dampfpersonen, die zuerst mit lauter Oelblättern auf uns zugeflogen waren, immer niedriger, je tiefer der Barometer fiel und je höher die See ging. Das that nämlich die Atlantische — das reckte seine tausend Fühlfäden immer ungeschlachter und quirlte immer mehr — die Schiffsregierung behielt ihr Frühstück fast allein, denn Wenige vermochten die Tassen zu handhaben, und überhaupt fielen die Ladies um wie die Fliegen, und ein und der andre Gentleman that's ihnen nach; ich wollte, mein Reisepechbruder wäre nicht unter ihnen gewesen, aber er verträgt sich mit dem Meere

besser als Künstler, denn als Mensch oder als Magen; zwei hübsche kalte Töchter eines hebridischen Aristokraten, auf die Felix wüthen mag, blieben allein ruhig oben sitzen und machten sich nicht einmal viel aus der Seekrankheit ihrer Mutter; noch sass eine zweiundachtzigjährige Frau gelassen an der Dampfmaschine und wärmte sich im kalten Winde. Die Frau hat mich sechsmal gerührt und siebenmal geärgert — sie wollte Staffa noch sehen vor ihrem Ende. Staffa, mit seinen närrischen Basaltpfeilern und Höhlen, steht in allen Bilderbüchern; wir wurden in Böten ausgesetzt und kletterten am zischenden Meere auf den Pfeilerstümpfen zur sattsam berühmten Fingalshöhle. Ein grüneres Wellengetose schlug allerdings nie in eine seltsamere Höhle — mit seinen vielen Pfeilern dem Innern einer ungeheuren Orgel zu vergleichen, schwarz, schallend und ganz, ganz zwecklos für sich allein daliegend — das weite graue Meer darin und davor. Da kletterte mühsam die alte Frau hart am Wasser, sie wollte doch noch vor ihrem Ende die Höhle von Staffa gesehen haben. Sah sie auch. Wir Anderen kehrten im kleinen Boot zum Dampfschiff, zum unerquicklichen Steam-Duft zurück. Beim zweiten Boot, was ankam, sah ich erst, wie wahr Theater in Opern das Auf- und Abschwanken eines Kahns, in dem der Geliebte die Werthe aus einiger Noth errettet, darzustellen vermögen. — Es gewährte einigen Trost, dass die beiden vornehmen Gesichter doch blass geworden waren, so sah ich's durch meinen schwarzen Brill. Aber die zweiundachtzigjährige Alte sass auch darin und zitterte, das Boot schwankte, mit Mühe hob man sie heraus — sie hatte doch vor ihrem Ende Staffa noch gesehen! Das Vergnügen wurde immer ernsthafter, da wo gestern nett conversirt war, wurde mehr geschwiegen heute, der blanke Mohr, der auf dem Verdeck sass und mit Tambourin und Waldpfeife den Jägerchor im Atlantischen vortrug, wenn er nicht rauchte, und der Abends pfeifend die Jugend von Tobermory mit sich herumzog, war dort geblieben; der gelbe Mulattenkoch, dessen gleissendes Calibansgesicht wir gestern mit Jubel zwischen Kesseln und Heringen und Zugemüse hatten herumhantieren sehen, briet heute alten Schinken und brachte mit

diesem Geruch einzelne leidende Seefahrer zur Verzweiflung, wo nicht zu was Schlimmerem; die noch lebenden Passagiere verschworen sich gegen den Kapitän, der dem Sir James zu Gefallen den alten längeren Weg zurück nehmen wollte, statt auf einem kürzeren um Jona herum nach Oban zu gehen. Jona, eine von den Hebridenschwestern, klingt doch wohl sehr ossianisch und weichmüthig, und es ist was dran — sitze ich mal in einer toll-vollen Assemblée mit Musik und Tanz und ich habe Lust, mich in die ödeste Einsamkeit zu begeben, so denke ich an Jona, woselbst die Ruinen einer Cathedrale, die mal geglänzt hat, die Reste eines Nonnenklosters und die Gräber der alten schottischen Könige und älterer nordischer Seefürsten sind; auf manchen Denksteinen sind zwischen groben Verzierungen Schiffe ausgehauen. Wohnte ich aber gar auf Jona und lebte dort von Melancholie, wie Andre von ihren Renten, so wäre mein dunkelster Augenblick der, wo ich im weiten Raume, der Nichts führt als Klippen und Möven, mit einem Male einen Schnörkel von Dampf sähe, dann das Schiff selber und zuletzt eine bunte Gesellschaft in Schleiern und Fräcken heranträte, sich eine Stunde lang die Ruinen und die Gräber und die drei kleinen Hütten für die Lebendigen ansähe und dann wieder davon zöge — und dieser höchst unmotivirte Spass sich nun wöchentlich zweimal erneuerte, als das Einzige beinahe, woran zu erkennen ist, dass es eine Zeit und Uhren in der Welt giebt; es müsste sein, als zögen die alten Begrabenen in einer possenhaften Vermummung um. Jona gegenüber liegt eine Felseninsel, die sieht zum Ueberfluss noch aus wie eine zerstörte Stadt.

Nach und nach genasen die Seeleidenden, ein Segel wurde über dem Verdeck ausgespannt, weniger gegen die Sonne, als gegen die Feuchtigkeit, über die wir Pechbrüder immer im Streit liegen, weil Felix es Regen nennt, ich aber „Mist“*), und man hielt im Angesicht sämmtlicher Seeungeheuer offene Tafel im Atlantischen, selbst Felix biss wieder ein und um

*) Englisch: Nebel.

sich, der Sir trank Wein mit Denen, die nicht über und gegen ihn gemurrt hatten — wir entzogen uns dem. Um sieben Uhr Abends hätten wir wieder in Oban, unserem Continent, sein sollen, wir kamen aber blos bis Tobermory, Einzelne landeten, der Mohr zog nicht lustig mit der Inseljugend umher; denn es regnete, und er hätte keine geneigten Gehöre gefunden. Es wurde Nacht und dunkel, der Capitain legte in irgend einem Winkel ruhig vor Anker und wir uns in die Cajüte — Betten gab's nicht, und Heringe wohnen in römischen Sälen gegen uns — ich wollte in der Schlaftrunkenheit zu Zeiten Fliegen aus meinem Gesicht vertreiben, und es waren nur die gereiften Locken des greisen Schotten; wäre der Papst dabeigewesen, so hätte ihm ein und der andere Protestant unbesehens den Pantoffel geküsst; denn man machte oft unbekannte Stiefel zu seinem Kopfkissen. Es war ein wüstes Gelag ohne Trinken, zu dem Regen und Wind abgeschmackte Lieder sangen.

Um halb sieben Uhr Morgens am Sonntag landeten wir in Oban unter Regen; eine gälische Predigt wollten wir nicht hören und setzten uns also, vom Regen beschattet, auf eins der liebenswürdigen Fuhrwerke von offenem Bergcharakter, die *Carts* heissen; zuletzt aber schien die Sonne und erwärmte Herzen und trocknete Mäntel. In Inverary war ein treffliches Wirthshaus und braves Unterkommen; eine schwarzlockige, schöne Wirthstochter schaute als Schild über dem Schilde in den Hafen hinein, in dem die frischesten Heringe um neun Uhr Morgens noch lebendig schwimmen, um eine Viertelstunde darauf schon gebraten in den Kaffee getunkt zu werden. Künftige Reisegefährten fragten uns theilnehmend unsere gehabten Leiden und zerrissenen Stiefel ab. Das Schloss des Herzogs von Argyll schaute stolz aus den hohen Bäumen heraus, und von allen Bergen ringsum besprachen sich die belaubten Bäume oben mit den behauenen Verwandten unten, die, schon im Schiffswesen angestellt, im Wasser umherschwammen.

Unsere Sehnsucht nach Kultur und Briefen trieb uns hierher nach Glasgow in wunderbarer Fahrt durch verschiedene

„Löcher", nämlich Seen, und über Land. Aus einem Dampfboot, in das wir stiegen, während die schwarzlockige Wirthstochter Klavier schlug, sollten wir in eine Dampfkutsche gesetzt werden, wir wurden aber von Pferden gezogen und erstere stand schon gebraucht, aber noch nicht ganz praktikabel, müssig am Wege, ein lächerliches Fuhrwerk mit einem hohen Schornstein und einem Steuer. Dann wurden wir wieder in ein Dampfschiff gesetzt, was von Eisen sein sollte, die Wände aber, an die wir klopften, waren von Holz; dann fuhren wir abermals eine Strecke zu Lande, bis wir wieder an einen Loch Heck kamen, da abermals in ein Dampfboot abgesetzt wurden, das uns zu endlicher guter Letzt an ein letztes abgab, an der Mündung des Clyde, mit dem wir nach Glasgow den Clyde hinauffuhren. Prächtige Fahrt, keine oder kleine Wellen, Seeörter am Fluss mit grossen Seeschiffen, Möven, vorübersausende Dampfschiffe, Landhäuser, ein Felsen mit Dumbarton castle und einem Blick in's Helle, Weite, vom blauen thürmenden Ben Lomond stattlich beschlossen — wir begrüssten ihn zum ersten Mal. Das Land wurde flacher und sanfte Kornfelder nickten uns nach den langen, stolzen, schweigenden Bergen, wie alte Bekannte vertraulich zu, Alles war dabei still und friedlich. Dreierlei Stillen regieren hier überhaupt — in den Bergen rauscht's voll Wasser, aber es ist ernsthaft still — im Meere zwischen den Inseln schlagen die Wellen, aber es ist trostlos still — in den vollen Ebenen fliegen die Dampfschiffe, aber es ist sanft und in Erholung still — das erste sind wüste Gesellen, die wollen nichts lernen und nicht arbeiten, das zweite sind abgesetzte Götter, die schmollen, das letzte sind fromme Kinder nach gutem Tagewerk. In Glasgow aber sind siebenzig Dampfböte, von denen täglich vierzig auslaufen und viele lange Schornsteine dampfen, ein treffliches Wirthshaus erquickt uns, in dem aber noch die Aufwärter mit zwei Händen und ebensoviel Füssen bedienen, weil's mit Dampf noch nicht ausgefunden ist.

Am 11ten, Morgen, geht's zum Loch Lomond und zu den übrigen Punkten, die eigentlich als Beilagen zu Walter Scott's

sämmtlichen Werken ausgegeben und verpackt werden sollten. Einstweilen ist Glasgow besehen und vortrefflich. Heute Morgen waren wir in einer stupenden Baumwollenspinnerei voll tollen Lärmens, so vielem, wie bei'm göttlichen Wasserfall von Monass, wo sitzt denn der Unterschied für's Ohr? Eine alte Arbeiterin bei dem Kratzfache hatte einen Baumwollenkranz auf und eine andere hatte ihr Zahnweh damit verbunden. Hunderte von kleinen Mädchen quälen sich da früh und sehen gelb aus. Aber poetisch bleibt solche Geschichte immer. Die Ordnung wird erhaben und das Ganze verschlingt sich wie Jahreszeiten und Vegetation. Ich spasse wenig und bewundere viel — die Zeiten sind garnicht so schlecht, wo Alles, es mag wollen oder nicht, weiter muss und Bewegung ist die beste Verdauung. Die Zeit eilt schrecklich und vom Hochland ist noch Alles, die Weite und die Enge, nachzuholen, aber man ist zu weit voraus, beste, ja noch bessre Gedanken- und Briefquadern haben wir aller Orten und Ecken liegen lassen müssen und die Hochländer verstehen's nun nicht und doch verdienten Sie Alle unser Bestes und nicht unser Eiligstes."

Klingemann.

Felix:

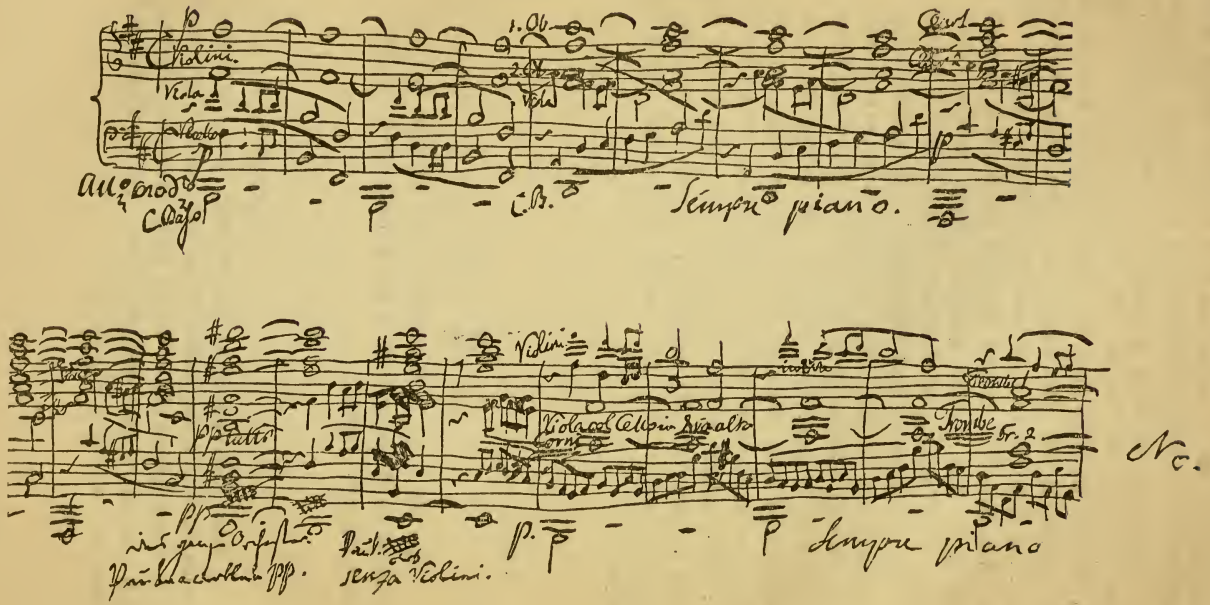
Auf einer Hebride, den 7. August 1829.

„Um Euch zu verdeutlichen, wie seltsam mir auf den Hebriden zu Muthe geworden ist, fiel mir eben Folgendes bei: (Siehe folgende Seite.)

Glasgow, 11. August.

„Was liegt da Alles dazwischen, die grässlichste Seekrankheit, Staffa, Gegenden, Reisen, Menschen, Klingemann hat Alles beschrieben und Ihr werdet mich entschuldigen, wenn ich mich kurz fasse, auch steht das Beste, was ich zu melden habe, genau in den obigen Musikzeilen." — —

(*Facsimile des Originals.*)



Felix:

Glasgow, 13. August.

„Hier ist denn das Ende unserer Hochlandsreise und der letzte unserer Doppelbriefe. Wir waren froh zusammen, haben munter gelebt, und sind so vergnügt durch die Gegend gewandert, als ob der Sturm und Regen, von dem alle Zeitungen berichten (und vielleicht endlich auch die Berliner), garnicht da wäre. Er war aber da, Wetter hatten wir, dass die Bäume und die Felsen krachten. Noch vorgestern auf dem *Loch Lomond* sassen wir in der tiefen Dämmerung auf einem kleinen Ruderboot, wollten über's Wasser kreuzen, weil ein Lichtchen blinkte, das uns einlud, da stiess der Wind aus der Bergecke sehr rauh und heftig, das Ding fing an so arg zu schwanken, dass ich meinen Mantel zusammennahm, um mich zum Schwimmen fertig zu machen, dass alle unsere Sachen durcheinander fielen und Klingemann mich ängstlich anfuhr: „Rühr dich! Rühr dich!" Doch kamen wir glücklich durch, wie wir denn überhaupt Treffer haben, mussten mit einem fluchenden, jungen Engländer, der halb Jäger, halb Bauer, halb Gentlemann und ganz unausstehlich war, sowie mit drei anderen gleichen Kalibers in einem Zimmer wohnen und in einem anderen Hause unter dem Dach schlafen, so dass wir von der Wohn- zur Schlafstube mit Regenschirm, Mantel und Mütze gingen. Das Elend, die unwohnliche, ungastliche Einsamkeit des Landes zu beschreiben reicht aber Zeit und Raum nicht zu; wir wanderten zehn Tage, ohne einem einzigen Reisenden zu begegnen; was auf der Karte als Städte oder doch Dörfer angegeben, sind einzelne Ställe nebeneinander, in denen Thür, Fenster und Schornstein aus einer Oeffnung bestehn, die Menschen, Vieh, Licht und Rauch zugleich ein- und auslässt, in denen Ihr auf alle Fragen ein dürres „Nein" hört, in denen dunstiger Branntwein das einzig bekannte Getränk ist, ohne Kirche, ohne Strasse, ohne Gärten, die Stuben pechfinster am hellen Tag, Kinder und Hühner auf einem Strohlager, viele

Hütten ohne Dach, viele noch unfertig daliegend, mit zerbröckelten Mauern, viele Brandstellen; und diese Wohnplätze sind nur sparsam einzeln zerstreut über das Land; sehr lange, ehe Ihr ankommt, hört Ihr von solchem Ort sprechen, der Rest ist Haide mit rothem oder braunen Kraut, abgestorbenen Fichtenästen und weissen Steinen dazwischen, oder schwarzer Moor, in dem sie Trappen schiessen. Dann findet Ihr auch wohl schöne Parks, aber unbesucht, breite Seen, aber unbeschifft; die Landstrassen verödet, und nun über alles das der Glanz der reichen Sonne gebreitet, die die Haide tausendfarbig verändert und alles so göttlich bunt und warm beleuchtet, und die Wolkenschatten, die sich hin und her jagen. Es ist kein Wunder, wenn die Hochlande melancholisch genannt sind. Gehn aber zwei Gesellen so lustig durch, lachen, wo's nur Gelegenheit giebt, dichten und zeichnen zusammen, schnauzen einander und die Welt an, wenn sie eben verdriesslich sind, oder nichts zu essen gefunden haben, vertilgen aber alles Essbare und schlafen zwölf Stunden: so sind das eben wir und vergessen es im Leben nicht."

Klingemann:

Glasgow, 14. August.

„Mein Gegenüber hat nicht allein die Seite, sondern auch das Hochland so gründlich beschrieben, dass ich mich schäme, anzufangen und höchstens ein Stück *Oatcake**) hierher nageln möchte, als schlagendes Aktenstück und niederschlagendes Wahrzeichen. Unvergessliches Land! das Gedächtniss der Nase ist bekannt, und so gut wie Walt**) Aurikelngeruch nicht vergessen konnte, wird der Hochlandsgeruch in uns fortwohnen — eine gewisse räucherige Atmosphäre, die jeder Bergschotte um sich hat. Ich schloss unterwegs einmal die Augen und meldete darauf, fünf Hochländer seien vorüberge-

*) Hafermehlbrot. **) Flegeljahre von J. Paul.

gangen — meine Nase hat's gesehen. Die Häuserzahl dort ist gleichfalls danach bequem zu bestimmen. Im Uebrigen ist das Land gar so übel nicht, wie es gewisse Leute aus grossen Residenzen machen wollen, — es hat sich fast ausschliesslich auf's Bergfach gelegt und leistet doch darin Einiges — Abends, wenn es dunkel wird und der Sturm sich aufmacht, findet man doch ein Wirthshaus mit Betten und einen Raum, den man nicht gerade mit den Viehtreibern zu theilen braucht, sondern mit schiessenden John Bulls — läuft auch mal ein Huhn durch die Stube, schreit auch mal unter uns ein Schwein, so beweist das doch, dass man am nächsten Morgen ein frisches Ei und etwas Schinken zum Frühstück haben wird, — stösst der Karren, auf dem man ächzt, auch etwas mörderlich, so ist das doch nur etwas mehr Aufmunterung zum Fusswandern, — findet sich auch gerade kein industriöser Kerl, der die Sachen trägt, wenn man gern zu Fuss gehen will, so ist das nur ein freundlicher Wink, dass man sich's bequem machen möge und fahren — hat man einmal nichts weiter als frischen Hering und schöne fette Sahne, so bedeutet das den patriarchalischen Urzustand, den wir Neueren immer im Munde haben — machen die Leute etwas ungeschickt Anstalten zu Mehrerem, mit versetztem Wein und übersetzten Rechnungen, so ist das doch ein erfreulicher Ansatz zur Kultur, sowie überhaupt die einzelnen Wirthshäuser, die auf den Karten als Städte aufgeführt sind, wohl nichts weiter vorstellen, als eben Samenkörner zu jenen, hier und da in die weite, breite Moorerde gesteckt, die schon einmal auflaufen werden. —

Und nun kamen wir heraus aus den Hochlanden, denn wir sehnten uns nach der warmen Sonne, die wir seit Tagen nicht gesehen, wir wiegten uns in gutem Fuhrwerk, das wir lange nicht gekostet, durch ebene Gegend und muntere Dörfer, in denen wir lange nicht gewesen, die Sonne schien draussen wirklich im blauen Himmel, nur über dem Hochlande lagen noch schwarze Wolken, je länger und öfter wir aber zurückschauten, desto blauer und duftiger wurden die Berge, zu deren Füssen wir gelegen, alle tiefen Farben spielten und wir hätten sehnsüchtig werden und uns nach ihnen zurückwünschen mögen,

wenn wir nicht gewusst hätten, dass es drinnen doch grau und kaltmajestätisch hergehe. Auf alle Fälle war's aber doch ein süsses Ade von jenen Höhen, die wir verläumden und lieben." —

Felix:

19. August, Liverpool.

„Da flog man weg von Glasgow, oben auf der Mail, zehn Meilen die Stunde, durch Wiesen und Schornsteine, die beide dampfen, in die Cumberland-Seen, nach Keswick, Kendal, den niedlichsten Städten und Dörfern, das ganze Land ist wie eine Wohnstube, Felswände, aber wohltapeziert mit Büschen, Moos und Tannen, die Bäume sorgfältig in Epheu gewickelt, keine Mauern oder Zäune, nur hohe Hecken, und diese bis auf die flachen Berggipfel hinauf, von allen Seiten fliegen Wagen mit Reisenden über den Weg, Korn steht in Garben aufgepflanzt, und Abhänge, Hügel, Schluchten, alles mit dem warmen, dicken Grün bedeckt, darauf gleich wieder die dunkelblaue englische Ferne, manche alte Adelsburg dazwischen, so ging's bis Ambleside, da wurde der Himmel wieder finster, Regen und Sturm, wir aussen auf der *Stage*, durch die Hohlwege, an den Seen vorbei, bergauf, bergab wie toll jagend, so in die Mäntel und Schirme gehüllt, dass wir nur die vorüberfliegenden Gitter, Steinhaufen oder Gräben zählen konnten, dann wieder hinausguckend auf veränderte Berge und Seen, mit den Regenschirmen an die Häuserdächer zuweilen anstossend, durch und durch nass in ein schlechtes Wirthshaus mit hohem Kaminfeuer und englischen Gesprächen von Fussgehen, Steinkohlen, Abendbrot, Wetter und Bonaparte handelnd, dann gestern durch Zufall auf getrennten *Stage*plätzen, so dass ich Klingemann kaum sprach, denn in vierzig Sekunden ist umgespannt, ich auf dem Bock neben dem Kutscher, der mich frug, ob ich viel die Cour machte und sich Manches erzählen liess, während ich die Pferdesprache von ihm lernte,. Klingemann neben zwei alten Weibern, denen er ein Stück Schirm abtrat, wieder Fabriken, Wiesen, Parks, Landstädte, hier ein Canal, da eine Eisenbahn, dahinter

das Meer mit Schiffen, sechs volle Kutschen mit aufgethürmten Menschen nacheinander, Abends dicker Nebel, die *Stages* rasen, wenn's dunkel wird, durch den Nebel am Horizont weit und breit Laternen zerstreut, Windmühlenflügel, Fabrikenrauch von allen Seiten, einzelne Herren zu Pferde vorübersprengend, das erste *Stage*horn tutet in b-, das zweite in d-dur, noch andre aus der Ferne hinterher, und da sind wir nun in Liverpool. —

Heut Abend geht Klingemann nach London, ich nach Holywell, die Schottische Reise ist vorüber, es geht Alles sehr schnell, viel ist mir seit Kurzem vorbeigezogen und es steht noch nicht still. Wir gehn nun auseinander und legen schöne Zeit zur Vergangenheit.“ —

Klingemann:

Liverpool, 19. Aug., Abends halb zehn.

„Um zehn Uhr ist das Vergnügen aus, ich setze mich, nachdem sich zwei nachdenkliche Reisegesellen auseinandergesetzt, auf die Mail und fahre nicht fort, wie ich gewollt, im Briefe, sondern nach London! Darum hier kurzer warmer Abschied von Doppelcorrespondenzgenossen und all' dem grünen, bergigen Durcheinander, nach einem Tage, wie dem heutigen, im Städtchen Liverpool, wo wir uns auf Börse und im Hafen, auf neuen Kirchhöfen und in Rathhaussälen haben herumtreiben müssen und sogar noch für unser Dinner zu guter Letzt im Dampfboot über die rauhe, regnigte Mersey schiffen, von wo wir eben, in dunkler Kajüte sitzend, zwischen unsichtbaren, schweigenden, schwatzenden, angetrunkenen, nüchternen Liverpoolern zurückkommen, und mit Packen und Berechnen den vierwöchentlichen nassen aber tapfern Festtag ausläuten. So mögen denn die Glocken klingen und stille fortbrummen, bis das wunderliche Schicksal sich's 'mal wieder in den Kopf setzt, Leute, Gott weiss wie, auseinanderzubringen und Gott weiss wo zusammenzuführen. Auf einem närrischen Umwege reden sich Leute, die sich auf mehr wie eine Weise gegenübersitzen, an,

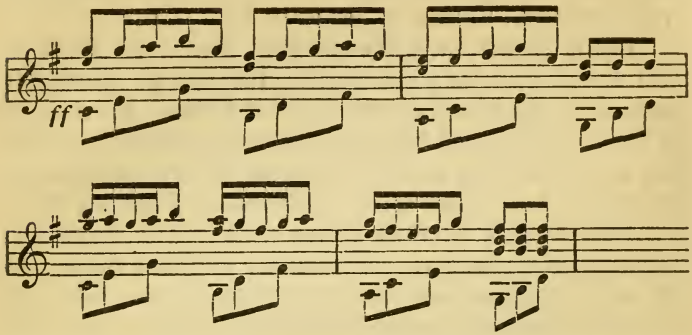
wenn sie sich in einem Doppelbrief anschreiben und etwa sagen: Gottlohn und schönen Dank für geleistete gute Gesellschaft! Wir zogen in der That ehrlich und wacker genug durch Hoch- und Tieflande, wehe aber all den schlechten Inn's und alle den Regenschauern, die uns so oft zum Schweigen gebracht haben! — — Basta! Felix beneidet mich jetzt um das elende Fleckchen Platz, was ich noch habe, weil ich nun unter vielen andern pikanten Dingen noch das herausheben kann, wie wir heute an Bord eines amerikanischen Schiffes waren, von New-York, das „Napoleon" heisst, und auf dem sich, ausser allem erdenklichen Mahagonicomfort, auch ein Piano von Broadwood befand, zum Trost für lange See-Augenblicke, und wie er, im Hafen von Liverpool, unfern des Atlantischen, sich hinsetzte und mir aus dem ersten Satz Ihrer Ostersonate, o Fräulein Braut, vorspielte, von der wir früher bloss gesprochen, — die kalte Luft wehte dazu von oben herein, und Matrosen sangen von Weitem zur Arbeit ein eintönig Moll-Lied. — Adieu. —"

Felix:

Llangollen, den 25. Aug. 29.

„Nur keine Nationalmusik! Zehntausend Teufel sollen doch alles Volksthum holen! Da bin ich hier in Welschland, und, o wie schön, ein Harfenist sitzt auf dem Flur jedes Wirthshauses von Ruf und spielt in einem fort sogenannte Volksmelodieen, d. h. infames, gemeines, falsches Zeug, zu gleicher Zeit dudelt eben ein Leierkasten auch Melodieen ab, zum Tollwerden ist es, Zahnschmerzen habe ich leider davon; die Schottischen Dudelsäcke, die Schweizer Kuhhörner, die Welschen Harfen, die alle den Jägerchor mit Variationen als Improvisationen von grässlicher Art vortragen, ferner die schönen Gesänge auf dem Flur, überhaupt alle ihre reelle Musik! Es ist über die Begriffe! Wenn man wie ich Beethoven's Nationallieder nicht ausstehen kann, so gehe man doch hierher und höre diese von kreischenden Nasenstimmen ge-

gröhlt, begleitet von tölpelhaften Stümperfingern, und schimpfe nicht. Während aller dieser Zeilen spielt der Kerl auf dem Flur:



und das variirt er und dazwischen spielt der Leierkasten ein geistliches Lied aus Es-dur. Ich werde toll und muss das Schreiben auf nachher lassen. — —

D. 26. Aug. Und daran that ich auch Recht: ich ging in Verzweiflung gestern Abend zu den drei Wirthstöchtern, die ein Klavier haben, und bat sie, mir darauf etwas vorzuspielen; sie sind recht hübsch und thaten's, Leiermann und Harfenist (letzterer ist übrigens zugleich der Barbier, wie ich heut früh sah) verstummten, die Töchter orgelten los, ich war selig, die *muette de Portici*, einige Quadrillen thaten mir wohl, nachher baten sie mich, sie zu „begünstigen" und darauf begünstigte ich denn nach Herzenslust, raste umher und spielte mir Zahnschmerzen fort; der Abend war ganz angenehm und ich kam zu spät, um zu schreiben, nach meinem Zimmer zurück. Dazu war ich gestern auf einen hohen Berg, mit den Trümmern einer Nonnenburg auf seinem Gipfel, geklettert, hatte mich von da weit umgesehen, in die blaue Ebene, und in dunkle, einsame Thäler am Fuss; war gleich in eins dieser stillen Thäler hinabgestiegen, in dem die Mauern und Fenster einer alten Abtey von zarten grünen Bäumen verdeckt und ausgefüllt werden, die Abtey liegt am lärmend laufenden Bach, Berg- und Felssteine liegen umhergestreut, der Chor der Kirche

ist zum Stall, der Altar zur Küche verwandelt, über die Spitzen der Fensterzierrathen ragen weit die Gipfel der Buchen, die im sonstigen Kapitel stehen, und der Himmel war ruhig grau; ich componirte ein wenig, statt zu zeichnen in Hensel's Weihnachtsbuch; es war ein hübscher Tag.

Blauer Himmel und Sonnenschein thuen mir herzinnig wohl und sind mir so unentbehrlich! Hier sind sie nicht. Das macht mich eigentlich ernsthaft oder fast betrübt. Der Sommer ist fort, und ohne einen Sommertag gesendet zu haben. Gestern war ein guter Tag, d. h. ich wurde nur dreimal nass, behielt den Mantel fortwährend um die Schultern und sah die Sonne ein paarmal durch die Wolken; von schlechten Tagen nun hat man keine Vorstellung; ein wüthend pfeifender Sturm weht mit wenig Unterbrechung seit vier Wochen, dazu fallen die Wolken herunter und würden schrecklich regnen, wenn der Sturm sie ruhig fallen liesse; der fängt sie aber auf, wirft sie in der Luft umher, peitscht sie als Wasserstaub in's Gesicht, es ist nichts dagegen zu thun, als still in den Häusern liegen zu bleiben; statt der sonstigen munteren Reisegespräche hört Ihr um Euch nur einzelne verdriessliche Worte: seit Menschengedenken, oder überschwemmter Weg, oder Ausbleiben der Posten und Schiffe, verdorbener Reiseplan. Und so ist auch meiner nun verdorben, heut wollte ich den letzten Versuch machen, und im Fall blauer Himmel wäre, noch einmal in die Berge gehen, aber es ist wieder der Regensturm oder Sturmregen und ich gebe es heute auf. Die Reise nach Irland ging mir in Bangor und auf der Insel Anglesea zu nichte, trotz aller Nässe dacht ich noch daran, es auf ein Paar Tage drüben zu versuchen; da kam aber das Dampfboot, war statt sechs Stunden funfzehn gegangen, und wie die einzelnen seekranken Passagiere nass, schwach und fluchend umherwankten, da liess ich mich zur Kutsche in's Land einschreiben. Ich habe mit dem Wetter gekämpft, wie man nur kann, bin fast täglich bis auf die Haut durchnässt gewesen, habe die Berge gesehen wie Möbel, Kronleuchter und Teppiche eines alten Palastes, mit grauen Leinwandüberzügen zugedeckt, nur einzelne Prachtspitzen unverhüllt, nun aber ist es aus. Morgen geh ich zu

meiner Familie auf's Land (siehe unten) und Mitte der nächsten Woche bin ich wieder in London.

Dazwischen stehen aber zwei helle, frohe Tage wie Sonnenschein, und sonderbar, dass alles so anders kommt, als man sich's ausmalt, es waren grade die beiden ersten, wo ich so ganz allein, ganz in der Fremde war. Am Abend, wo ich den vorigen Brief schrieb, hatte Klingemann gepackt, sich fertig gemacht und ich begleitete ihn in der Nacht durch den rasenden Regensturm nach dem Posthause, er stieg auf's Deck, wir sprachen noch einzelne deutsche Worte herab und hinauf, dann stiess der *guard* gräulich in die Trompete, die *stage* rasselte ab, mir kam London so heimisch vor, als sei es die Vaterstadt, und ging nun allein in die leere Stube durch den Regen zurück und legte mich im Zimmer mit zwei Betten schlafen; alles das war noch vor einer Viertelstunde anders gewesen, kurz, denkt Euch den schlechtesten Abend und Ihr kommt nicht an die Wirklichkeit. Dazu schlechte Wirthsleute, theure Rechnungen, eine verunglückte Zeichnung und dergleichen Kleinigkeiten. — Am andern Morgen reiste ich erst um Zwei ab, ging also doch, um etwas zu thun, nach der Eisenbahn, die nach Manchester fünfunddreissig Meilen weit führt, und kam an die beiden Tunnels, fing an spazieren drin zu gehen und wie ich vom grossen das Ende durchaus nicht absehen konnte, imponirte mir das Ding ein wenig, ich redete den Aufseher an und brachte ihn endlich durch Vorstellungen und Bitten dahin, dass er mir einen Wagen erlaubte, um unter Liverpool durch bis an den Hafen zu fahren; der schwere Wagen kam, hinten auf stieg ein Arbeiter und los ging's, funfzehn Meilen in der Stunde war die Geschwindigkeit, kein Pferd, keine Maschine ist da, der Wagen läuft von selbst und treibt sich nach und nach zur tollsten Schnelligkeit; das kommt, weil es ein wenig, ganz unmerklich, bergab geht, zwei Lichter brannten vorne, das Tageslicht verschwand, der Zug blies die Lichter aus und nun war dichte Finsterniss, ich habe zum ersten Male in meinem Leben nichts gesehen, dazu raset der Wagen immer schneller und rasselt stärker, es war etwas für meinen Magen. In der Mitte des Ganges kamen wir an einem Kohlenfeuer vorbei, da hielt

der Arbeiter still und steckte sich eine Lampe an, streng kalt war es auch im Gang, dann kam das rothe, warme Tageslicht von fern geströmt und ich stand am Hafen, als ich herausstieg. Es stärkte mich sehr, und als ich auf dem Heimweg durch's Marktgebäude ging, so wurde ich vergnügt. Dies ist nur ein leichtes Fachwerkgebäude, aber viel grösser als die katholische Kirche, mit ganz niedrigem Dach, drin laufen in der ganzen Reihe etwa acht Reihen Büffets, die mit aufgethürmten Früchten, Fleisch, Gemüse, Kuchen beladen sind, so dass ein langer weiter Spaziergang zwischen Victualienalleen sich aufthut; Menschen aller Art wimmeln, viel Schwarze, Amerikaner, Italiener, Welschsprechende, Marineofficiere, unzählige hübsche Köchinen, in der Mitte hängt eine grosse Uhr, an den Wänden Pläne von Liverpool; ich wurde lustig und fuhr nach Chester. Unterwegs überlegte ich mir, was mir schon lange im Kopf gelegen hat, ob es nämlich auch ganz recht sei, dass ich so auf's Gerathewohl, ohne eigentlichen Zweck, nur für's Plaisir, schon seit vier Wochen umherführe und viel Geld und Zeit ausgäbe. Die Idee hatte mich mehrmals seit einigen Tagen verdriesslich gemacht. Da sagte ich mir aber, dass ich etwas sähe, was ich nie wieder sehen würde, dass ich mir England frei und ohne Geschäftsideen anguckte, dass diese Unabhängigkeit mir hier nicht noch einmal werden könnte, denn wenn ich wieder komme, so hab ich zu viel zu thun, als dass ich so munter umherfahren könnte; und da ich wohl nie wieder einen Sommer hier zubringe, da mir Schottland sehr unvergesslich ist, da ich noch nie Zeit habe verloren nennen können, in der ich froh und erfrischt war (und wenn ich faul war, so war ich eben nicht froh), besonders aber da mir manches Neue sich im Kopf zusammenbaut, was mir beweist, dass ich die Fischblütigkeit der Gesellschaften und Menschen in London verdaut habe, und dass ich wieder loscomponiren muss, woran ich zuletzt halb verzweifelte, so warf ich die Verdriesslichkeit weg und sprach mich fast los! (Es ist nun die Frage, ob Du, lieber Vater, es auch thust?) — Nun, und dann wurde ich froh, und in Chester war ein heiterer Augenblick; auf den dicken, breiten Stadtmauern läuft ein Spaziergang um die Stadt,

oben sah ich eine Mädchenpension gehen, ich mit meinen Zeichenbüchern hinterher, die Mädchen waren ganz hübsch, die Ferne sehr blau, die nahen Häuser und Thürme dunkelbraun, Abends regnete es leise und in der Dunkelheit jagten wir nach Holywell. Mein Nachbar sprach viel von seinem jüngst gestorbenen Sohn und lud mich ein (ich komme auch und er weiss noch nicht meinen Namen), dunkle Klumpen auf beiden Seiten versprachen Hohlwege, Bäume und Berge, und ich legte mich zu Bette, nachdem ich dem Jungen befohlen, morgen ja mit dem Frühesten nach der Post zu gehen. Der weckte mich drauf mit Briefen, die mir den vergnügtesten Tag bereiteten; ich erhielt einen lieben von Droysen, dem Ihr meine Freude und meinen Dank vorlesen müsst und den Eurigen, voll Plaisir und Mühlenfels! — Der Gedanke, dass Vater vielleicht nach London kommen könnte, machte mich fast toll vor Lust; lieber Vater, wenn Du kämst! die Stadt solltest Du gut sehen, ich wollte sie zeigen, und wie würdest Du sie lieben! Das sagten Klingemann und ich schon immer zu einander; Du sagst, Du brauchest Erregungen; bei Gott, das ist eine; ich will garnichts mehr sagen, sonst vergesse ich das Uebrige. Aber wenn es wäre! — Eben das nun, und die ganzen Briefe machten mich so vergnügt und glücklich und heimisch in der Einsamkeit; da fuhr ich denn nun hinaus zu Taylors, um mich für übermorgen anzusagen; die wohnen da im Landhause, das auf weitem, geschornem Grasplatze zwischen Blumen steht, Bewegung, Lärm, Menschen sind nirgends, in der Ferne die Bergwerke, denen der Vater vorsteht, Berge überall, und nun kam ich zu Fuss durch die Wiesen und fand die elegante, förmliche Londoner Familie, aber wie verwandelt: Vater und Bruder waren verreist *never mind*, zwei Töchter pflanzten im Garten, die Mutter ritt zu Esel, hei wie wurde Hand geschüttelt, die hübscheste Tochter vermisste ich; auf dem Spaziergang hörten wir aber Pferde trappeln, und gleich darauf kam selbige an in einem blauen Reitkleid, und ein langer Cousin hinter ihr; sie war ausser Athem, sehr hübsch und heisst Susanna. Den Cousin fing ich an zu hassen — bis sichs fand, dass er sich ein Vergnügen draus machte, mit mir nach Wales zu reisen; das nahm ich an.

wir schlossen ewige Freundschaft (aber auf Englisch, denn er versteht kein Französisch und gar Deutsch!) und alles wurde verabredet. Als ich drauf den guten englischen Flügel da fand und mir manches darauf vorspielte, als besagte Reiterin mir ihr Gartenhaus (sie hat eins von Tannenborke im Park) versprach, um drin bei meiner Rückkehr zu komponiren, wofür ich ihr versprechen musste, selbiges Rindenhaus zu zeichnen (es ist so eine Art Lämmerei im beliebten Genre), als zum Essen die Mädchen alle mit weissen Kleidern erschienen, für die ich eine entschiedene Vorliebe habe (ob die auf Mädchen oder Kleider geht, bleibt unentschieden), als ich mir drauf in der Dämmerung beim Kaminfeuer wieder etwas vorspielte und dann Nachts nach Holywell zurückfuhr, so schlief ich natürlich im Wagen ein, träumte aber Angenehmes. Das waren die zwei Sonnentage. Den Morgen drauf war wieder Regensturm, doch reisten der Engländer und ich ab, schliefen die Nacht am Meere in Bangor (Wales ist ein schönes Land, aber das Format ist so klein, dass ich mündlich die Beschreibung liefern muss), den nächsten Tag über Caernawon nach Beddgellert und dem Thal von Festiniog, dann nach Capel Carrig, endlich gestern nach Corwen, wo er nach dem Landgut (es heisst Coed Du) zurück und ich hierher ging. Wir haben uns recht gut vertragen und viel conversirt; hätte er mich nicht einmal, als ich Fanny's erstes Lied „Hören möcht ich" auf der *Stage* sang, beim Aermel gezupft und mir einen Lachsfang gezeigt, wo man die dicksten Lächse fängt, so hätte ich ihn nie angefahren oder angebrummt. Diese Lieder aber sind schöner, als gesagt werden kann. Ich spreche bei Gott als kalter Beurtheiler und finde sie sehr hübsch. Aber es giebt doch wirklich Musik, die ist, als ob die Quintessenz aus der Musik genommen wäre, als ob es die Seele von der Musik wäre. So die Lieder. O Jesus! Besseres kenne ich nicht! Aber lebt wohl! Wohin ich heut gehe, nach Osten, Westen oder Nord, ist noch nicht ganz gewiss, vielleicht bleibe ich gar sitzen, es regnet zu sehr. Doch ist dies der letzte Reisebrief, denk' ich, der nächste kommt aus London, dem Rauchnest. — Betrachte ich meine heutigen Thaten, so sage ich mit Vater zu mir selbst: *Donde diavolo etc.* Nehmt's

auf, wie ich's hinschreibe und seid mir gegrüsst. Sonderbar ist's, dass der Tag, an dem Ihr Euern Brief schriebt, wo im Garten die Sonne schien und Ihr mir Gleiches wünschtet, einer der wenigen hellen Tage auch für uns war. Guten, frohen, heitern Morgen denn Euch Allen!"

Felix.

Coed Du, den 2ten Sept. 29.

„An die Schwestern will ich ihn richten, habe meine Gründe dazu; es ist der Wendepunktsbrief für dies Jahr, denn von nun an werden sie posttäglich näher und näher adressirt, bis sie ganz aufhören; dies der eine; es ist eben nichts Wichtiges, Ernsthaftes, Geschäftsmässiges zu berichten, sondern mehr von Gärten, Zeichnen, Lämmern, dies der andere; und zum ersten Mal seit Deutschland bin ich wieder mal herzlich und zutraulich mit Menschen zusammen und freue mich ihrer und denke Eurer: dies der Hauptgrund. Denn viel ist von Euch Schwestern hier die Rede, sie machen Euerm Bilde schrecklich die Cour und kennen Euch sehr gut mit Vornamen und allem und ich beschreibe Euch pünktlich. Zwar hätte ich Euch alles dies schon von London aus schreiben können, denn wie ich im letzten Brief meldete, werde ich gegen Ende dieser Woche da sein; weil ich aber nicht weiss, wie viel Zeit und Lust die schnelle Reise und vieles andere bei meiner Ankunft in London zum Schreiben lassen werden, weil ich zweifle, dass ich Euch so heiter von da aus anreden kann, wie ich es nun gerade jetzt mag, so ist es besser, dass ich den Brief noch von hier aus schicke, wenn er auch ein Paar Tage älter ist; hier nämlich ist Coed Du, das Landgut in England. Den Tag meines letzten Briefes aus Llangollen fuhr ich allein in der Mail durch furchtbaren Regen; ging dann zu Fuss in's Thal von Llanrust und fuhr im offenen Wagen nach Conway, wo ich so nass ankam, wie ich vielleicht noch nie in meinem Leben gewesen bin. Den folgenden Tag fuhr ich nach Holywell, wo ich Briefe von Euch erwartete und keine fand; ich kam nasser an, als den vorigen Tag, diesmal war meine Stube schlecht, der Kopf brummte mir vom Sturm, die gehofften Nachrichten von Hause,

an denen ich immer einen Tag lang kaue und zehre, blieben aus, das Kamin rauchte, kurz so behaglich ich es das erste Mal im Wirthshaus fand, so unbequem langweilig war es das zweite Mal und wie ich denn überhaupt alle Zweitenmale hasse oder fürchte, so zitterte ich vor der Rückkehr nach Coed Du. Dazu hatte ich nichts zu lesen, weil der erste Theil von Guy Mannering, den ich mir in der neuen Fünf-Schilling-Ausgabe kaufte, zu Ende war und der zweite erst heut in London erscheint; nahm also die Zeitungen und las vom Irländischen Dampfschiff, das der Capitain schon aufgegeben hatte, dem alle Kohlen fehlten, das statt sechs und zwanzig, sechs und fünfzig Stunden ging, in dem die Passagiere auf der Erde lagen, die Aufwärter auf den Vieren kriechen mussten, die Damen nicht aus der Ohnmacht erwachten und das nur durch ein augenblickliches Anhalten des Wüthewindes gerettet ist; dann wieder von zwei Personen, die trotz alles Läugnens und mancher Unwahrscheinlichkeiten in drei Tagen verdammt und gestorben sind und so mehrere hässliche Sachen. Am andern Tage aber kam das Landgut und nun möchte ich doch so gerne beschreiben, aber wie soll ich es machen; wenn jeder Schritt, jeder Augenblick, alles so ganz von Deutschland verschieden ist, was soll ich hinausheben?

Ich wollte, ich wäre ein berühmter Schriftsteller, es wäre was für mich. Doch lege ich los mit Beschreiben, für Euch Kinder ist es gut genug. Englisch spricht man hier, so fein wie nur möglich, und ich nehme mich sonderlich aus zuweilen, aber das thut wenig. Der Vater also, Herr Taylor, ist der englischste Engländer, den Ihr erdenken könnt. (A propos, Hamilton & Co. kenne ich nicht, habe sie nicht gesehen, und sie zu nichts als einem Singakademiebillete empfohlen.) Der Hausherr also ist der Inhaber ungemein bedeutender Bergwerke in vielen Theilen Englands und scheint sehr angesehen in seinem Fach; hier hat er sechs Bleiwerke und inspicirt die mit seinen Söhnen, die waren in Deutschland, sprechen deutsch mit mir, jagen auf Mord (Dick hat gestern fünfzehn Rebhühner und einen Fasan geschossen), reiten Carrière über die Wiese vor dem Haus, fischen, richten die Hunde gut ab und necken ihre

Schwestern. Diese haben ihre Meriten, hübsch ist eigentlich nur die zweite, diese aber sehr und spricht einen guten Ton, aber gut sehen sie Alle aus, und die älteste ist ein prächtiges Mädchen, so wie auch an der jüngsten nichts getadelt werden muss. Zum Glück spielt hauptsächlich die zweite Klavier und ich gab ihr schon manchen guten Rath, wie sie das Gelenk lose halten müsse und die Finger: so! Aber die älteste zeichnet vortrefflich Landschaften und kann auch Männer und Frauen im Vordergrund anbringen; da das mir nun nicht gegeben ist, so macht sie mir zu einigen schottischen Gegenden gute Staffage, unter andern gestern ein paar wundernette Hochländer; die jüngste aber hat mir eben ein kleines Nadelkissen geschenkt. Die Mutter ist ruhig und still und gut; man sieht wohl, dass sie das Ganze führt und regelt, ob sie schon wenig spricht; ich bin ihr von Herzen gut und sie mir auch, denk ich; sie erinnert mich oft lebhaft an Dich, liebe Mutter, sogar im Gesicht ist zuweilen die Aehnlichkeit sehr auffallend. Ausserdem sind da: drei lange, dürre. hässliche, moquante Cousinen aus Irland, unverheirathet, alt, heimlich kichernd, in papageigrünen, kurzen Kleidern; wir stehen in offener Fehde gegeneinander und hassen uns sehr; item ihr Bruder, ein stiller, grämlicher, junger Mann, spielt das Horn und versteht was vom Bergbau; ferner ein anderer Cousin, mein Reisegefährte, schiesst viel Kaninchen, zeichnet und macht der jüngsten Cousine fast den Hof; item ein ruhiger Seekapitain, item 3 Ponys und Donkeys (ist ein Esel), ein Phaeton, ein in Sammt und Seide gehüllter Bedienter, Gärtner, Bauern etc. Die Scene ist zwischen Mold und Ruthin in Flintshire, Zeit zwölf Uhr Mittags. Die vielen Fremden sind aber erst seit gestern hier und wollen der grossen Fête beiwohnen, die in einer Stunde losgeht. In einem engen Thale, sechs Meilen von hier, ist nämlich ein Zelt aufgebaut, unter dem heut zu Mittag gegessen wird; da ist nun die ganze Nachbarschaft gebeten, versammelt sich hier um eins und bewegt sich dann zu Fuss nach dem besagten Zelt zu; wo es hübsch ist, wird still gehalten und nach allen vier Weltgegenden hin gezeichnet, die Mutter reitet zu Esel, für Honorazioren ist der Phaeton angespannt, der gestern ge-

schossene Fasan steckt schon in der braunen Pyekruste, viel Blumen muss der Gärtner bringen, ich sehe aus meinem Fenster weisse Kleider auf der Wiese umherschimmern, ist's gut Wetter, so lachen wir, sollt' es regnen, so lachen wir noch mehr, auch ist eine Dampfmaschine in der Nähe, an der wir uns wärmen können und unterkriechen im schlimmsten Falle; wenn wir zu Hause kommen heut Abend, so finden wir den Saal erleuchtet und offen, weil getanzt werden soll (das haben mir die Mädchen heimlich verrathen, sagt's also nicht weiter), und so ist's auf einmal heut ein Festtag, aber ganz ohne Anlass, nur bloss um sich Vergnügen zu machen; das gefällt mir nun gar zu sehr, und es soll mir Keiner so gleich auf die Engländer schimpfen. Ausserdem leb' ich hier prächtig, vor Allem giebt's viel Musik, ich spiele wohl drei bis vier Stunden den Tag und komponire mancherlei, unter Anderm einen Ausgangssatz für die nächste Hochzeitsfeier. Auch ist das verrückte Lied an die Tragödinn abgegangen. Du, Fanny, machst die Correkturen. Ferner habe ich Miss Anne voreilig versprochen, das Bouquet Nelken mit einer Rose in der Mitte, was sie mir neulich schenkte, zu komponiren, und laborire etwas daran; ich muss es in ihr Buch schreiben und den Strauss darüber zeichnen, es wird, wie Seidel sagt, sehr zart. Mein Violinquartett schicke ich bald fertig hinüber, und zur Vollendung meiner Reformations-Symphonie war ich neulich fünfhundert Fuss unter der Erde, vielleicht nicht ohne Erfolg. Die Hebridengeschichte kann auch toll werden, und zur silbernen Hochzeit braue ich viel Getränk. Das ist die Musik *explicite*. — *Implicite* ist sie nun, wenn wir Alle zusammen drüben an der Schleuse sitzen und zeichnen: Miss Anne und ich die Schleuse, Susan ihre Schwester Anne, die jüngste, mit dem Rücken gegen uns, den weitern Lauf des Bachs, der Cousin die ganze Gruppe, und dann kommt der Vater aus seinem Bergwerk über die Brücke und lächelt sehr behaglich, und plaudert mit uns, die wir uns nicht stören lassen; am Abend, wenn genug Musik gemacht ist, werden dann die Zeichnungen genommen und gebessert, Anne führt die ihrigen gut aus und hat Licht und Schatten, ich nehme die Sachen breiter und wichtiger, Susan's Staffage wird in unsere Land-

schaft eingetragen, sie braucht unsere Bäume als Hintergrund und so fort. Oder wenn wir zusammen spazieren reiten, denn die Mädchen nehmen sich in den blauen Reitkleidern erträglich aus; so war ich neulich mit dem Bruder John und der ältesten Schwester und machten in der Nachbarschaft einen Besuch an zwei alte Damen, so ritt ich gestern mit dem Cousin und Susan weit durch die Gegend über zwölf Meilen; hat man nun eine Weile tüchtig Weg gemacht, über mein deutsches Leben gesprochen, und reitet dann langsam und conversirt, und fängt dann so eine stille Engländerin auf einmal an, von Dir, Beckchen, zu sprechen und mir zu beschreiben, wie sie Dich reiten lehren wolle, wenn Du nach *Coed du* kommst (denn dass Ihr kommt, ist seit einigen Tagen den Mädchen ganz unzweifelhaft), und wie Du viel besser reiten werdest als Fanny (ich glaube es fast selbst), und welche Zimmer Ihr dann bewohnen sollt. — Oder wenn alle Mittag von demselben lieben Hausfreund geredet wird, der jetzt grade nach Mexico ist und Captain Lion heisst; Vater wird sich aus Ritter's Colleg seiner erinnern; es ist Derselbe, der die Wüste Sahara schnell verliess, um nach dem Nordpol zu gehen; und wenn der Vater dann die schönsten Züge von Lion's Reisen erzählt und die Töchter die Amerikanischen Dinge zeigen, die er jeder geschenkt, und die Mutter mir gern die Lieder der Esquimaux beschreiben möchte, die er ihnen an Sommerabenden im Freien vorsang. — Alles das ist freilich Musik und recht schön; wisst Ihr noch, dass ich bei Potsdam mal für Heliotrop schwärmte? ich thue es hier für eine grosse Nelkenart (Samen davon wird mitgebracht) und alle Morgen bekomme ich die schönsten geschenkt; mein Zimmer duftet gar zu süss; und wenn ich am Sonntag nicht Clavier spiele, weil ich deutlich merke, dass es ihnen unangenehm ist, und dann am Abend ihnen was Ernsthaftes, Geistliches von Händel oder dergleichen spielen muss, so ist das vielleicht doppelte Musik. Morgen ist in Holywell ein *public dinner*, Herrn *Taylor* von den Leuten in der Umgegend gegeben; dem wohne ich noch bei, als Hausfreund, denn ich glaube, ich darf mich fast so nennen, und fahre dann übermorgen nach London zurück. Von da aus mache

ich mehrere Dinge richtig, bedanke mich bei allen Freunden und Gönnern, schreibe an Moscheles, Johnston etc., führe meine Zeichnungen aus, gehe über den Canal etc. etc. Dies Ende schreibe ich schon neben der Dampfmaschine, von der ich sprach, denn in der Mitte wurde ich abgerufen und spazierte mit den Damen hierher in's Thal, wo's Zelt steht. Das Weitere will ich eben erleben und Euch dann schreiben."

London, 10. Sept. 29.

„ — — Mein Aufenthalt bei Taylor's war eine von den Zeiten, die ich nie aus dem Gedächtniss verlieren werde, und es wird mir blumenmässig zu Muth werden und die Wiesen und Waldkräuter und Bachkiesel mit dem Rauschen vergess ich nicht; wir sind Freunde geworden, denk ich, und ich habe die Mädchen so recht herzinnig lieb, glaube sogar, dass sie mir auch gut sind, denn wir waren fröhlich zusammen; drei meiner besten Clavierstücke verdank ich ihnen übrigens; als die beiden Schwestern sahen, dass ich mit den Nelken und der Rose Ernst machte und zu componiren anfing (natürlich in Susan's Haus), so kam die Jüngste mal mit gelben, offnen, kleinen Kelchen im Haar, versicherte mich, das seien Trompeten und ob ich die nicht in's Orchester einführen wolle, da ich doch geäussert hätte, ich brauchte neue Instrumente, und da wir am Abend nach Bergmannsmusik tanzten und die Trompeten sehr schrillten, meinte sie, nach ihren liesse sich's wohl besser tanzen; da componirte ich ihr denn einen Tanz, wozu die gelben Trompetenkelche aufspielen; und der mittelsten gab ich den Bach, der uns während des Spazierrittes so gefiel, dass wir abstiegen und uns dran hinsetzten (ich glaube, ich hab's Euch schon geschrieben?) Dies letzte Stück, glaube ich, ist das beste, was ich in der Art mir ausgesonnen habe, es ist so langsam laufend und ruhig und ein bischen langweilig einfach, dass ich es mir alle die Tage vorgespielt habe und sentimental dabei geworden bin. Ich würde Euch die Stücke schicken, aber da ich am nächsten Posttage mein Quartett beendigt zu haben hoffe und Euch zusenden will, so muss ich doch auch etwas Neues im December mitbringen und behalte meine fünf

Stücke, nicht *lions*, wie Beckchen fälschlich sagt, sondern *darlings* von mir, für mich. Besitze ich doch das eine nicht einmal in meinem Manuscript. Ja, ärgert Euch nur, Kinder! Es wird nichts anderes als Süssholz geraspelt und zwar Englisches. — Im Ernst aber, die Zeit war froh und verlief schnell, dann am Abend spät fuhr ich fort, die Lichter im Hause flackerten noch hell in der Ferne durch die Büsche; in meinem offenen Wagen kam ich dann an verschiedenen Lieblingsplätzen, an besagtem langsamen Bach, an dem letzten Zaun der Besitzung vorbei und nun ging's fort in der rasenden, englischen Geschwindigkeit; ich brummte alle meine unangenehmen Reisegefährten an, sprach kein Wort, sondern blieb ruhig halb träumend, halb denkend, halb verdriesslich wie man immer wird, glaub' ich, wenn man in einer Mail so seine zwei hundert Meilen abraset. Und fast eine *laterna magica* des Zufalls war es, dass kurz vor der zweiten Nacht, die ich durchfuhr, um den andern Morgen in London zu sein, die Mail still hielt, weil sie der Mail von London nach Chester begegnete, und dass ich während des Gesprächs der beiden Kutscher meinen Kopf aus dem Fenster steckte und in der tiefen Dämmerung aus der andern Mail Fr. Cramer mit seiner Tochter herausgucken sah (ihr erinnert Euch doch Miss Marian?) Wie man sich denn so ein Paar Worte zuwirft und dann auseinander fährt, für Jahre oder länger, das ist nun eben die Welt, und treibt und begegnet und nähert und entfernt sich. Hier wieder angekommen, fing ich mein ruhiges Leben an, das aus Componiren und Englisch Lesen besteht. Mein Quartett ist in der Mitte des letzten Stückes und ich denke, es wird in diesen Tagen fertig; ebenso das Orgelstück für die Hochzeit; meine Reformations-Symphonie denke ich dann, so Gott will, hier anzufangen und die Schottische Symphonie, sowie auch die Hebridengeschichte baut sich nach und nach zu. Auch Vokalmusik habe ich viel im Kopfe und vor, hüte mich aber schon zu sagen, welche Art und wie? Die Clementi'sche Fabrik schickte mir am Tage meiner Ankunft wieder das schöne Klavier, das ich bei meinem vorigen Aufenthalt hatte; und da ich Herrn Collard bat, es mir diesmal zur Miethe zu geben, so schickte er mir ein paar englische

Strophen und bat mich, sie zu componiren. Es wird mir schwer, indess ich muss." — — —

Ueber den Eindruck, welchen Felix auf seine Wirthe in Coed Du machte, spricht sich ein Brief der einen Tochter sehr anschaulich aus, der nach Felix' Tode geschrieben wurde:*) „Im Jahre 1829 wurden wir zuerst mit Herrn Mendelssohn bekannt. Eingeführt wurde er durch meine Tante, Mrs. Austin, welche seinen Vetter Professor Mendelssohn in Bonn gut gekannt hatte. Er besuchte uns Anfang der Saison in Bedford-Row, aber wirklich befreundet wurden wir in Coed Du, einem Hause nahe bei Mold in Flintshire, welches viele Jahre von meinem Vater gepachtet war.

Herr Mendelssohn verlebte gelegentlich einer Tour durch England und Schottland dort einige Zeit bei uns. Meine Eltern empfingen ihn freundlich wie Jeden, aber seine Ankunft erregte kein besonderes Aufsehn, da viele Fremde in unser Haus kamen, um die von meinem Vater geleiteten Bergwerke zu sehen und wir oft Ausländer aufnahmen. Bald aber wurde es uns klar, dass ein ausserordentlicher Geist von scharfer Beobachtung und feiner Empfindung unter uns weilte. Er war etwas schüchtern und sehr bescheiden. Wir wussten wenig von seiner Musik, aber ihr wunderbares Wesen kam über uns und ich erinnere mich an einen Abend, als wir drei Schwestern nach unseren Zimmern gingen, wie wir zu einander sagten: „Gewiss muss das ein genialer Mann sein, . . . wir können uns in dieser Musik nicht irren; noch nie haben wir einen Menschen so spielen hören, und doch kennen wir die besten Londoner Musiker. Sicher werden wir einmal hören, dass Felix Mendelssohn Bartholdy ein berühmter Mann geworden ist."

Meines Vaters Geburtstag fiel in die Zeit seiner Anwesenheit. Es wurde eine grossartige Expedition nach einem entfernten Bergwerke oben in den Hügeln veranstaltet, ein Zelt dort aufgeschlagen und den Bergleuten ein Festessen gegeben.

---

*) Veröffentlicht in *A Dictionary of Music and Musicians by G. Grove.*

Es wurden Reden gehalten, Gesundheiten ausgebracht, und Mendelssohn ging mit einem Feuer auf die Sache ein, als ob er Einer von uns wäre. Er liess sich mit Interesse von den Verhältnissen und dem Leben der Walliser Bergleute erzählen. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit. Ein Brief, den er kurz nach seiner Abreise aus Coed Du an meinen Bruder John schrieb, schildert in reizender Weise die Eindrücke, die er von unserer Gegend mitnahm. Mitunter ging er mit uns Mädchen aus zeichnen, dann setzte er sich ernsthaft an die Arbeit, amüsirte sich aber unendlich über Versuche, die seiner Meinung nach misslungen waren. Eine Zeichnung eines Walliser Mädchens, fand er, sähe wie ein Kameel aus, und sie wurde nun nie anders als „das Kameel“ genannt. Obgleich er seine eigenen Zeichnungen verspottete, hatte er doch ächten Künstlersinn und grosse Freude an Gemälden. Ich brauche nicht erst zu sagen, wie tief er die Schönheit der Berge und Wälder empfand. Er stellte sie nicht mit dem Bleistift dar, aber an den Abenden zeigte seine improvisirte Musik, was er im Laufe des Tages empfunden oder beobachtet hatte. Das Stück, was er in dieser Zeit für meine Schwester Susan schrieb und „den Bach“ nannte, zeigt, was ich meine; es war eine Erinnerung an einen wirklichen Bach.

Wir bemerkten, wie äussere Gegenstände ihn zur Musik anregten. In dem Garten meiner Schwester Honora wuchs eine hübsche Schlingpflanze mit kleinen trompetenförmigen Blüthen, die damals etwas neues war. Sie frappirte ihn, und er spielte für meine Schwester das Stück, welches (wie er sagte) die Elfen auf diesen Trompeten blasen würden. Als er das Stück (capriccio in e-moll genannt) aufschrieb, zeichnete er einen kleinen Zweig jener Blumen um den ganzen Rand des Blattes. Das Stück (Andante und Allegro), welches Herr Mendelssohn für mich schrieb, fiel ihm beim Anblick eines Strausses Rosen und Nelken ein. Wir hatten das Jahr wunderschöne Nelken, sie waren seine Lieblingsblumen und er trug oft eine im Knopfloch. Die Arpeggio-Passagen in der Komposition sollten den süssen, aufsteigenden Duft der Blumen vorstellen.

Er war nicht die Spur sentimental, trotz seines tiefen Gefühls. Niemand freute sich mehr über Unsinn als er, und sein Lachen war das Lustigste, was man hören konnte. Einen Abend im Sommer blieben wir später als gewöhnlich in dem Wald oberhalb unseres Hauses. Wir hatten in Susan's Garten oben im Wald ein Haus von Fichtenästen gebaut. Wir machten ein Feuer in einiger Entfernung davon in einem Dickicht zwischen den Bäumen. Mendelssohn half mit dem höchsten Eifer und schleppte mehr und mehr Holz herbei; wir wurden müde von der lustigen Arbeit, lagerten uns um unser Feuer, der Rauch wehte darüber hin, die Kohlen glimmten; es wurde dunkel, aber wir konnten uns nicht entschliessen, unser Feuer zu verlassen „Wenn wir nur etwas Musik hätten", sagte er „Könnte nicht irgend Jemand etwas zum Spielen besorgen?" Nun fiel es meinem Bruder ein, dass wir in der Nähe des Gärtnerhauses wären, und dass der Gärtner eine Violine hätte, und unsere Jungen stürzten fort, diese zu holen. Als sie kam, war sie das elendeste Ding von der Welt, mit nur Einer Saite. Mendelssohn nahm das Instrument in die Hände und schüttete sich vor Lachen aus, als er die Töne hörte, welche entstanden. Sein Lachen war sehr ansteckend, er brachte uns alle in die herzlichste Lustigkeit; aber dann lockte er doch schöne Musik aus der armen alten Geige, und wir sassen und horchten auf eine Melodie nach der anderen, bis die Dunkelheit uns nach Hause trieb.

Mein Vetter John Edward Taylor wohnte zu der Zeit bei uns. Er hatte ein imitirtes Walliser Stück komponirt und spielte es eines Morgens vor dem Frühstück durch, ohne zu wissen, dass Herr Mendelssohn (dessen Schlafzimmer an das Wohnzimmer stiess) jeden Ton hörte. Am Abend, als wir wie gewöhnlich musizirten, setzte sich Mendelssohn an's Klavier. Und nach einem zierlichen Vorspiel hörte John Edward sein armes kleines Liedchen so vortheilhaft als möglich als Musikstück des Abends eingeführt. Und als er dabei verweilt und es in der graziösesten Weise ausgeschmückt hatte, verbeugte er sich in seiner liebenswürdigen, muthwilligen Art gegen den Componisten und erkannte diesem alle Ehre zu.

Vielleicht lag etwas von dem Reiz seiner Rede in den ungewöhnlichen Worten, die er als Deutscher beim Englischsprechen wählte. Er lispelte ein wenig. Er hatte eine Art, rasch mit dem Kopf zu nicken, bis die langen Haarlocken ihm über seine hohe Stirn fielen, in der Nachdrücklichkeit seiner Zustimmung zu Sachen, die ihn freuten. Manchmal unterhielt er sich sehr ernsthaft mit meiner Mutter. Da er sah, dass wir Geschwister uns untereinander und die Eltern herzlich liebten, so sprach er darüber mit meiner Mutter, erzählte ihr, dass er Familien gekannt hätte, wo es nicht so sei, und sagte: „Sie wissen nicht wie glücklich Sie sind."

Er war so entfernt von jeder Prätension, oder davon, sein Musikmachen als eine Gunst zu betrachten, dass an einem Abend, wo eine Nachbarfamilie zu Mittag kam und wir nachher tanzten, er sich mit den Andern im Spielen von Quadrillen und Walzern abwechselte. Er war der Erste, der uns Galopp tanzen lehrte, und wir hörten von ihm zuerst Weber's letzten Walzer. Er tanzte eben so gern wie jeder andere junge Mann seines Alters. Damals war er 20 Jahre alt. Er hatte die Ouverture zum Sommernachtstraum vor jener Zeit geschrieben. Ich erinnere mich genau, wie er sie spielte.

Er verliess Coed Du Anfang September. Wir sahen ihn aber, so oft er nach England kam, indessen die Besuche, die er uns in London machte, haben mir keinen so tiefen Eindruck hinterlassen wie der in Coed Du. Doch erinnere ich mich einer Gesellschaft bei meinem Vater, welcher er beiwohnte. Sir George Smart war auch da; als derselbe zum Spielen aufgefordert wurde, sagte er zu meiner Mutter: „Nein, nein, lassen Sie nur das alte Postpferd bei Seite, wenn Sie einen muthigen jungen Renner bei der Hand haben." Das Resultat davon war ein von Sir George Smart und Herrn Mendelssohn gespieltes Quatremains. Unser lieber alter Lehrer, Mr. Attwood, traf ihn oft bei uns. Einmal besuchte er mit uns einen Ball bei Mr. Attwood in Norwood. Auf der Rückfahrt war es schon hell, und ich erinnere mich, wie er den Anblick von St. Paul in der Morgenbeleuchtung, den wir von Blackfriars Bridge aus hatten, bewunderte. Aber sein fröhlichster Besuch bei uns war der, wo

er zuerst seine süsse junge Frau zu meiner Mutter brachte. Frau Felix Mendelssohn war damals ganz jung verheirathet, und wir sagten Alle, er hätte keine finden können, die seiner würdiger gewesen wäre. Und mit der entzückenden Erinnerung an sein damaliges Glück will ich schliessen."

In London warf Felix am 17. September mit dem Wagen um und verletzte sich das Knie so bedeutend, dass seine Abreise von England um zwei Monat bis Ende November verzögert und alle seine Pläne zerstört wurden. Er hatte seinen Vater in Holland treffen und mit diesem zusammen die Rückreise durch Holland und Belgien machen wollen, um am 3. October bei der Hochzeit von Fanny anwesend zu sein. Statt dessen langes, schmerzhaftes Krankenlager, aber erleichtert und versüsst durch die aufopfernde Liebe von Klingemann, der sogleich zu Felix zog, und durch die Freundschaft und Theilnahme aller englischen Bekannten.

Felix an Fanny.

London, 25. September 29.

„Dies ist denn also der letzte Brief, der vor der Hochzeit nach Euch gelangt, und zum letzten Male rede ich Fräulein Fanny Mendelssohn Bartholdy an, und wohl viel hätte ich zu sagen. Aber noch immer will es nicht recht gehn. Zwar sitze ich seit gestern alle Tage ein wenig auf und kann daher besser und kleiner schreiben, aber der Kopf ist mir noch gar so wüst von dem vielen im Bett liegen und von der langen Gedankenlosigkeit, und je mehr ich zusammenfassen möchte in diesem Augenblick, desto schneller entschlüpft es mir und will sich nicht halten lassen. Dass es nun mit mir dasselbe ist, ob ich's gut oder schlecht sage, oder verschweige, das wisst Ihr wohl recht gut; mir aber ist's als hätte ich ganz und gar die Zügel verloren über das, was ich sonst schon zu bemeistern wusste; und die Gedanken über Alles, was sich nun verändern und festsetzen will, die sich mir sonst gleich

in Einen verschmolzen hätten, wenn ich angefangen hätte, Euch zu schreiben, die fahren mir nun einzeln, unbestimmt und halb wild umher und sind nicht zu ordnen. Aber es ist nun so, und wenn man täglich sieht, wie alle Kleinigkeiten, die man sich ausmalt, durch die Wirklichkeit verschoben, vergrössert oder vernichtet werden, so steht man vor einem wirklichen Lebensereigniss mit rechter Ehrfurcht und Demuth. „Mit Ehrfurcht", damit meine ich aber frisch und fröhlich und mit Vertrauen. Lebt und webt, heirathet Euch und seid glücklich, baut Euch das Leben zu, auf dass ich es schön und wohnlich finde, wenn ich zu Euch komme (und das geschieht ja nun recht bald), und bleibt Ihr dieselben, dann lasst es draussen rütteln wie's mag; übrigens kenne ich Euch beide ja, und somit gut. Ob ich die Schwester dann Fräulein oder Madame anrede, bedeutet wenig. Der Name thut wenig.

Freilich habe ich das nun gelernt, wie man doch auch auf's kleinste Vorhaben mit Scheu hinsehn und sich über das kleinste Gelingen schon freuen müsse, denn auch dazu gehört ein Zusammentreffen des Glücks; aus Llangollen schrieb ich's Euch, wie mir die beiden ersten Tage ohne Klingemann zwei freudige geworden sind, Tage, vor denen ich mich seit dem Anfang der Reise fürchtete; Menschen, Gegenden, Stunden, auf die ich mich lange gefreut hatte, auf welche Alles gut und günstig vorbereitet war, denen nichts fehlte, was sich berechnen liess, gingen kalt, ungenossen, oft unangenehm vorüber; die kleinsten Freuden schlugen fehl aus Zufällen, grosse gelangen aus demselben Grunde, und Alles, Alles kam anders als ich es erwartet, gewünscht, gefürchtet hatte; so ist mir es gegangen und wird auch so bleiben. Aber statt dass mich das furchtsam oder ängstlich machen sollte, macht es mich recht muthig und wohl; und weit entfernt, desswegen nun an die kleinen Vorausbestimmungen mit Besorgniss zu denken, gehe ich vielmehr an grosse mit Zuversicht. Und somit auf Wiedersehn im Winter.

Viel Besseres hätt' ich wohl schreiben sollen, aber es geht eben nicht. Sagt, was Ihr wollt, der Körper hängt gar zu eng mit dem Geiste zusammen; ich sah's neulich zu meinem

rechten Aerger, als sie mir zur Ader liessen und mir alle freien frischen Gedanken, die ich vorher gehabt, mit dem Blut in die Tasse tropften und ich matt und gelangweilt wurde. Klingemann's Epigramm beweist auch, wie sie mir das bischen Poesie wegkapern und der Brief hier zeigts auch; ich wette, in jeder Zeile steht, dass ich das Bein nicht krümmen darf. Bin ich aber nur erst wieder wohl, dann will ich wegfliegen von hier, denn nun hab' ich genug vom Rauchnest, und will mich wieder auf den Weg machen, und will nach Süden, und will dann nach Westen;*) wie es zu Hause am Mittagstisch aussieht, kann ich mir gar nicht mehr recht denken, ebenso am Sonntag Abend, und unter allen den lieben Gesichtern. Ueberhaupt wird mir nie sehnsüchtiger nach Haus zu Muthe, als wenn ich an Kleinigkeiten von daher denke: an den runden Theetisch, Vaters türkische Stiefel, die grünen Lampen, oder wenn ich mir meine Reisemütze ansehe, die über meinem Bett hängt, und die ich zu Hause abzunehmen gedenke. Nun, die Tage werden ja schon kalt und kurz, die Kohlen stehen wieder auf der Wochenrechnung wie als ich herkam, Alles spricht schon von der nächsten Saison und die ist im Frühling; was sonst nach Vierteljahren, wird jetzt nach Wochen, bald nach Tagen gerechnet; bald bin ich wieder frei, bald sehn wir uns. Sei mir's vergönnt, froh in die nächste Zukunft zu schauen, und was der blaue Himmel Freudiges, Beglückendes seinen Menschen senden kann, das werde Euch und schmücke Euch die Zeit, und mache sie Euch unvergesslich."

Klingemann.

„Schönsten Gruss zuvor ans ganze Haus! Dahin musste es kommen, dass Sie alle anfangen werden, die Doppelbriefe zu verwünschen, die immer nur darauf ausgehen, zu beweisen, dass Sie einen süssen Hochzeitsgast weniger haben werden, dass der noch immer in der grossen Stadt London sitzt oder

*) Auf die grosse Reise nach Italien und Frankreich.

liegt, wie's fällt, und noch immer nicht selbstständig und galopptanzend einhergeht oder springt. Die armen Doppelbriefe können aber nicht dafür — er braucht seine acht Tage, ehe er wieder aufstehen kann (wir verbrauchen sie jetzt), seine anderen acht, ehe er im Zimmer ambulirt, und dann noch acht letzte, ehe er zum Abreisen flott wird; dabei könnt' ich noch ein eigennütziger Verräther werden und meinen Freund, den Dr. Kind, bestechen, dass der aus den vierzehn Tagen drei Wochen machte, in denen ich mir vom scheidenden Genossen noch die schönsten Henkersschmäuse und Kehrausse aufspielen liesse — ich will's aber nicht thun. Einmal des Tages verfällt er in bittere Ironie gegen das Schicksal, wenn er sein mässiges *Dinner* bestellt, er giebt seine Aufträge in verhöhnenden Ausdrücken, etwa sprechend: *To day I want for my luxurious dinner* etc., wobei die dicke Magd, die keinen Unterricht in der Ironie gehabt hat und nicht versteht, etwas verdutzt frägt: *Sir?* Hört sie aber, dass in der Bestellung *Mutton chops* mit enthalten sind, so lächelt sie freundlich, denn sie versteht diese rein menschliche Scala leiblichen Wohlseins und erkennt darin eine Variation des süssen Themas: Genesung. Ueberhaupt soll mir Keiner die Engländer der unteren Klasse schelten, die Wirthsleute im Hause sind bei allem diesen *Trouble* freundlich und hülffertig, dass es einem Freude macht, es zu sehn, und auch die meinigen erkundigen sich täglich angelegentlich nach dem Befinden des Freundes. Goldschmidt hilft uns täglich zu irgend einer Ergötzlichkeit — ich selbst that viel für meinen Kranken und seine Aufheiterung, indem ich mir heute einen schönen und seltenen Backenbart abschnitt und mich so umgekehrt maskirte. Dafür friert mich nun.

Die Braut-Epigramme sind nun aus; ich projektirte aber eine Sammlung „über ernsthafte Vorfälle des Lebens" und machte somit folgendes Krankengedicht; das Ganze gründet sich auf eine wahre Geschichte:

Jalappe (Sie kennen doch das Gewächs?).

Der Kranke blättert im Lieblingsbuch
Und findet die Blume, die blaue,
Die sie vor Kurzem am Herzen trug —
Er sehnt sich, dass er sie schaue.

„Was seufzt Ihr?“ — frägt der Doktor kalt —
„So sehr bei der Blume, der blauen?
Ihr kriegt sie zu schlucken in Pillengestalt,
Da hilft sie Euch trefflich verdauen.“

Und so ist dies denn der letzte Brief — sage ich mit Felix und spreche mit Fräulein Fanny — der Sie noch inmitten von uns und anderen jungen Leuten, Springinsfelden, begrüsst. — Haben Sie himmlischen Sonnenschein aussen, so wie innen und nichts wie schönen Klang um sich her. Nebenbei halte der Prediger eine möglichst kurze Rede und wolle Sie nicht zu unmässig rühren! Im Herbst, etwa am dritten October, sollte sich aber klüglicher Weise Jedermann verheirathen — das wäre ein tüchtiger Satz, den man aus dem Sommer gleich in den Frühling hinein thäte; wo der Winter als Winter bleibt, sehe ich wenigstens nicht ein; was kann so jungem Volke der warme Ofen anders sein, als ein lustiger Meilerstein, in dem es Paradiesäpfel brät? —

O Himmel, warum sind die Zeiten so ruhig, und warum mischt sich Hannover so wenig in die türkische Sache? Abgesehen, dass damit so wenig für die Geschichte geschieht, giebt's auch gar keine Courierreisen für hiesiges Gesandtschaftspersonal; ein Krieglein, das mich im December mit Depeschen nach Berlin brächte, sollte dafür von mir aus warmer Dankbarkeit in Gold gefasst und nett beschrieben werden. Felix und ich haben heute Morgen schon mehrfach überlegt, aber wir bringen die politische Verwirrung, aus der diese poetische Ordnung hervorgehn könnte, schwerlich zu Stande, und ich wäre doch insofern so sehr nöthig in Berlin, dass ich mich so überaus göttlich amüsiren würde. Die Sachen geschehen nie, wie man sie calculirt, darum trifft's vielleicht einmal. Es schweigt

Klingemann.“

Felix.

London, 9. Oct. 29.

„— — Bei Euch muss es jetzt wohl bunt, lebhaft und schön aussehn, könnte ich nur einen Augenblick herübergucken,

um die neuen Herrlichkeiten kennen zu lernen, und das ganze frische Leben und die Veränderungen und jede Kleinigkeit, die mir schon bedeutend wäre; denn nun ist ja Alles das vorbei, woran ich lange gedacht, und die Flitterwochen stehn im Glanze. —

Es geht die Zeit pfeilschnell, obgleich die Minuten schleichen; der Morgen verfliegt, am Mittag kommen Besuche, Klingemann ist immer bei mir und ich werde ihm nie danken können, was er mich jetzt beglückt; dann wird's wieder Dämmerung, dann erscheint wieder das dicke Mädchen mit dem Essen, dann brennt das lange magere Nachtlicht wieder vor meinem Bette und dann sehe ich wieder nach, ob der Tag bald dämmern will. Noch so und so viel magere Nachtlichter und ich bin wieder bei Euch; ich möchte, ich wäre schon da.

Wie freundlich sich die Engländer gegen mich nehmen, glaubt Ihr nicht. Da ich Bücher nicht brauchen kann und Fleisch nicht essen darf, so überhäufen sie mich mit Früchten, Süssigkeiten aller Art; wir müssen von den fremden Schüsseln Buch halten und einen Keller anlegen, sagt Klingemann. Namentlich legt es Lady Moller förmlich darauf an, mich zu verfüttern, und da Sir Lewis, der mich fast täglich besucht, ein berühmter Gastronom ist, so denkt Euch, wie die Puddings und Gelées aussehn, die sie schickt. Gestern kam ein grosser Korb von Attwood aus Surrey; oben auf lagen herrliche Blumen, die eben neben mir am Kaminfeuer duften, unter den Blumen lag ein grosser Fasan verborgen, unter dem Fasan eine Menge Aepfel für *pyes* und dergleichen; Mr. Hawes erschien heut mit Weintrauben, die ich nie schöner und malerischer gesehn habe. Dance schickt zwei eigenfabricirte Torten von seiner alten Frau, „weil sie mir einmal bei ihr geschmeckt haben", Göschen schöne Erdbeeren, und Jeder thut mir Liebes und Freundliches an. Was Euch fast rühren muss, ist, dass mein voriger Wirth neulich Morgens kam und mich im Bett fand, ganz still fortging und denselben Abend wieder erschien mit den Complimenten seiner Frau, die mir meine Lieblingsgerichte sandte, die sie sich von damals her gemerkt hatte:

einen Rosinenpudding und eine Art Zwieback; ja dass er sich gestern zur Essenszeit wieder einfand mit einem Seefisch und einer *„german soup“*, die mir königlich geschmeckt hat. Verzeiht die vielen Essgeschichten, es sind meine einzigen Amusements jetzt.“

London, 6. Novbr. 1829.

„Eben komme ich von der ersten Spazierfahrt zurück, die ich mit Klingemann gemacht; es ist nun einmal ein liebes Ding um Luft und Sonne. Sie haben mich müde und matt gemacht und doch fühle ich, wie ich erquickt bin, und mir ist gesunder als je zu Muthe. Schon als ich die Treppe so recht langsam herunterstieg und sich die Hausthüre wieder einmal vor mir aufthat und die Wirthsleute aus ihren Zimmern traten und mir gratulirten und der Fuhrmann mir seinen Arm zum Einsteigen bot, wurde mir warm und wohl; als es aber nun um die Ecke ging und die Sonne mich so warm beschien und der Himmel mir den Gefallen that, tief blau zu sein, da fühlte ich die Gesundheit zum ersten Male in meinem Leben; denn ich hatte sie früher nie auf so lange Zeit entbehrt. London war unbeschreiblich schön; wie die rothen und braunen Schornsteine sich scharf vom dunkelblauen Himmel abschnitten und alle Farben so stechend glänzten, wie die bunten Läden schimmerten, und der blaue Duft mir aus jedem Querwege so dick entgegenquoll und allen Hintergrund einhüllte und wie statt der grünen, beweglichen Blätter auf den Sträuchern, die ich mir aus meinem Gig heraus damals anguckte, nun rothe Ruthen steif dastanden und nur der Rasen noch grün war, und wie schön der Hügel in Piccadilly von dem Sonnenschein bestrahlt wurde und wie lebendig mir Alles vorkam, — das gab einen seltsamen, aber sehr wohlthuenden Eindruck und ich fühle die Kraft der wiederkehrenden Gesundheit. Ich nehme liebe Erinnerungen von der Stadt mit und wenn ich auf der *Stage* (oder vielmehr in derselben, denn ich bin ein gebrannt Kind) hinausfahren werde, so sehe ich wohl manch-

mal noch zurück und denke an die Freude, die ich hier gehabt. Denn es thut einem doch gar zu wohl, wenn die Leute freundlich sind und was auf einen halten und es gereicht mir zum innigsten Vergnügen, mit Aufrichtigkeit mir sagen zu können, dass sie es hier thun; mein Aufenthalt ist also nicht umsonst gewesen und die Zeit wird mir immer lieb bleiben, wenn ich an sie zurückdenke.

Da Euch die Geschichte meines vorigen Wirths gefällt, so gebe ich hier die Fortsetzung: ich hatte diesen *Ironmonger* seit acht Tagen nicht gesehen, da kam er neulich, entschuldigte sich, dass er so lange nicht hier gewesen sei, er habe aber eine neue Küche mit Ofen in seinem Hause gebaut, das hätte ihn abgehalten: heut habe aber seine Frau zuerst in dem Ofen gebacken und schicke mir nun das erste Produkt daraus, damit ich entscheide, ob es nicht noch besser sei, wie die Kuchen aus der vorigen Küche. —

Neulich kamen auch Eure Briefe, in denen Ihr, liebe Eltern, so besorgt um mich seid, und Du, liebster Vater, Dich gar auf die entsetzlich lange Reise machen willst. Was soll ich Dir darauf nun sagen? Aber so stehe ich ja doch nun einmal zu Dir, leider! oder vielmehr Gottlob! dass ich ein für alle Mal Dir meinen Dank und meine Liebe verschweigen muss, sonst müsste ich Dir ja Alles nur in solchen Worten sagen und käme zu nichts Anderem, denn ich verdanke Dir ja eben Alles und so soll denn auch dies verschwiegen sein. Wären doch nur Worte nicht so kalt! Und nun gar geschriebene! —

In dem Brief vom 27. Oct., den ich erst heut über Hamburg empfing, stichelt Fanny auf meine Ungeduld; das ist fehlgeschossen, denn seit der dritten Woche bin ich in eine faule Apathie gerathen, die alle Grenzen übersteigt: ich könnte jetzt den ganzen Tag auf dem Sopha sitzen und nichts thun, neulich sass ich eine halbe Stunde lang in der Dämmerung allein, sah in's Feuer und dachte an garnichts — ein Unternehmen, bei dem ich sonst unfehlbar eingeschlafen wäre, — hier blieb ich aber wach und bequem dabei; — ich lese das ganze Ende des achtzehnten Jahrhunderts: Kotzebue, Iffland, Meissner, Engel; einen Theil Schilling und drei Seiten Clauren habe ich auch

gelesen etc. Kurz, wenn ich nur noch aus einer langen Pfeife rauchte und eine Nachtmütze aufhätte, so könnte man mich mit meinen Krücken im Hintergrunde recht gut für einen rüstigen alten Onkel halten, der das Zipperlein hat.“ — —

Schliesslich verlebte Felix noch einige Zeit zur Stärkung seiner Gesundheit in Norwood Surrey bei seinem alten Freunde Attwood und schrieb von da am 15ten November:

„Bei Gott! Nicht umsonst sollen mir Attwood's diesen Bogen Papier auf meinen Tisch hingelegt haben, nebst Siegellack, Federn und Allem: ich will Euch nach dem letzten Brief von vorgestern noch einen allerletzten schreiben, zumal, da ich Euch sagen muss, wie sehr ich mich freue, dass Ihr meine „Hora“ leiden möget; besonders Deine Zeilen, liebster Vater, haben mich gar zu sehr ergriffen, und jedesmal, wenn Du mir sagst, dass Dir ein Stück von mir recht ist, so ist's mir, als hätt' ich's noch einmal so lieb, oder als hätt' ich's gar von neuem komponirt und eben fertig gemacht. Nun muss ich das Lokal erstlich beschreiben: Hier ist Norwood, berühmt wegen guter Luft, denn es liegt auf einem Hügel, so hoch, als das Kreuz auf St. Paul, sagen die Londoner, und ich sitze Abends spät auf meinem Stübchen, wo der Wind entsetzlich wild um's Fenster heult, während das Kaminfeuer ruhig brennt, habe heut einen Spaziergang von zwei Meilen gemacht, die Luft hat wirklich sehr wohlthätig auf mich gewirkt, und schon in den drei Tagen, die ich hier bin, fühle ich, wie ich stärker und gesunder geworden bin.

Ich freue mich ungemein darauf, von der Akademie die Hora zu hören, das Stück gefällt Attwood sehr; aber nichts macht hier so viel Glück als die Portraits von Euch Schwestern; die jungen Engländer tanzen den Veitstanz, wenn ich sie unterm Arm herunterbringe und jeden Abend einmal zeige; die jungen Engländerinnen sagen einmal über das andere: „*Sweet creature*“, und ich sage: „*They are indifferent pretty indeed*“, kurz, wenn Hensel nach England gehn will, so ist ihm die Familie Attwood und ihr Cirkel gewiss: er muss sie alle zeichnen, denn sein „*style*“ ist nicht das Letzte, worüber sie ausser sich sind.

In meiner Schlafstube steht zum Glück gerade der Musik-

schrank des alten Attwood, und der Schlüssel steckt darin, da krame ich denn herum, und wie ich neulich ein Tedeum von Croft über's andere und zwanzig Anthems von Boyce finde und in Psalmen von Purcell wühle, — was fällt mir da in drei dicken Bänden auf? — *Euryanthe, score!**) Das war ein Fund! Nun lese ich's sehr aufmerksam durch und erquicke mich darin; der alte Herr hat sich's von Deutschland aus kommen lassen, um's besser kennen zu lernen, als aus dem Auszug; eine Stelle schreibe ich mir Merkwürdigkeit halber ab, es ist die in *ges* „Der du die Unschuld kennst", Du weisst, Fanny, dass ich immer behauptete, da klänge es nach Blech wie nirgends; und was ist's? der Herr von Weber hat dazu drei Posaunen, die Trompeten, zwei Hörner in *es* und — zwei Hörner in *des!!!* Das ist doch wohl toll? Und süsse Flöten giebt's überall. S'ist eine liebe Musik und mir kommt's sonderbar vor gerade hier in England, wo kein Mensch sie kennt und kennen kann, und wo sie den Weber doch eigentlich schändlich behandelt haben, und wo der Mann gestorben ist, gerade da sein Lieblingswerk so genau mir ansehn zu können. Auch Cherubini's Requiem und Anderes habe ich gefunden, und so geht die Zeit sehr angenehm vorbei.

P. S. von Klingemann.

— — In Berlin hätte ein Aufzug achttägiges Stadt- und Theegespräch veranlasst, der gestern durch die Felder um Norwood ohne weitere Störung der öffentlichen Ruhe und der Sabbathordnung zog. In Norwood lebt nämlich einer der distinguirtesten Esel, die je Disteln gefressen haben (er kriegt aber nur Korn) — ein milchweisses rundes Thier voller Lebhaftigkeit und Gaben, von einem der Attwood'schen Söhne, dem Theologen William, grossgezogen und nun selber ziehend, nämlich ein ganz kleines vierrädriges Fuhrwerk: In diesem sass Felix, munter trottirte der Donkey die Heerstrasse entlang, einige Hunde sprangen nebenher, und zu beiden Seiten oder hinterher schritten durch Dick und Dünn, Hügel auf, Hügel

*) Partitur.

ab der Theologe und ich, jener stolz und bewusst auf seinen trabenden unermüdlichen Esel blickend und nur beklagend, dass er, der Theologe nämlich, so viel trockene Bücher lesen müsse, um sein theologisches Examen zu machen. Auf dem Heimweg stiessen wir auf noch einen Bruder mit der Schwester und noch einem Hunde, Felix stieg aus und ging mit uns, und eine Caravane von einer Dame, vier jungen Leuten, dem Fuhrwerk mit dem milchweissen Esel und drei Hunden zog gelassen den Hügel hinauf in's Dorf hinein, — ein ewiger Vorwurf für Maler und eins ihrer unsterblichsten Kunstwerke. Die ganze Familie besteht übrigens aus Portraits, und wir Neueren müssen wieder einmal den Herrn von Göthe nachahmen und an den Vicar von Wakefield denken, wenn auch nur eine Tochter da ist. — Keiner sieht dem Andern ähnlich und jeder treibt sein Wesen für sich, und doch geht der Familienzug durch das Ganze.

Dann kam unser Dinner in London, es ist wenig davon zu sagen, als dass Felix nachher sich vierhändig mit Mrs. Anderson und mit Glanz vernehmen liess und darauf nach Norwood wieder entschwand, — er liess, im Gegensatz des Bösen, den Duft seiner *high talents* und des *perfect gentleman* hinter sich — man kann in der Fremde kaum fassen, wie viel eine Engländerin damit sagt, es steckt ein ganzer Foliant von Anerkennung darin, — ich kann mir den Fall denken, dass der grosse Apollo selber käme und unwiderstehlich auf der Guitarre spielte, und doch, wenn er etwa als freidenkender Grieche nicht Wein tränke mit der Frau vom Hause, mit dem Bannfluch: „*He is no gentleman*“ belegt würde, dem grössten der civilisirten Welt.“

Felix.

Hotel Quillacq. Calais, 29. Novbr. 29.

„Und so liegt England hinter mir und gehört mit zur Vergangenheit. Es ist ein schönes, liebes Land, und wie die weisse Küste eben untertauchte und die schwarze französische auf, da war mir's, als hätte ich von einem Freunde Abschied genommen, und alle lieben, freundlichen Menschen nickten mir

noch einmal zu. Das war ein grosses Bild. Aber nun ist es Vergangenheit. Ich kann die letzten vierzehn Tage in London die glücklichsten und reichsten nennen, die ich da genossen habe. Horn, dem ich alles zeigen konnte und der sich über Alles mit mir freute und erstaunte, durch den ich die grossen Eindrücke der Stadt wieder neu empfing, der sich unter meinen Freunden bald wohl und einheimisch fühlte, trug viel dazu bei; dann versammelte sich alle Abende spät bei mir ein Kreis von Leuten, wie er sich wohl selten zusammenfinden mag: Rosen, Mühlenfels, Klingemann, Kind und Horn, das war hübsch zu hören, wie da das Gespräch belebt und froh ging, und wie nichts Mattes oder Falsches durchgelassen wurde, sondern zu Zeiten ein Geschworenengericht darüber zur Entscheidung gebildet, und wie alle die Menschen von Funken und Feuer sprühten, wenn man sie anregte, und wie alle so verschieden und abweichend und doch über gewisse Punkte einig waren, ohne sich je darüber verständigt zu haben: wahrlich, wenn ich so in der Nacht zu Hause kam und nun wusste Alle bei mir im Zimmer um's Kamin sitzend zu finden, (denn um elf versammelten wir uns gewöhnlich erst), so gab mir das ein sonderbares, glückliches Gefühl. Vorher war ich dann nicht in Gesellschaften, wie damals in der tollen Season, sondern in den engeren, herzlicheren Kreisen meiner englischen Bekannten, und ein merkwürdiger, interessanter, ehrenvoller Augenblick folgte dem andern. Man merkt zuweilen, dass man etwas Unvergessliches eben erlebt, und so ein Gefühl durchfuhr mich oft. O! was will ich Euch nicht Alles erzählen! Wie werde ich mit einem Munde durchkommen?“ —

1830 — 1834.

Im Laufe der Zeit nahte denn auch für Hensel und Fanny das Ziel ihrer Wünsche: der Termin der Hochzeit wurde bestimmt, am 6. September wurden sie zuerst aufgeboten. Abraham machte noch eine Reise nach Hamburg und den Niederlanden, von wo er wunderschöne Hochzeitsgeschenke schickte; der Dankbrief der Tochter ist interessant in Bezug auf die damaligen Trachten:

Berlin, 19. Septbr. 1829.

— — Wir sind nun schon so lange ohne Nachrichten von Dir, lieber Vater, dass wir auf's Ungefähr in die Welt hineinschreiben müssen; vorgestern haben wir einen Brief nach Frankfurt geschickt und wenn wir heut keinen von Dir erhalten, so wandert dieser denselben Weg. Statt von Dir zu hören, haben wir aber von Dir gesehen, denn die weltberühmte Kiste ist angekommen und ihr Inhalt hat freilich jede Vorstellung übertroffen, Du hast einmal wieder Deinen Geschmack und Deine Pracht sehr glänzend gezeigt und jedes in seiner Art ist das Schönste, was ich gesehen, Stickereien, Stoffe, Muster, alles vollkommen, Nathan der Weise hat gewiss nichts Schöneres von seinen Reisen mitgebracht! Was den wunderschönen Schleier betrifft, so hat er hier die weiblichen Gemüther sehr in Aufregung gebracht; es ist nämlich allein hier

Fanny Hensel

nicht Mode, dass Bräute Schleier tragen; ich finde es aber so schön, so passend und es wäre mir besonders meines rothen Halses wegen so vortheilhaft, dass ich die grösste Lust habe, es doch zu thun und die Erste zu sein, da ich gewiss die Letzte nicht wäre; so riethen mir auch Alle hier im Hause, Hensel und viele Andere, dann fürchteten wir aber wieder, es würde zu viel Aufsehen machen — kurz, der Process schwebt noch. Bänder, Shawls, alles ist von der schönsten Sorte und nochmals schönsten Dank für Alles.

Wir sind jetzt hier sehr beschäftigt und bringen die meisten Vormittage in Läden zu, wobei ich Mutter's Unermüdlichkeit nicht genug bewundern kann. Es ist, als wäre sie nie wohler, nie mehr in ihrem Element, als wenn sie vor Geschäften kaum zu Athem kommen kann. Es ist fast unmöglich, so gradezu zu danken, am allerwenigsten, wenn man eigentlich den ganzen Tag danken müsste, so will ich's denn hier thun, sie wird es lesen, und ich bin Dir doch denselben Dank schuldig, der sich, wenn er auch immer empfunden worden, doch gewiss nie so koncentrirt hat, als in dieser Zeit, wo ich zwar Eure unmittelbare Aufsicht, aber doch, dem Himmel und Euch sei Dank, nicht das väterliche Haus verlasse." — —

Am 3. October 1829 war die Hochzeit. Fanny hatte sich selbst ein Orgelstück komponirt, welches in der Kirche vor der Trauung gespielt wurde. Wilmsen hielt die Traurede. Natürlich waren alle Bekannten und Freunde versammelt und wohl nur die einzige Wolke am Himmel Fanny's war Felix' Abwesenheit. Sonst aber liess sich alles zum glücklichsten Leben für das junge Paar an und die Erwartung wurde nicht getäuscht.

Hensel hatte für das erste Jahr grosse Pläne gehabt, denen Fanny zwar nicht sehr gläubig, doch ein williges Ohr lieh. Wir wissen, wie heftig ihre Sehnsucht nach Italien schon während der Schweizer Reise des Jahres 1822 gewesen war. Nun war sie verheirathet mit einem Mann, der das Land in fünfjährigem Aufenthalt gründlich kennen gelernt hatte und den es jetzt mit fast unwiderstehlicher Gewalt trieb

es seiner Frau zu zeigen. Und wie denn Hensel mit erregbarer Künstlerphantasie sich Illusionen über reale Verhältnisse gern hingab, (er hielt eine Anstellung in Italien für leicht erreichbar, etwa nach dem Muster der französischen Akademie in Rom, eine preussische,) so war der Entschluss gereift, bald Berlin zu verlassen und eine Reise nach Italien zu unternehmen. Wäre das an und für sich schon lockend genug gewesen, so kam eine weitere Kombination dazu, die den Reiz des Gedankens noch sehr erhöhen musste. Felix sollte von England aus seinerseits, nach kurzem Aufenthalt in Berlin, nach Italien gehen und fasste den Plan, seine Eltern mit der ganzen Familie auch zu überreden, dass sie reisten. Er schrieb darüber an Rebecka:

Mein liebstes Beckchen!

Glasgow, den 10. Aug. 29.

„Höre an! Wir wollen jetzt mit einander froh plaudern und von der Zukunft sprechen, von der ich vielleicht jetzt mehr weiss als Du, denn ich male viel daran herum und will Dir nun hier meinen Hauptplan mittheilen, darum schreibe ich an Dich, oder vielmehr darum setze ich mich auf den Sopha und spreche Dir in's Ohr, leise. Von Glasgow tönt's hinüber und im Augenblick ist die Entfernung weg, denn Du hast gar keinen Begriff, wie ich Dich liebe und wie nahe ich mich Dir denken muss, um froh zu sein, und wie jede frohe Stunde Du mir verschaffst, und wie ich in meinem Leben nie anders denken und fühlen werde. Nie! — Kannst ein dickes Haus auf mich bauen, ich halte fest. Aber es ist sonderbar, dass ich keine Note schreiben könnte, wärst Du nicht in der Welt, möcht' auch nicht leben. Guten Abend, liebes Beckchen! Hör' meinen Hauptplan; aber sag' ihn nicht weiter, denn kein Mensch erfährt ihn, als Du, und keiner soll ihn erfahren, bis ich ihn erfülle. Niemand muss das wissen, als wir beide, und dann soll's auf einmal losbrechen. Willst Du's Fanny und Hensel sagen, so ist's gut, vielleicht findest Du's sogar nothwendig; diese sind aber die Einzigen, denen Du's sagen darfst,

bei allen anderen gieb das erste Beispiel. — Nun geht der Kongress zwischen uns Beiden an. — Von hier aus verschweigst Du Alles: —

I. Ich werde in Berlin wohl etwas früher eintreffen, als ich dachte; die Gründe, warum ich früher komme und länger bleibe, sage ich Dir und Euch Allen mündlich, wenn ich komme. Ihr werdet dann zufrieden sein. Im Februar gehe ich darauf nach Italien, werde aber dann nicht, wie ich dachte, drei oder vier Jahre ausbleiben, sondern nicht einmal so lange als jetzt. Der Grund ist einfach der: ich werde komponiren müssen, viel und fleissig und gut; das kann und will ich aber nirgends als bei Dir. Und so werde ich denn, im Fall ich meine Reisen später fortsetze, immer nach Berlin gehen und da komponiren, was ich dann aussen den Leuten spiele und aufführe, dann wieder bei Dir komponiren, dann wieder aufführen, das mag eine Zeitlang so gehen, dann aber bleiben wir zusammen und für lange, denn ich will womöglich in Berlin mich festsetzen. So dächt' ich, sähen wir uns oft, froh, immer neu, in der nächsten Zeit, und die Sache wäre ganz hübsch. — Nun aber

II. Ich, von Gottes Gnaden, Ich F. M. B. Esquire, Ich will die Eltern dazu bringen, im nächsten Frühling nach Italien zu gehen und mit Dir mich in Rom zu besuchen, zu Ostern. Ich will's. Und ich glaube, ich werde es können. Zweifle nicht an der Möglichkeit, denn ich hab's reiflich überlegt und es geht. Will Dir auch sagen, wie? Vater hat es längst gewünscht, das Land zu sehen, nur fehlte ihm der Entschluss und er scheute die Unbequemlichkeit, auch hielt ihn Mutter ab. Komme ich nun wieder, so bin ich Schoosskind und kann viel mit Quälen durchsetzen, wie Du weisst, auch geht Mutter wohl schon lieber, wenn sie einen Theil ihres Hauses da findet, den Entschluss erstürme ich dann (weiss auch schon wie?) und die Unbequemlichkeit kann ich sehr erleichtern, denn ich kenne nun aus den Hochlanden schlimmes Reisen, weiss, wie ihm abzuhelfen, und komme Euch weit entgegen. Ich bringe übrigens noch für Euch Alle wahrscheinlich eine Ueberraschung mit, die mir viel Kredit geben und zum

Erstürmen helfen wird; es ist noch ungewiss, also kann ich noch nichts sagen, Du wirst aber sehen. Am 11ten December*) oder an der silbernen Hochzeit mach' ich's. Alles ist vorbereitet in mir, es ist mein höchster Wunsch. Ich werde es klug anfangen. Gott wird helfen, da wird es gehen. Nun höre, was Du dabei zu thun hast: Nichts. Schweige von Allem und sprich, als hätte ich nicht geschrieben. Brich das Gespräch ab, wenn von Italien die Rede kommt; ferner lass auch Fanny und Hensel die Eltern garnicht mit Bitten darüber angehen. Ich will aus den Wolken damit fallen, dann schlägt es besser ein. Und sieh zu, dass Du gelegentlich erfährst, wie es mit Hensel's Hinkommen steht; ich treibe ihn tüchtig dazu in diesem Briefe, und wenn Du mir antworten willst, so schreibe an Klingemann und gieb den Brief selbst auf die Post. Hast Du Nichts zu antworten, so antworte lieber nicht. Und nun sage, was Du dazu meinst? Eine goldene Zeit soll's werden und ein Blumenkranz von Tagen. Wir wollen uns im Vatican amüsiren, denn hinkommen werdet Ihr, und dann ist Alles recht hübsch. Du sagst, Du kennst „die Eltern und den Garten und deshalb würde nichts daraus?" Ich aber sage, ich kenne die Eltern auch, und Italien ist auch ein Garten und es wird was daraus. Nun ist's vorbei; ich gehe aus der Stube, Du willst mich am Flausrock festhalten, ich laufe aber doch fort, kucke aber natürlich gleich wieder durch die Thüre. Noch frägst Du, ob Du nächsten Winter zwei Stuben bewohnen sollst? Nein, denn ich brauche eine davon und will während meines Aufenthaltes wieder malen. Gesegnete Malzeit! Denk' an Italien! Es geht nun stark zum Wiedersehen. Ich bin wieder frisch und es saust mir mancherlei Musik durch den Kopf. Mündlich! So möge denn gelingen, was wir hoffen. —

Dein Bruder."

Dasselbe Thema wird in einem späteren Brief an die Geschwister weiter behandelt, in dem auch die ersten näheren Andeutungen über das Mittel, wodurch Felix seinen Zweck zu erreichen hofft, das „Liederspiel", gemacht werden.

*) Des Vaters Geburtstag.

35, Bury Street, St. James,

10. Sept. 1829.

„Die Sache ist die — fängt ein junges Frauenzimmer, das wir beide hochachten, lieber Bruder, ihre Berichte gern an, und es folgt dann nichts nach, hier brauch ich's mit dem Unterschiede, dass ich ihr Bruder bin und dass etwas Wichtiges folgt — die Sache ist also die, dass ein Comité niedergesetzt werden muss zur Anordnung silberner Feierlichkeiten. Früher hatte ich mir Fanny als Präsident gedacht, sie hat aber bei ihrem ersten Vorschlage soviel auf eine gewisse Familie Rücksicht genommen (z. B. Abends sind wir allein bei Hensel's, Mittag essen wir bei Hensel's etc.), dass ich sie der Partheilichkeit schuldig erkläre, perhorrescire, absetze, und Beckchen muss *Chairman* sein. Du und Fanny und ich, wir sind ordentliche Mitglieder, Droysen ist ein Ehrenmitglied und Klingemann ist auswärtiges Mitglied. Nun geht's los. Ich bitte um's Wort und habe einen Vorschlag zu machen: wie wär's, wenn wir den Polterabend so feierten: drei Liederspiele, jedes in einem Aufzug, mit Kostüm, Gesang etc. ordentlich dargestellt, und ein vollständiges Orchester unten (letzteres will ich übrigens zu allen Hochzeitsfeierlichkeiten aus eigenen Mitteln bestreiten und zu dem Ende hier eine kleine Musikspeculation machen), die Titel folgende: No. 1 Soldatenliebschaft, nämlich mein berühmtes Machwerk des Namens*), das den Eltern immer noch lieb ist, gegeben ohne Veränderung einer Note und ganz mit der Besetzung von damals. Was meint Ihr? Ist's nicht luminös? Dann ein neues Liederspiel von Fanny, das Hensel dichten muss, nett, luftig, lieblich an allen Ecken, sehr zart und schön. Dann eine Idylle von mir, zu der mir vieles im Kopf herumfährt; es muss hübsch werden, und soll ein gesetztes Ehepaar drin vorkommen, das Ihr beide Hensels agiren müsst, ferner eine Nachbarstochter, ein toller Flurschütz, ein verkleideter Seemann oder Soldat oder was weiss ich? Ein Bauernzug und *a dur* über und über. Dazwischen kann dann Eis und

*) Es war eine der ersten Compositionen von Felix.

Kuchen, und Allegorie und Pro- und Epilog passend Statt finden; ich denke, es amüsirt die Eltern weit mehr, als ein blosses Instrumentalconcert. Mit meinen übrigen Plänen rücke ich heut noch nicht heraus, sondern will erst Euern Gegenvorschlag, Beifall für den meinigen und Ideen für den Hochzeitstag vernehmen, die Ihr mir gleich umgehend mittheilen müsst. — Und bei der Gelegenheit werde bezeugt, o Hensel, dass Du ein grosser Mann bist. Deine Zeichnung ist ganz himmlisch und macht mir wahre Freude, wenn sie mich anguckt; denn das thut sie; es ist so genial und schön und doch ähnlich und doch komisch und so fort, wo, Teufel, kriegst Du solche Einfälle her? Auch Fanny's grosses Portrait ist schön, aber es gefällt mir nicht. Ich sehe, wie herrlich es gezeichnet, wie sprechend ähnlich es ist; aber in der Stellung, Kleidung, im Blick, in der ganzen sybilligen Prophetenhaftigkeit oder schwärmenden Begeisterung ist mein Cantor nicht getroffen! Da liegt die Begeisterung nicht so oben auf, mehr innen drin und zeigt sich nicht in gen Himmel sehn, oder im Ausstrecken des Armes, oder im wilden Blumenkranz, denn alles das sieht einer auf den ersten Blick! Das muss er aber nicht, sondern erst nach und nach draus klug werden. Nimm mir das nicht übel, Hofmaler; aber ich kenne meine Schwester doch länger als Du, habe sie als Kind in meinen Armen getragen (Uebertreibung!) und bin nun mal ein ungeleckter, undankbarer Brummbär, der Dir für die Sonnenstrahlen, die Du mir so von Zeit zu Zeit herüberwirfst, nicht einmal genug danken kann; wenn Du mich sehn könntest, wie ich oft still Deinen Zeichnungen gegenüber sitze und dann in ihrer Gesellschaft bin und nirgends weniger als in London, so wäre das eben der Dank, der Dir gebührte; aber sagen!? Pfui über die Worte. So nimm denn meine Freude als Dank hin darüber, dass es Dir gegeben ist, in Formen hinzustellen, was unser einem so wohl als Bild vorschwebt, aber doch nur nebelig. Du kannst es festhalten.

D. 11. Heut frühstückte ich bei Klingemann, und unser idyllisches Liederspiel rückt sehr vor und fängt an, Form und Gestalt zu gewinnen; ich denke, es soll nett werden, und Du

wirst prächtig eingeführt, Hensel; fürchte Dich nicht vor dem Singen, es ist für Dich gesorgt; der Flurschütz ist ein Hauptkerl, und Devrient soll wüthen.

Nun ein Paar Worte an Dich, Beckchen, meine ruhige Bundesgenossin. Aber ein Paar wichtige: Ich habe nämlich in diesen Tagen fast die Gewissheit eingesehen, dass unser Plan zu Stande kommt, dass wenigstens die Eltern keine Hindernisse in den Weg legen werden, und die habe ich durch einen Brief von Vater erlangt. Vater hat erstlich die Reiselust wieder bekommen, das ist ein grosses Moment. Zweitens würde es ihm lieb sein, mit mir ein Weilchen in Holland umherzureisen, woraus diesmal wohl leider nicht viel werden wird, das ist ein grosses; endlich scheint er die Idee, ich müsse allein umherfahren, um Selbstständigkeit zu lernen, fast aufgegeben zu haben, und giebt viel auf meinen glücklichen Erfolg in diesem Lande. Das ist die Hauptsache. Ich sage Dir, Du sollst Orangenbäume sehen. Wie mild und weich und freundlich Vaters Brief ist, kann ich Dir garnicht beschreiben, und sein eigentlicher Reiseplan ist auch zu weitläufig, als dass ich ihn Dir anders als mündlich mittheilen sollte, aber das genüge Dir, dass er mir ein Beweis ist, dass es gelingen wird. Ja, ein unumstösslicher Beweis. Freue Dich einmal ein Bischen. Brauche übrigens mein Recept aus dem vorigen Briefe fort und sprich von Nichts. Noch dies eine: Aus Vaters Brief folgt auch, dass ich solange im Winter bei Euch bleiben werde, als wir mögen. (Schweig!) Vieles Gute folgt daraus und Schönes und Liebes. Kurz, ich denke, wenn wir im December zusammenkommen, so ist für's Auseinandergehen garnicht sehr gesorgt.

Wenn ich wiederkomme, werdet Ihr mich gewiss sehr viel Englisch anreden, um meine Aussprache zu prüfen, Fehler zu jagen und dergleichen. Ich werde Euch nicht anworten und keinen einzigen meiner gebildeten Laute von mir geben, kein „*never mind*“, kein „*I say*“. „Dieser Rock ist gut genug, um drin zu trinken“, sagt Toby; „diese Zunge ist gut genug, um drin zu raspeln,“ sag ich, und ist sie das nicht, so mögt Ihr sie räuchern und essen. A propos, was ich esse? Neulich

erwähnte einer der frischen Austern und da wurde ich sentimental, weil ich mich erinnerte, wie sie im Frühling hier schlecht wurden und ausgingen. Seitdem esse ich sie aus Melancholie und denke dran, wie die Zeit vergeht. In Regentstreet stand ich gestern still, wo eine Karte von Holland aushing und machte mir auf der bunten Strasse meinen ruhigen Reiseplan, wie er im Familienbrief steht, und sah mir den Weg zwischen Elberfeld und Berlin an. — Das Liederspiel wird nett, denke ich: Hensel und Fanny ein altes Ehepaar, Hensel hasst die Musik, Fanny hasst die Soldaten und ihr Sohn kommt nun in einen fahrenden Musikanten verkleidet zurück, ist aber eigentlicher Soldat und vergisst sich alle Augenblicke und lässt den Kriegsmann durchgucken; nun mag ihn der Vater nicht wegen der Verkleidung, die Mutter nicht wegen der durchguckenden Wirklichkeit, Beide haben ihn doch aber lieb, und der Flurschütz macht sich Alles zu Nutze; er ist auch ein Fremder und da die alten Schulzen Nachricht vom Wiederkommen des Sohns erhalten, so halten sie diesen für den Sohn und sparen sich gegenseitig die Ueberraschung für den folgenden Tag auf, wo Geburts- und Amtsjubiläumstag von Hensel ist, bemühen sich auch, den Rüpel lieb zu haben, versperren ihrem Sohne die Gelegenheit, zur Nachbarstochter zu kommen und klemmen immer den Flurschützen ein, der dann statt des Soldaten ihr ein tolles Ständchen auf seiner Fiedel bringt; am Morgen erklärt sich Alles und erheitert sich; das Stück fängt nämlich den Abend unter der Linde an, spielt die Nacht durch, wo das Ständchen und der Zank der beiden jungen Leute vor sich geht, und schliesst am Jubiläumsmorgen. Was meinst Du zu diesen rohen Entwürfen? Mehr zur Zeit; froh soll es sein und wir nicht minder." —

So gingen denn im Winter 1829/30 zwei Dinge mit einander vorwärts: die Vorbereitungen zur silbernen Hochzeit der Eltern, am 26. December, und die, wenn man so sagen darf, „Verschwörung" der Jugend, wegen der italiänischen Reise. Ersteres, die Aufführung, gelang vollkommen; aus jenem „rohen Entwurf", den Felix im letzten Brief mittheilt, hatte er das reizende Liederspiel „die Heimkehr aus der Fremde" gemacht.

Der Text war von Klingemann. Ganz besonders machte Hensel in seiner Rolle als Schulze Furore, für den, da er absolut unmusikalisch war, Felix ein Musikstück auf einen Ton komponirt hatte. Mantius gab den Sohn, Devrient den Kauz, Rebecka die Lisbeth, Wilhelm und Fanny die Schulzen. Es war ein in seiner Art einziges Fest und Alles ging vortrefflich und sehr nach Wunsch.

Nicht dasselbe kann man von dem italiänischen Projekt sagen: Es scheiterte vollständig an dem entschiedenen Widerspruch der Mutter Lea, die keine grosse Reisefreundin war und sich in dem schönen Haus und Garten viel zu behaglich fühlte, um es ohne zwingenden Grund zu verlassen. Dass das Aufgeben des lockenden Plans, der wirklich geeignet genug war, den Kopf zu verdrehen, nicht ohne viel Herzbrechen abging, versteht sich; es kam dazu, dass im März Rebecka zuerst, dann Felix und Paul die Masern bekamen, um diesen Winter so voll *petites misères de la vie privée* zu machen, wie sobald keiner in der Mendelssohnschen Familie gewesen war. —

Im Sommer 1830 wurde Hensel's ein ungemein schwächlicher Knabe*) zwei Monat vor der Zeit geboren. An der Lebensfähigkeit dieses Kindes wurde lange gezweifelt und nur die sorgfältigste Pflege konnte es erhalten. Dass dies Ereigniss von bestimmendem Einfluss auf das Leben und die Pläne des Henselschen Paares wurde, versteht sich. Vor allen Dingen wurden damit alle italiänischen Reise-Ideen auf Jahre hinaus vertagt. Das war in einer Beziehung gewiss ein Glück: es schied damit ein Moment der Unruhe und Ungewissheit aus ihrem Leben, was sich in Fanny's Tagebuch aus dem ersten Ehejahr recht deutlich erkennen lässt; und es ergab sich dafür die Nothwendigkeit, feste Pläne für das heimathliche, häusliche Leben zu entwerfen, welches sie sich gar behaglich und erfreulich zurechtzimmerten. Abraham hatte im Anschluss an den Gartensaal ein Atelier bauen und zweckmässig einrichten lassen, was für Hensel den unschätzbaren Vortheil hatte, dass er nicht, wie die meisten Maler, genöthigt war, seine Arbeit ausser dem

*) Der Verfasser dieses Buches.

Hause zu thun, dass er jeden freien Augenblick seiner Frau widmen, dass sie häufig im Atelier sein, mit ihrer Arbeit daselbst sitzen und doch den Haushalt und ihr Kind im Auge behalten konnte. Im Januar 1831 bezog er dies Atelier und eröffnete gleichzeitig ein Schüleratelier, was an das seinige anstossend gebaut war und sogleich von mehreren jungen Leuten besucht wurde, die übrigens auch, wo es anging, zu allen Festen, Geburtstagen, Weihnachten zugezogen wurden und durch Heiterkeit und witzige Einfälle viel zu dem Gelingen aller Vergnügungen beitrugen.

Hensel entwickelte in diesen glücklichen Verhältnissen eine unter so günstigen Bedingungen sehr erfolgreiche Thätigkeit. Gleich Morgens nach dem Frühstück ging er ins Atelier und arbeitete hier fast ohne Unterbrechung bis zum Dunkelwerden. Nach dem Essen, was um halbfünf Uhr stattfand, wurde entweder im Sommer noch gemalt, oder, wenn es schon zu dunkel war, im Garten die nothwendige Bewegung und Genuss der frischen Luft gewöhnlich bei dem durch ihn nach Berlin verpflanzten und mit Leidenschaft kultivirten Bocciaspiel gesucht. Für die Abende aber, namentlich im Winter, wo der Garten keine Zerstreuung bot, hatte er wieder künstlerische Beschäftigung mit dem Bleistift. Die Portraitsammlung wuchs durch diese Abendthätigkeit zu achtungswerther Grösse. Aus unbedeutenden Anfängen war sie entstanden; kleine Büchelchen nahmen hin und wieder das Bild irgend eines Freundes, flüchtig gezeichnet, auf. Allmälig aber vergrösserte sich das Format und mit des Künstlers wachsender Virtuosität in der Behandlung des Bleistifts und im Auffassen der Aehnlichkeit wurden auch die Portraits schöner und ausdrucksvoller. Bald wurden diese Sammlungen bekannt, die Bände mehrten sich und er hinterliess deren siebenundvierzig mit über tausend Köpfen.*) Die früheren Zeichnungen sind ausschliesslich mit dem spitzen und ziemlich harten Bleistift gemacht: die Formen scharf mit Linien umschrieben, aber noch ziemlich steif, die Ausführung des Details sehr sauber und fein, aber ängstlich;

*) Im Besitze des Verfassers. Einige der interessantesten Blätter sind in vorzüglicher phototypischer Nachbildung veröffentlicht.

es fehlt an Rundung und Weiche, die Lichter sind mit Weiss aufgesetzt. Man merkt der ganzen Zeichenart die frühere Beschäftigung mit Radirungen an, es hat etwas von der Schärfe und Härte des Kupferstichs. Bald aber tritt der Gebrauch des Wischers und die Anwendung des weichen und immer weicheren Bleistifts ein und diese Zeichenart wird allmählig zu hoher Vollendung, namentlich in Verbindung mit *Papier pellé* und ausradirten Lichtern ausgebildet. Die Behandlung wird immer freier und genialer, der Strich tritt immer mehr zurück, die gewischte Fläche immer mehr in den Vordergrund, die Form wird nicht mehr durch umschreibende Linien, sondern durch weiche Schatten dargestellt, namentlich die Behandlung des Haares ist von grosser Schönheit. Es sind schliesslich kaum mehr Zeichnungen, sondern Gemälde, schwarz in schwarz. — So die Technik. Damit Hand in Hand geht eine grosse Veränderung in der Auffassung der darzustellenden Menschen, eine andere Ansicht von der Aufgabe des Portraits. In den ersten Bänden wird eine möglichst treue, wenn man so will, daguerreotypartige Wiedergabe des Gesichts erstrebt. Daher völlige Vernachlässigung alles Anderen, nur objektive Kopirung der Gesichtszüge. Allmälig aber tritt die individuelle, künstlerische Auffassung mehr in den Vordergrund, der zu Portraitirende wird gewissermassen nur Rohmaterial, Motiv zu einem Bilde. Ist nun ein Gesicht recht charakteristisch, so machte Hensel auch wohl in den letzten Jahren ein vollkommen treues Bild von ihm. Gewöhnlich aber gewinnt eine idealisirende und namentlich verschönernde, verjüngende Richtung die Oberhand — Fanny nannte das einmal treffend: „Wilhelm zeichnet eine Grossmutter in's Stechkissen." — Durch Umgebung oft landschaftlicher, oft symbolischer Natur (wie z. B. bei dem Astronomen Quetelet der gestirnte Himmel) soll der Charakter des Menschen näher bezeichnet werden, es sind auch hierin, wie in der Technik, mehr Bilder nach gegebenen Motiven, als Portraits, freie Phantasien auf ein Gesicht. Und bei alledem haben selbst diese, auf den ersten Anblick kaum ähnlichen Zeichnungen das Eigenthümliche, dass man sich immer mehr und mehr in sie hineinsieht, weil sie eben die ver-

geistigte Auffassung eines geistreichen, künstlerischen Auges darstellen und so eine zwingende Gewalt auf den Beschauer ausüben. — Die gelungeneren unter den Zeichnungen dieser letzten Bände gehören wohl zu dem Vollendetsten, was in solcher Art von irgend einem Künstler geschaffen worden ist. — Aber noch in anderer Beziehung haben die Albums grossen Werth; und zwar einen Werth, der sich mit der Zeit sehr steigern wird; sie sind interessante Kostüm- und Trachtendarstellungen über einen Zeitraum von beinahe funfzig Jahren. Und schliesslich gewähren die fast ausnahmslos den Bildern beigefügten Autographen der dargestellten Personen noch ein ganz besonderes Interesse; — allerdings fast nur in formeller Hinsicht; denn unter den vielen Hunderten von Unterschriften sind kaum ein Dutzend wirklich hübsch und charakteristich.

Uns aber giebt die Sammlung ein lebendiges Bild von der ausgebreiteten Geselligkeit des Henselschen Hauses. Alle diese, gewöhnlich durch irgend eine hervorragende Eigenschaft — Geist, Talent, Schönheit, und wäre es auch nur Rang — ausgezeichneten Personen standen in mehr oder weniger nahen Beziehungen zu Hensels und Mendelssohns. Dass die Künstlerwelt am reichhaltigsten vertreten ist, liegt in der Natur der Sache. Von bedeutenderen Musikern wären zu nennen: C. M. v. Weber, Zelter, Paganini, Henselt, Gounod, Hiller, Ernst, Liszt, Clara Schumann, natürlich Felix in verschiedenen Bildern; die Malerei ist u. A. vertreten durch Cornelius, Ingres, Horace Vernet, Magnus, Kopisch, Verboekhoven, Kaulbach und Max v. Schwindt; das Theater durch die Milder, die Rachel-Felix, Seydelmann, die Novello, Lablache, die Grisi, die Pasta, die Ungher-Sabatier, die Schröder-Devrient. Die Litteratur sendet als Repräsentanten La Motte Fouqué, Theodor Körner, Cl. Brentano, Bettina von Arnim, E. T. A. Hoffmann, Tieck, Varnhagen, H. Heine, Goethe, Steffens, die Austin, Paul Heyse; Thorwaldsen, Rauch und Kiss repräsentiren die Bildhauer, Schinkel die Architekten; während von Männern der Wissenschaft Hegel, Gans, Bunsen, Humboldt, Jacob Grimm, Lepsius, Böckh, Quetelet, Jacoby, Dirichlet, Ranke und Ehrenberg sich finden. Sie wurden fast Alle Abends, während Musik gemacht

wurde, oder die lebhafteste Unterhaltung im Gang war, gezeichnet, manchmal sogar, ohne dass sie es selbst wussten. Das eben gab die Lebendigkeit und Natürlichkeit von Hensels Auffassung, dass er kein steifes, gelangweiltes „Sitzen" verlangte, sondern den Menschen frei gewähren, sprechen und sich bewegen liess. Und hatte er so ein eigenes Talent, das Leben aufzufassen, so besass er andererseits die Gabe, den Tod würdig, ernst und schön darzustellen, eine Gabe, die sich selbst in den schwersten Momenten des Lebens bewährte. Wie vielen hat er so noch die letzten Züge geliebter Menschen zu bleibender Erinnerung festgehalten — der Familie nicht am wenigsten. Schöneres kann man kaum sehn, als die Todtenbilder von Schinkel, von Fanny, von Felix, letzteres ist das einzige wirklich gute Bild, was von ihm existirt.

Die Sonntagsmusiken fingen auch in dieser Zeit an, eine stehende Institution zu werden, und wie alles Derartige, einmal angefangen, die Tendenz hat zu wachsen, so war es auch hier. Sie waren für Fanny, was für ihren Mann die Albums waren. Aus kleinen Anfängen, aus der Vereinigung der nächsten Freunde am Sonntag Vormittag, dem arbeitfreien Tage, entwickelten sich allmälig wohlvorbereitete Aufführungen mit Chor und Sologesang, auch Trio und Streichquartett von den besten Kräften Berlins, vor einem zahlreichen, alle Räume ausfüllenden Publikum. Viele Jahre gehörte es zum guten Ton in Berlins musikalischen und leider! auch nicht musikalischen Kreisen, zu diesen Musiken Zutritt zu haben. Am meisten Freude hatte Fanny dabei an dem trefflich geschulten kleinen Chor und an dem Einstudiren der Sachen mit diesem, was gewöhnlich Freitag Nachmittags geschah. — An einem schönen Sommermorgen konnte es aber auch nichts Hübscheres geben, als den Gartensaal, mit dem Blick auf die herrlichen Laubparthien des Gartens, angefüllt mit einer dichtgedrängten Menge munterer, festlich gekleideter Menschen, und sie am Flügel mit ihrem Chor irgend ein altes oder neues Meisterwerk aufführend. Hatte Hensel ein Bild der Vollendung nahe, so standen wohl die Atelierthüren offen und ein ernster Christus sah auf die bunte, moderne Welt hernieder, oder Mirjam, den

Ihren voranschreitend, drückte symbolisch auf der Leinwand aus, was im Saal lebendig vor sich ging. Viele gute Musikstücke wurden durch Fanny Hensel zuerst in Berlin bekannt. Eine Aufführung im Jahr 1834 muss ganz besonders gut gewesen sein, sie schreibt darüber: „Ich habe im vorigen Monat (Juni) eine wunderschöne Fête gegeben: Iphigenie in Tauris von der Decker, Bader und Mantius gesungen. Es war wirklich etwas so vollkommenes, wie man nicht leicht wieder hören wird, besonders Bader war hinreissend, aber alle drei trieben sich einander so, und die drei schönen Stimmen bildeten einen Strom von Klang, der mir unvergesslich bleiben wird. Auch alles Andere ging sehr gut und erfreulich. Es waren gerade hundert Personen hier, unter Andern Bunsen, dem es eigentlich galt, mehrere Engländer, Lady Davy; Radziwill's hatten sich gemeldet, konnten aber dann nicht kommen, etc. Alles war sehr schön und gelungen, noch schöner als Orpheus voriges Jahr. — Den Sonntag drauf hatte ich Musik mit ganzem Orchester aus der Königstadt und liess meine Ouverture spielen, die sich sehr gut ausnahm." — Als Schluss dieser ersten Ehejahre mag eine Stelle aus einem Brief Fanny's an ihren Vater stehn, am Tauftage ihres Knaben geschrieben:

„— — Ich kann einen so frohen und schönen Tag unmöglich beschliessen, ohne mich an Dich zu wenden, lieber Vater, und Dir zu sagen, wie sehr wir Dich dabei vermisst haben; ja, da man bei solchen Veranlassungen mehr als sonst auf sein ganzes Leben zurückgeführt wird, so kann ich nicht umhin, Euch, denn dieser Brief ist eigentlich für Mutter mitgemeint, wieder einmal, und wohl nicht zum letzten Mal in meinem Leben, von der Stufe aus, auf der ich stehe, zu danken, dass Ihr mich hierher geführt habt, Euch zu danken für mein Leben, für meine Erziehung und für meinen Mann, und Euch zu danken, dass Ihr gut gewesen seid, weil guter Eltern Segen auf den Kindern ruht, und ich mich in jeder Beziehung so glücklich fühle, dass ich wirklich nichts als Fortdauer zu wünschen weiss. Bei allem Glück habe ich besonders das, es so recht zu wissen und zu empfinden, und es ist doch wohl der nöthige Schlussstein." —

Abraham Mendelssohn war nach Paris gereist, und mögen einige seiner Briefe an Lea hier eine Stelle finden:

Paris, 13. Juli 1830.

„Ich möchte Euch gern eine andre, als die trockene Nachricht, dass ich gestern Abend um 11 hier angelangt bin, geben; allein ich kann nicht. Ich bin so ermüdet von allem, was ich seit diesem Morgen bereits gethan, gesehn und gesprochen, dass mir die Sinne vergehn. Also ich bin hier; jede Einfahrt in Paris ist ein wichtiger und merkwürdiger Abschnitt im Leben, und wie alt, kalt und abgespannt einer auch sei, er muss den letzten Rest seiner Kräfte hergeben, um mit allen Sinnen sich zu freuen, dass er in Paris ist. Bist Du liberal — die Wahlen fallen alle antiministeriell aus; bist Du ein Ministerieller — gleich werden die Kanonen wegen der Eroberung von Algier gelöst; bist Du ein Philosoph (ich nämlich bin keiner), so wird Dir heute Mittag Gustav Eichthal die neuen theosophisch-industriellen Systeme expliciren; bist Du ein Kaufmann, so kehrst Du eben von dem allerwunderwürdigsten Monumente zurück, welches der Reichthum sich je und irgendwo in der Welt selbst gesetzt hat, von der Börse, an welcher übrigens auch die Damen jetzt Theil nehmen können — und nehmen; bist Du Rike Robert, so kaufst Du Dir einen der 1500 Mille Hüte, welche Dir zu Gebote stehn; und bist Du endlich der Stadtrath Mendelssohn Bartholdy, so thust Du dasselbe, da der einzige Fehler, der Paris verunstaltet, der ist, dass Mützen nicht tolerirt werden. Sie haben da etwas von *bonnet rouge* sagen hören und lassen daher niemand mit einem *bonnet bleu* nur an den Tuileriengarten; mit der Nachtmütze ginge es vielleicht, weil das ein *bonnet blanc* oder *blanc bonnet* ist. (Am allerwenigsten ginge es wohl mit einer Mütze aus allen diesen drei Farben.) Du willst Dich etwa, ohne aus dem Hotel des Princes zu gehn, im Klavierspiel oder der Komposition vervollkommnen, und ich habe beides nöthig, da ich ein wenig auf der Reise aus der Uebung gekommen, — Herr Kapellmeister Hummel und Herr Meyerbeer wohnen Wand an Wand mit Dir. —

Paris, 21. Juli 1830.

Das sicherste Mittel, welches ich bis jetzt aus meinem Aufenthalt hier gezogen habe, ist, dass die Frauen sehr viel weiss und sonstige einfache Farben, nur die jungen Mädchen sehr viel Rosa und alle insgesammt sehr vernünftige Kopftrachten tragen, und auf keine Weise so lächerlich angezogen sind, als es unsere Modejournale berichten und unsere Frauen pflichtschuldigst nachahmen. Ich kann alle meine geliebten und verehrten Landsmänninnen, alt und jung, gross und klein, versichern, dass die sicherste Weise, dem gewünschten Pariser Ideal gleichzukommen, Einfachheit in Farbe und Schnitt ist, und dass eine Berlinerin, welche mit Gigots, Imbécile, unsern Locken und Hüten hierher käme, kein einziges Vorbild und auch gewiss keine einzige Nachahmung finden würde. — Verdiene ich Geld hier, so bringe ich Euch einen ächt eleganten Pariser Anzug, damit Ihr Euch schämen und kleiden lernt; ich ärgere dann unsere ganze „elegante“ Welt — *pauvres gens du nord, auxquels on n'envoie que le rebut* — ich habe es immer geahnt und gesagt.

Im Museum war ich schon mehreremal. Es sind noch immer die alten herrlichen Bilder, aber es sind leider nicht mehr die nämlichen Augen, mit welchen ich sie betrachte: fast noch nie hat mich die Abnahme meiner Sehkraft so geschmerzt; doch ist die Erinnerung alter Liebe, alten Genusses noch lebendig genug in mir, um das Eindringen schlechter Gesellschaft in diese Götterversammlung auf das bitterste zu empfinden. Im ersten Theil der Gallerie, in der Ecole française, hat man, wahrscheinlich um leeren Platz auszufüllen, alle Davids Brutus, Horazier, Sabinerinnen, Leonidas, Belisar und einen schauerlichen Paris mit der Helena, alle Girardets Endymion, Sündfluth (welche mir einmal im Luxemburg gefallen, hier aber ganz unerträglich geworden), Einnahme von Cairo, kurz den Teufel und seine ganze Familie hingehängt; glücklicher Weise ist diese Barbareninvasion bis jetzt nur bis zum ersten Achtel ungefähr der Gallerie gelangt, und lässt man sich von diesen Ungethümen nicht abschrecken, so kommt man endlich auf geheiligten Boden. Schön ist die Menge Arbeitender zu sehn,

am meisten freilich Frauen alles Alters und aller Gestalt. Obenerwähnter gräulicher Paris von David und die grosse heilige Familie *au berceau* von Raphael werden von Dreien auf einmal copirt. Im *Musée des Statues* habe ich nichts Neues entdeckt als eine Venus von Milo, der beide Arme fehlen; weiter weiss ich nichts von ihr.

Heute war ich, wie alle Engländer, wieder einmal im Père la Chaise. Diese ungeheure Todtenstadt wird immer ungeheurer, wichtiger, interessanter; an Bevölkerung fehlt es ihr nicht, und Thorheit und Uebermuth machen die Denkmäler immer mehr Häusern und Pallästen ähnlich. Nun fand ich Talma und viele schöne Frauen meiner Zeit. Mein Führer (ein alter bonapartistischer Soldat) sagte mir: „*Voulez vous savoir le fin mot de tout cela? Plus d'orgueil que de sentiment!*“ (wörtlich.)

Heut haben die Pairs de France *lettres closes* erhalten, *pour l'ouverture des chambres au 3 août;* ich halte mich, nach allem, was ich mir abnehmen kann, für überzeugt, dass sich alles für jetzt in Wohlgefallen auflöset. Auf beiden Seiten hat man zu viel zu verlieren, und keiner hat recht Courage, *va tout* zu spielen.“ — —

Unmittelbar nach Absendung dieses Briefs wurde Abraham krank, und es fehlen daher Nachrichten von ihm über die „drei Tage“. — Erst am 16ten August konnte er wieder schreiben:

„— — Ich habe mich nun entschlossen, bis Ende dieses Monats oder die ersten Tage September hierzubleiben, um alles selbst zu ordnen, was hier geordnet werden muss. Ich habe gestern zum ersten Mal seit mehr als drei Wochen in Gesellschaft gegessen, bei Leo's mit Koreff, welchen ich wahrlich nicht genug loben und danken kann.

Da, wo ein so mächtiger Revolutionsinstinkt sich im Volke entwickelt und geäussert hat, da scheint mir ein legaler Zustand in dem Sinne, wie wir dieses Wort nehmen und verstehen können, ganz und gar unmöglich. Ganz neue Formen und Verhältnisse müssen sich bilden, um einem solchen Volke zu entsprechen und zu genügen; alles Vorhandene ist abgenutzt und wird langweilig und lächerlich, und ich irre mich sehr, oder dies Gefühl fängt schon an sich zu äussern. Ein Volk,

wie das Pariser sich gezeigt hat, ist entweder im Gefühl eigener Stärke und Mündigkeit allen Einflüssen und Einwirkungen individueller Ueberlegenheit entwachsen, und dann steht es schlimm um das Bestehende, oder aber es wird eine furchtbare, unwiderstehliche Waffe in den Händen derer, die es zu gebrauchen wissen, und dann steht es wieder schlimm um das Bestehende. Mir scheinen die drei Tage ein ungeheures, geheimnissvolles Wort ausgesprochen zu haben, dessen Deutung jetzt zu errathen ist. Eins ist klar; mit Charles X. ist nur der allerkleinste Theil der Verderbniss, der Niederträchtigkeit, der Habsucht und Intriguen der höheren Stände vertrieben. Die rechte Grundsuppe ist geblieben, sie lastet wie eine undurchdringliche Atmosphäre auf Frankreich, sie ist ein feindseliges Element, schwerer und nothwendiger zu bekämpfen als die garde royale. Mir scheint *qu'il n'y a rien de changé en France, quoiqu'il y ait heureusement un Français de moins.*

Gefalle ich Euch nicht, so bedenkt, dass ich drei Wochen lang krank war. Gott gebe, dass ich mich irren möge, dass ich nicht in meiner Einsamkeit und gerade, weil ich darin war, richtiger sehe, als die im Treiben waren und sind. Gewiss ist, was geschehen war nothwendig, unumgänglich; wird, was darauf und daraus folgt, gut und recht sein? Ich kann's kaum hoffen, aber Gott geb's, sagt Jacobi. O! ich werde alt! —"

Paris, 25. August 1830.

„Tausend Dank für Deinen liebenswürdigen Brief vom 17ten. Gott erhalte Dir Deinen Enthusiasmus und Deine Lebendigkeit. Du irrst aber sehr, wenn Du glaubst, die Aerzte hätten mir verboten, Journale zu lesen; das verbot sich von selbst. Wenn ich einen Brief von Dir 24 Stunden uneröffnet lassen muss, so kann ich gewiss in 8 Tagen keine Zeitung lesen; ich war, bevor das Fieber kam, in einem vollkommenen Marasmus, einer wahren Nichtigkeit, aus welcher mich nur Unwohlsein und Leiden mancher Art weckten; es war nicht schön. — —

In Auxerre war ein Auflauf; das Volk riss die Barrièren ein, um keine Abgaben mehr zu zahlen, und erklärte, sich an

die Worte des Königs zu halten: „*que désormais, il n'y aura plus de barrière entre le roi et le peuple.* Es ist historisch wahr und doch wirklich Shakespearisch.

Ein Kabrioletkutscher, welcher mich dieser Tage fuhr, erzählte mir, am fürchterlichen Mittwoch habe er mit einem Haufen Bürger in der rue St. Honoré gefochten; unter sie hätten sich mehrere Kinder von 12—14 Jahren, mit Stöcken bewaffnet, gemischt; er habe zu dem Aeltesten, der sie anführte, gesagt: „*Malheureux, que fais-tu ici; tu n'as pas même d'armes?*“ „*J'attends que tu sois tué, pour prendre les tiennes,*“ war die Antwort, welche kein Kabrioletkutscher erfindet; mich hat es schaudern gemacht, und ich kenne kein ähnliches.“ —

Paris, 27. August 1830.

„— — Hiller gefällt mir am besten. Er ist gutmüthig, lebendig, obwohl auch ein bischen scharf. Er hat mir vorgestern Hector Berlioz zugeführt, den Verfasser, oder Komponisten des Faust; er schien mir angenehm, interessant und viel vernünftiger als seine Musik. Ihr könnt Euch nicht denken, wie alle die jungen Leute auf Felix warten. Berlioz hat kürzlich den *grand prix de composition* erhalten und bekommt auf 5 Jahr dreitausend Francs Pension zu einem Aufenthalt in Italien. Er will aber nicht hingehn, sondern sich Erlaubniss erwirken, hier zu bleiben (das ist Wasser auf Deine Mühle, Lea!). In allen den jungen Köpfen jedes Standes und Gewerbes gährt es, alle wittern Regeneration, Freiheit, Neues, und wollen daran Theil nehmen. Ich gestehe, dass ich noch mit mir zu keinem Resultat darüber gelangt bin, was aus allem dem sich gestalten wird.

Ich habe gestern bei Gérard etwas gesehen, was mich unglaublich interessirt hat und so bald nicht aus meinem Gedächtniss weichen wird: er hat Bonaparte in seinem Cabinet mit historisch diplomatischer Genauigkeit der kleinsten Details gemalt; es hat mich gebannt! Nebenbei hat Gérard im Gespräch gesagt, er habe in seinem Leben 400 Portraits gemalt.

Gebannt hat mich aber auch gestern die Taglioni. Das

ist ganz neu. Ihr erinnert Euch alle noch, wie uns bei der Sonntag und Paganini die Gelassenheit, die Ruhe, die Sicherheit oft und am meisten entzückte. Das ist die Taglioni; sie tanzt nie geschwind, wenigstens nie heftig. Mit vollkommener Ruhe, ohne Rücksicht auf das Publikum folgt sie den Eingebungen ihrer Grazie und Laune, sucht nie etwas und findet alles, strengt sich nie an und thut Unglaubliches.

Aber Wilhelm Tell!!! Ich reisse noch heut Leo den Kopf ab wegen seines Urtheils. *Atroce!* und leer. Ich bringe den Text mit, der allein eine Merkwürdigkeit ist. In einem zärtlichen passionirten Duett frägt Melchthal seine Geliebte Mathilde (eine österreichische Prinzessin! welche mit ihm glückliche Tage verleben will) *vous reverrai-je? Oui demain*, ist die Antwort, ich habe es sogleich in *oui gâteaux* übertragen; dieselbe Mathilde sagt: *les royons de l'astre de la nuit sont discrets comme mon Arnold.* Wie der Mann, der den Barbier und Othello geschrieben, solch eine Musik hat machen können, bleibt mir unbegreiflich und eine solche Dissonanz nur in der Musik möglich.

Die innere Ruhe ist vollkommen wieder hergestellt und morgen wird Revue über 50,000 Mann Nationalgarden gehalten. Jetzt ist man aber wegen der belgischen Unruhen unruhig, und ich fürchte eine stürmische Zeit, da sich eine neue gebären zu wollen scheint. Die jungen Leute wollen heran, das gefällt den Alten nicht. — —“

Paris, 30. August 1830.

„Gestern (Sonntag) vor 5 Wochen war ich in Montmorency; es war gerade die *Fête du village*, 5—6000 Menschen waren dort zusammengekommen, tanzend, singend, fröhlich und guter Dinge, einige Gensd'armes waren müssige Zuschauer. Wie ich gegen 11 Uhr nach Paris zurückkam, war eben die Fête in Tivoli aus, und Tausende strömten in friedlichster Ordnung die Strassen entlang. Drei Tage darauf war Paris in Feuer und Flammen, und wohl an 10,000 Menschen verloren Leben und Gesundheit; alle Ordnung war aufgelöst, es hing an einem

Haar, so siegte Tyrannei und Zerstörung, und Paris war seinem Untergang nahe. Gestern waren 50,000 Mann vollkommen exercirter und bekleideter Nationalgarden auf dem Champ de Mars versammelt, um vor dem König die Revue zu passiren, 150,000 — 200,000 Menschen waren auf demselben Platz Zuschauer, von Linientruppen, von Polizei, von Gensd'armes keine Spur, und ich habe ein imposanteres, friedlicheres, ruhigeres, schöneres Fest nie in meinem Leben gesehen. Es waren dieselben Menschen, welche 3 Wochen vorher sich auf Tod und Leben geschlagen hatten, dieselben, welche ich in einem Zustande von überreizter, physisch und moralisch erhitzter Exaltation und Wuth gesehn, der mir nie aus dem Gedächtniss kommen wird. In Paris selbst war nichts als alte, kranke Leute, kleine Kinder und die Hefe des Volks zurückgeblieben, und es ist weder ausser Paris noch in Paris der Schatten eines Excesses vorgefallen.

Das ist allerdings ein wahres und ungeheures Wunder! Allein ich bleibe dabei, dass solch furchtbarer, schneller Wechsel der entgegengesetztesten Erscheinungen einen Zustand, wenigstens dieses Landes, anzeigt oder als nahe verkündet, vor dem nichts bis jetzt Bestehendes dauern kann. Glücklich sind jetzt die Jungen, sie können und werden erwerben, und ihnen eröffnet sich ein unermessliches Theater. Wir treten hinter die Coulissen und sehen Rauch und Schminke.

— — Ich erhalte Deinen lieben Brief vom 24ten und bleibe dabei, es ist eine üble Sache um die Correspondenz auf 150 Meilen weit; ich habe Dir vor 26 Jahren schon dasselbe von hier aus geschrieben. Entweder ich habe total vergessen oder Du hast durchaus missverstanden, was ich Dir über meine Ansicht der hiesigen Angelegenheiten geschrieben habe. Ich bin mit Leib und Seele, mit Herz und Magen dem Princip der *Journées de Juillet* zugethan und halte sie für die ausserordentlichste Begebenheit der ganzen Weltgeschichte. Aber Jean Paul sagt, Niemand sei so gut als seine guten Aufwallungen und so schlecht als seine schlechten, und wenn letzteres unfehlbar von den Franzosen von 93 gesagt werden muss, so kann ich nicht umhin, auch ersteres von denen von 1830 zu

besorgen. Und wenn Du aus diesem Gesichtspunkt das beurtheilst, was ich Dir geschrieben zu haben glaube, so wirst Du es vielleicht nicht mehr so räthselhaft finden. Ich bin übrigens 53 oder 63 Jahr alt, und es kann mir keiner verdenken, wenn ich mir Ruhe wünsche.

Der Marquis de Praslin geht nach Italien, um irgendwo die Thronbesteigung zu notificiren. *Tel ministre* Schwiegervater, *tel ambassadeur* Schwiegersohn! Dieser Minister Schwiegervater könnte mir die *Journées de Juillet* verhasst machen."

Am 13. Mai, nach überstandener Krankheit, begab sich Felix auf seine italiänische Reise, von der er die nach seinem Tode herausgegebenen „Reisebriefe" nach Hause schrieb. Aber was er nicht schrieb, was seine grosse Bescheidenheit ihn zu schreiben und vielleicht sogar zu bemerken verhinderte, war der Zauber, den seine Person auf Alle ausübte, die mit ihm in Berührung kamen. Darüber aber schrieb Marx, der am Anfang der Reise mit Felix in München zusammentraf, an Fanny Hensel folgendermassen:

München, 21. Juli 30.

„Ueber Haidegenist und Moor; bei der Kapelle vorbei, wo ein alter Beter von der Enkelin mühsam aufgerichtet wird; durch die selige Ebene, wo die lieben Engel allen Wallfahrern den Tisch gedeckt haben; über alle geschäftigen Quellen und Bäche längs der grollenden Schwarza, wo das Reh stutzt; über all die Städte voll Arbeit und Lust zu den geliebten Schwestern. Ein Blick! Ein Gedanke an Sie, der den Norden hundert Meilen hinab in den helleren Süden verwandelt! Und neben mir Felix, der sich wohl im Morgentraum Ihrer freut, wie ich im Schreiben, und wir Beide gestern und vorgestern Nacht im späten Plaudern! — Sehen Sie da, beste Fanny, ob ich „einmal Sonnenschein zu einem Unternehmen" habe, wie das grüne Blatt neben mir wünscht? und ob ich gar noch die Schneeberge brauche, die aus den Wolken, mir zum ersten Mal, herüberwinken? Obwohl man nicht verschmähen wird, sie am 24. zu besteigen und am 25. zu Oberammergau „dem grossen

Versöhnungsopfer auf Golgatha" beizuwohnen, nämlich einer Passionsmusik mit Handlung. Das haben sie vor Jahrhunderten gestiftet und just so eingerichtet, dass alle zehn Jahr, genau 1830 am 25. Juli, wo wir bei der Hand sind, das Fest auf den Bergen begangen wird. Jetzt aber ist es Mittwoch früh am 21. und ich sende die ersten Zeilen, die ich seit Berlin schreibe, bald ab.

Was wir aber bis dahero thun und gethan, ist bald gesagt: Wir regieren. Ich habe geruht, Vicekönig zu werden, — Sie können sich vorstellen, beste Rebecka, wie mir's steht und lasse mir huldigen, ohne eine Miene zu verziehen. „Bester Herr von Marx" — oder „Hochgeacht'ter Herr" — oder „Liebwerthster" etc. etc. heisst's da und da, und dort: „wie unschätzbar" etc., „wir wollen Sie auf Händen tragen" etc. — „wenn Sie sich's recht lange bei uns gefallen lassen." — Die Leute haben sich nämlich (hören Sie auf zu staunen) in den Kopf gesetzt, dass meine Abreise das Signal von Felixens sein wird; da wollen sie mir denn, wie die egyptischen Mütter und Bräute dem Krokodil, Wein und Lämmer opfern und süssbetäubenden Weihrauch streuen, damit ich ihnen ihr Lamm nicht raube. Wär' ich keine noble Natur, sondern eine profitable, ich könnt' eine Kontribution ausschreiben; kurz, ich bin wirklich unwiderstehlich, ein Parvenu! Der Rückweg wird mich aber nicht über München führen; da will ich incognito reisen. —

Alles Ernstes können Sie sich keine Vorstellung von Felixens Stellung hier machen; er kann nicht das Hundertste schreiben und auch mir wird es bei dem besten Vorsatze nicht gelingen. Die Anerkennung seiner Musik — nun, das haben wir vorausgewusst. Jetzt — er könnte die allerschlechteste Musik aufführen und Alles würde entzückt sein. Doch das muss man beobachten, wie er überall Kind im Hause, wie er recht eigentlich der Mittelpunkt jedes Kreises ist. Von Früh an bezieht sich alles auf ihn. Gestern z. B. hatte ich bis zum „Incognito" geschrieben und Felix geschlafen, da bringt des Gesandten Jäger ein Billet von der zärtlichst schreibenden Betty, die ich kenne: Felix möge doch, da er um drei nicht

zu Tisch kommen könne, um zwölf oder Nachmittags, oder Morgens kommen, sie würde zu jeder Zeit glücklich sein etc. Wieder öffnet sich die Thür; nun tritt der Jäger eines Grafen ein (Protzschy oder Prutzschi heisst er, oder sonst anders, nur nicht wie ein vernünftiger Mensch) und bringt einen Nelkenstrauss, von Fräulein so und so. Ihm folgt der erste Klavierlehrer von München und möchte eine Lektion haben, — seine eigenen hat er ausgesetzt, solange Felix hier ist. Dann: Ein Kompliment von der dankbaren Peppi Lang (o! was werde ich von der zu erzählen haben, ehe sie noch sechszehn Jahr alt wird) und sie wage die Bitte, er möge nicht übel nehmen, dass sie ihm ein Andenken (acht reizende Lieder) darbringe. Fräulein Delphine Schauroth — (sechszehnahnig wenigstens) hat zwar die Nacht durch an einem Lied ohne Worte für ihn komponirt, lässt aber bitten, ja nicht um halbelf, sondern womöglich schon um zehn zu kommen, oder womöglich noch früher; darum muss der Graf Wittgenstein eine halbe Stunde weit Pflaster treten. — Staatsrath Maurer, Kapellmeister Stanz, Moralt und andere trockene Visiten und Bestellungen nicht zu erwähnen, lässt Herr v. Staudacher anfragen: Herr v. Mendelssohn habe zwar bereits zugesagt, zum Diner zu kommen, ob man aber gewiss hoffen dürfe etc. etc. Dann kommt noch Bärmann mit der konfidentiellen Note: Staudacher's hätten zwei Mehlspeisen bestellt, um ihm zu gefallen. Sie werden diese unvollständige Liste für trockenen Spass halten; es ist aber lustiger Ernst. Und nun sollten Sie — o! wie göttlich wär's! — uns begleiten, wie man schon auf den um und um lächelnden Gesichtern der Domestiken liest, was die Herrschaften unter sich gesprochen, wie man keinen dahin bringt, anzumelden, wie — wer kann all' das Detail schreiben, die tausend Blätter aufzählen am Baum der Freude und Liebe? Nur im Ganzen versteht und goutirt man, wie das Interesse auch die kleinsten Aederchen durchströmt. Ich habe den ernsten, hochtrabenden Staudacher und Bärmann lange heftig streiten gehört, ob Felix bei irgend einem Anlass erst den Mund aufgemacht und dann gelacht, oder gleich gelacht habe? Wörtlich so! Mich haben sie mit Danksagungen und Händeschütteln

erstickt, für die Komposition der E-Sonate — weil ich sie ihnen nämlich genannt.

Aber es gehört auch dieses regsame, südländische Naturell dazu, um das Schöne und Liebenswürdige so warm und lebendig aufzunehmen. Die Menschen, das Laub, der Himmel, der Stein sind hier voll warmen Lebenshauches, der überall Fülle des Reizes und der Freude weckt und über den ausgebreitet reichen Teppich verklärende, schillernde, wechselnde Tinten giesst. O Hensel! Wie oft hab' ich Dich hergewünscht, wie hundertmal Dir meine Freude zu der Deinigen und mir Dein Auge zu meinem Neulingserstaunen. Was hab' ich mit Dir zu sprechen von meinen Quellenthälern, — ich habe viel geseh'n und viel nachgedacht — und ich glaube, viel gefunden. Ich brenne darauf, es Deiner Sichtung vorzulegen. Soweit; denn die Minuten sind gezählt. Nun geht's in's Gebirge und dann geh' ich, ich weiss selbst noch nicht, nach welcher Weltgegend. Lebewohl allen Theuern! Aber keine Antwort kann mich erreichen.

Herzlich liebend

Marx."

Von Felix selbst mögen hier noch zwei Briefe aus München Platz finden:

Mein liebes Schwesterlein!

München, 11. Juni 1830.

„Bist Du auch wieder recht gesund? Und nicht mehr böse auf den Rüpel von Bruder, der so lange nicht geschrieben hat? Er sitzt jetzt hier in einem netten Stübchen und hat Euer grünes Sammetbuch mit den Portraits vor sich und schreibt am offenen Fenster. Hör' mal, ich wollte, Du wärest recht froh und heiter in diesem Augenblick, weil ich gerade an Dich denke, und so wärest Du es in jedem Moment, wo ich an Dich dächte: da solltest Du nie verdriesslich und unwohl werden. Aber ein ganzer Kerl bist Du, das muss wahr

sein und hast einige Musik los; gestern Abend sah ich es wieder recht ein, als ich stark Cour schnitt. Denn so weise Du bist, so habe ich doch mich sehr niedlich gemacht, d. h. so weise Du bist, so thöricht ist Dein Herr Bruder. Grosse Soirée war nämlich gestern bei dem P. Kerstorf und Minister und Grafen liefen umher, wie die Hausthiere auf dem Hühnerhof. Auch Künstler und andere Gebildete. — Die Delphine Schauroth, die nun hier angebetet wird (und mit Recht), hatte von all' diesen Klassen ein Bischen; denn ihre Mutter ist Freifrau von und sie ist Künstlerin und sehr wohlgebildet; kurz, ich lämmerte sehr. Nämlich so, dass wir die vierhändige Sonate von Hummel zu allgemeinem Jubel schön vortrugen, dass ich nachgab und lächelte und zuschlug und das *As* im Anfang des letzten Stückes für sie aushielt, „weil ja die kleine Hand nicht zureichte" und dass die Frau vom Hause uns nebeneinander setzte, Gesundheiten ausbrachte und so fort. — Aber eigentlich wollte ich ja nur sagen, dass das Mädchen sehr gut spielt und mir, als wir vorgestern zum ersten Mal zusammenspielten (denn das Stück ist schon dreimal gegeben worden), ganz ordentlich imponirte; als ich sie nun gestern früh allein hörte und auch sehr bewunderte, fiel mir plötzlich ein, dass wir im Hinterhause ein Frauenzimmer besässen, das von der Musik doch eine gewisse andere Idee im Kopf hätte, als viele Damen zusammengenommen, und ich dachte, ich wollte ihr diesen Brief schreiben, wollte sie so herzlich grüssen; die Dame bist Du nun freilich, aber ich sage Dir, Fanny, dass ich an gewisse Stücke von Dir nur zu denken brauche, um recht weich und aufrichtig zu werden, obgleich man doch in Süddeutschland viel lügen muss. Du weisst aber wahrhaftig, was sich der liebe Gott bei der Musik gedacht hat, als er sie erfand; da ist es kein Wunder, wenn man sich darüber freut. Kannst auch Klavier spielen und wenn Du einen grössern Anbeter brauchst, als mich, so kannst Du Dir ihn malen oder Dich von ihm malen lassen.

Da ich eben auf Hensel anspiele, so muss ich ihm doch erzählen, wie mich Göthe sehr nach ihm frug und wiederholt sich nach seiner Beschäftigung erkundigte; das grüne Freund-

buch musste ich ihm mehrere Tage da lassen und er lobte es dann sehr; die Lammgruppe in meinem Stammbuch sah er sich an und brummte: „die haben's gut — und sieht so zierlich und hübsch aus — und so bequem und doch schön und anmuthig", so ging's dann weiter, kurz, o Hensel, er ist, mit Dir zu reden, sehr für Dich.

Jetzt kommt eine Stelle aus einem seiner Gedichte für das Chaos (er sagt, woran ihn die unbekannte Geliebte erkennt):

Wenn Du kommst, es muss mich freuen,
Wenn Du gehst, es muss mich schmerzen,
Und so wird es sich erneuen
Immerfort in beiden Herzen.
Fragst Du, werd' ich gern ausführlich
Deinem Forschen Auskunft geben,
Wenn ich frage, wirst Du wirklich
Mit der Antwort mich beleben.
Leiden, welche Dich berührten,
Rühren mich in gleicher Strenge;
Wenn die Feste Dich entführten,
Folg' ich Dir zur heitern Menge etc.

Hier ist auch ein sonderbarer Schluss eines Gedichtes an Fräulein von Schiller:

Milde zum Verständlichen
Wird die Mutter mahnen,
Deutend zum Unendlichen
Auf des Vaters Bahnen.

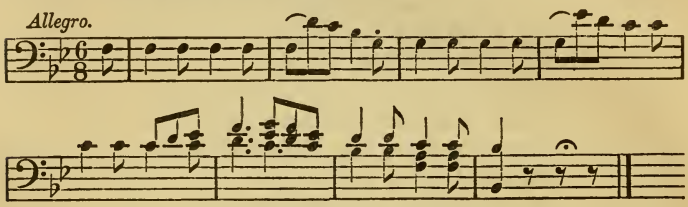
Beides ist aber nur aus dem Gedächtniss.

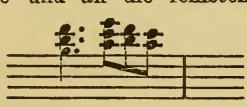
Gestern lobte mich eine gnädige Gräfin wegen meiner Lieder und meinte frageweise, ob nicht das von Grillparzer ganz entzückend sei? Ja, sagte ich, und sie hielt mich schon für unbescheiden, als ich Alles erklärte, Dich als Verfasserin nannte und versprach, die Kompositionen, die Du mir nächstens schicken würdest, in Gesellschaften gleich mitzutheilen. Wenn

ich das thue, bin ich ein Pfefferkorn, ein Brauerpferd: Du schickst aber am Ende auch keine.

Eben kommt Licht, und mein Quernachbar zermartert sein Klavier in der Dämmerung, indem er das Glöckchen von Paganini fast zu jämmerlich verarbeitet.

Als ich auf meiner eiligen, verdriesslichen Reise hierher in der Nacht durch Feucht kam, hörte ich in einem Hause Mordlärm und der Postillon sagte: „Se sufen da!“ — da horchte ich zu und die Bauern sangen ein grosses Lied vom Jäger, dessen Refrain so ging:



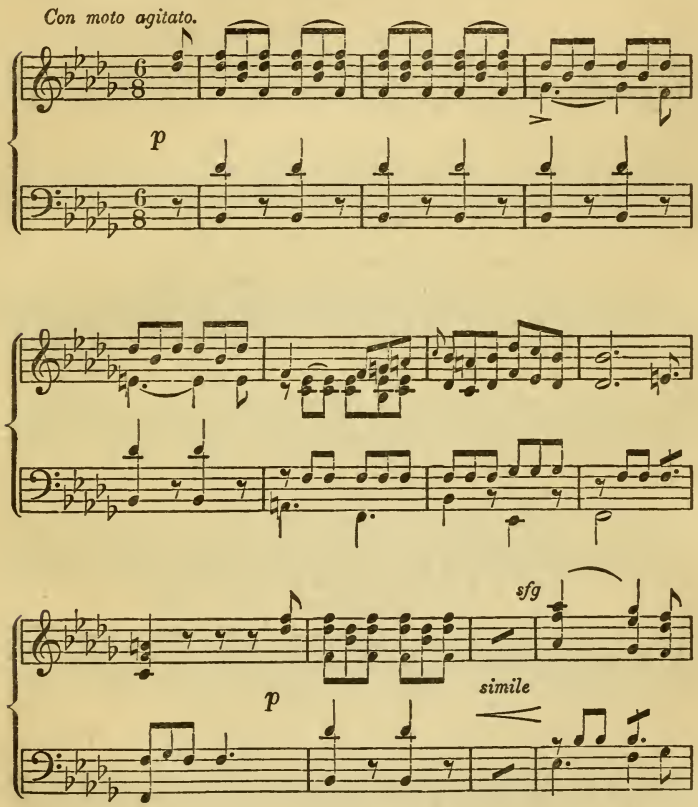
Nun, wenn ich von einer Staatsvisite komme oder aus einem Ballet (wie gestern) oder wenn ich Abends zu Hause gehe und an die feinsten Redensarten denken sollte, brülle ich:  aus Herzenslust, theilst Du nicht dies Gefühl? Ich glaube, es haben mich schon mehrere Münchener deshalb für roh gehalten; das bin ich aber nicht, sondern habe eine feine Seele und mit der liebe ich Dich.“

München, den 26. Juni 1830.

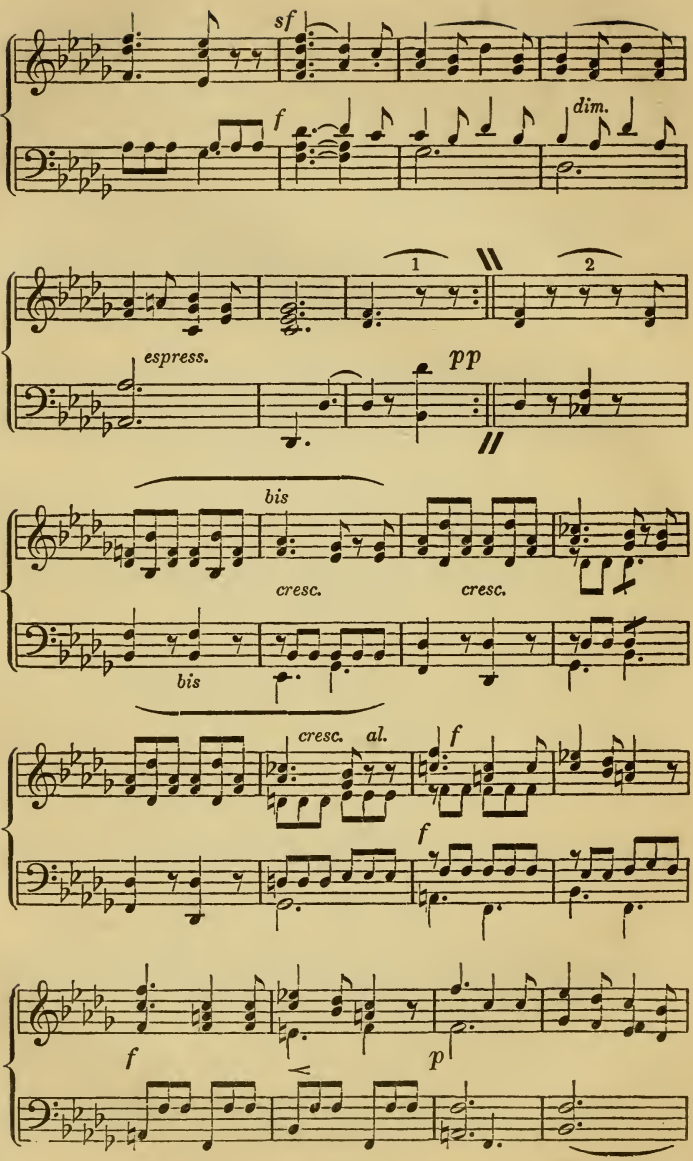
„— — Liebe Fanny, sei sehr gegrüsst und nimm meinen Glückwunsch hin,*) wie Du Alles nimmst, was ich Dir geben kann, — denke nicht an die Sache, nur an mich, dessen Herz rosenroth ist; ich bin sehr bei Dir und so werde ich es immer auch bleiben, mag kommen wie es wolle. Ich hätte Dir gern

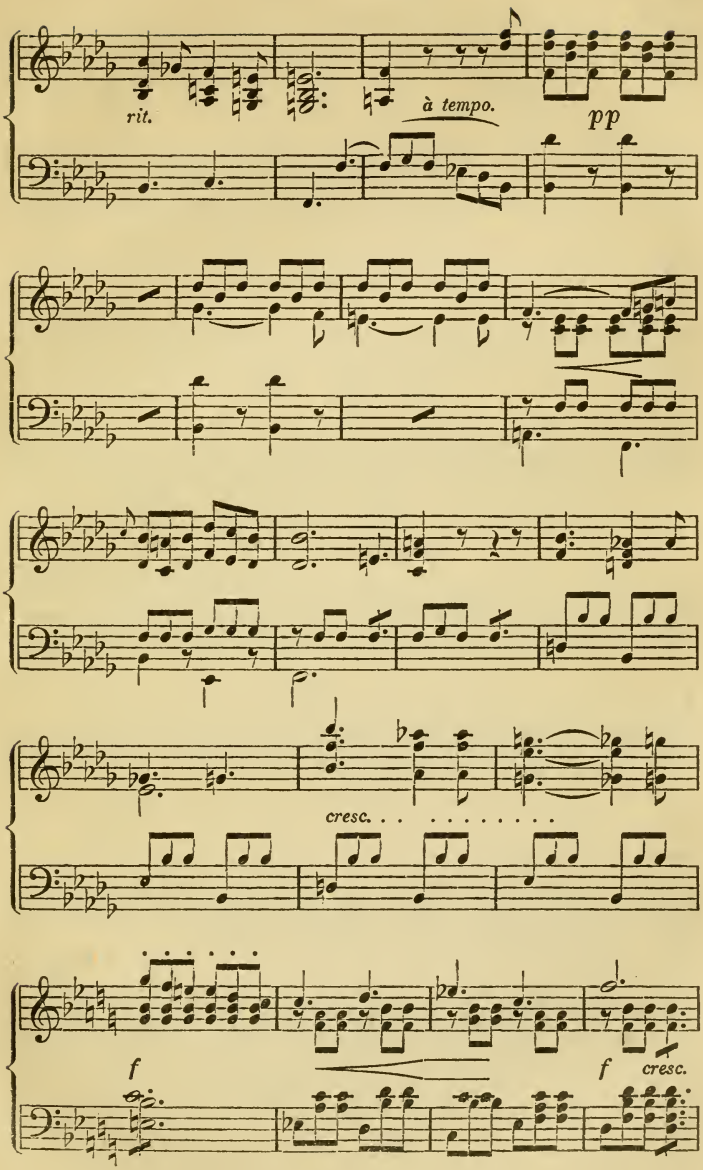
*) Zur Geburt ihres Sohnes.

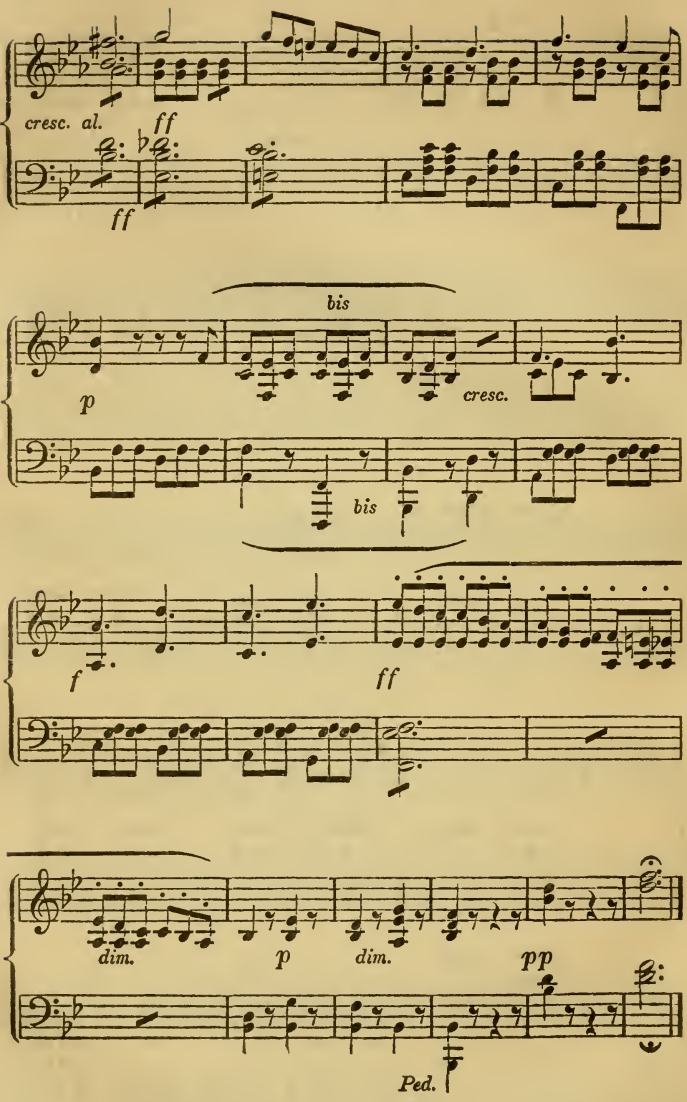
ein Lied geschickt, aber es ist zu schlecht gerathen.*) — Eben sehe ich es mir noch einmal an und denke: Ach was! das Herz war schwarz, Du verstehst Dich darauf: da ist es ἀ γέγραφα, γέγραφα; ist Dir's zu schlecht, so kann ich nicht helfen, mir war so, als ich Euren ersten halb ängstlichen, halb erfreuten Brief bekam:



*) Das Lied ist später etwas verändert als Nr. 2 im 2ten Heft Lieder ohne Worte herausgekommen.


sf
f
dim.
1
2
espress.
pp
bis
cresc.
cresc.
bis
cresc. al.
f
f
f
p


rit.
à tempo.
pp
cresc.
f
f
cresc.


cresc. al.
ff
ff
bis
p
cresc.
bis
f
ff
dim.
p
dim.
pp
Ped.

Den 27ten. Das Lied ist doch so schlecht nicht. Heute kam Euer froher Brief, der von baldigem Aufstehen und lauter Angenehmem spricht. O liebste Geren! Wenn Ihr so viel schreibt und so durcheinander und miteinander und grosse Possen macht — das rührt manchen Landsmann von Euch so sehr wie Trauerspiele; wahrscheinlich, weil er Euch so genau kennt. Beckchen soll mir der Hensel malen, wie er will, wenn es nur göttlich wird, so bin ich zufrieden. Im Ernst aber möchte ich Dich, o W. H., nicht beschränken, will also weder über Stellung, noch über Kranz oder Nichtkranz entscheiden; aber mach' nur kein Modebild und kein Knallbild; ich möchte keine feuerspeiende Berge in den Hintergrund und keine dicken Sammetgewänder, Diademe, Juwelen in den Vorgrund (ich spreche bildlich), sondern ein stilles, ruhiges, leuchtendes Ebenbild möcht' ich, durch nichts glänzend, als durch die Wahrheit innen, ohne jede Romantik oder Historie, die nicht im Gesicht liegt, und ohne irgend etwas anderes Anziehendes, als wieder das Gesicht. Dazu taugte, dächt' ich, die einmal gefundene Stellung nicht bitter; indess mach' es, wie Du willst; und wenn es ein Gegenstück zu meinem grossen Tizian wird, so sollst Du belobt sein. Aber einfach und still! — Du siehst, ich sehe das Bild schon vor Augen; wär' es nur wahr!

Was mich nun betrifft, so gehe ich Tag um Tag auf die Gallerie und zweimal in der Woche Morgens zur Schauroth, wo ich lange Visiten mache; wir raspeln grässlich, es ist aber nicht gefährlich, denn ich bin schon verliebt. Und zwar in eine Schottin, deren Namen ich nicht weiss. Gestern war nämlich der Universitätsball, von dem Ihr wisst. Ich wollte, Ihr hättet mich mit der Frau Rektorin walzen sehen! Schön war's! Ein Gartenplatz war gedielt und mit Zeug und Blumenguirlanden bedeckt, da wurde getanzt; die Bäume waren mit chinesischen bunten Lampen behängt; als es ganz dunkel war, kam Feuerwerk, dann ein Transparent, die Universitas vorstellend, dann grosse Illumination; mein Specieller, der Nuntius, war auch da, ferner der Erzieher des Herzogs von Bordeaux, Mr. Martin, der sich theilnehmend nach Tante Jette sehr erkundigte und der ihr tausend „Sachen" sagen lässt (denn

wir sprachen französisch), aus einer dunkeln Allee tauchte auf einmal Hensel's Portrait von Ringseis auf, dem ich mich der Aehnlichkeit wegen vorstellen liess und der freundlichst nach Allen fragte, rechts von mir sprachen sie russisch, die schönsten Bürgermädchen in Ringelhäubchen gingen unter den grossen Bäumen, weiter oben im Kreis sass der österreichische Gesandte und die Frau von So und so und Baronin So und so und Saphir ohne Halsbinde, auch eine Menge ernsthafte Professoren, süsse Offiziere, Posaunen und Trompeten für die Studentenlieder zur Begleitung — kurz, das Fest war gelungen und bunt. Ich ging allein nach Hause, kannte den Weg nicht, ging keck quer in's Korn hinein, nach der Richtung, wo ich mir die Stadt dachte, hörte noch von weitem die Tanzmusik und so, auf dem Fussweg, unter dem hellsten Sternenhimmel zwischen dem Korn im fremden Lande zu wandern, war doch gar zu hübsch. Der Weg führte mich auch ganz recht, ich kam an einen hohen Damm, der an den Ufern der Isar nach der grossen Brücke zu führte; der Fluss rauschte tüchtig und vor mir lagen die Lichter von München ausgebreitet; hinter mir glänzten immer noch die Lampen und Lichter des Balles; es ist da viel an Euch gedacht worden. — Aber ich bin heut sehr geschwätzig und vergesse über eins das Andere; denn ich wollte eigentlich nicht vom Ball und meinem einsamen Nachhausegehen sprechen, auch nicht von den Bürgermädchen in silbernen Hauben, sondern ich wollte erzählen, wie man mich der Schottin vorstellte, wie ich den ganzen Abend englisch mit ihr sprach, wie ich mich heut morgen höflich bewies und wie wir uns aus Zufall wieder begegneten. Die Schottin also —

Felix."

Von München ging er über Wien, Venedig und Florenz nach Rom, wo er den grössten Theil des Winters verblieb, dann nach Neapel; die beabsichtigte sicilianische Reise gestattete sein Vater nicht. Nach abermaligem Aufenthalt in Rom und Florenz ging die Rückreise über Genua und Mailand nach der Schweiz, die er im furchtbarsten Wetter grossentheils zu

Fuss durchwanderte, und über Südwest-Deutschland. Die „Reisebriefe“ behandeln diese Zeit ausführlich.

Aus Frankfurt schrieb er am 14ten November 1831, als er nacheinander die Verlobung von Rebecka und den Tod von Henriette erfahren hatte, an Fanny:

„O mein liebes Schwesterlein und Musiker!

Heut ist Dein Geburtstag und ich wollte Dir gratuliren und froh sein, da kamen Eure Briefe über Tante Jette, und mit der rechten Freude ist es nun wohl vorbei. Gestern kam die Verlobungsnachricht, heute diese, es geht sonderbar hin und her. Ich will Dir eins von den neuen unbegreiflich rührenden Sebastian Bach'schen Orgelstücken schenken, die ich hier eben kennen gelernt, sie passen zu heut in ihrer reinen, weichen Feierlichkeit; es ist, als hörte man die Engel im Himmel singen.

Den 17ten. Ich wollte das Stück schreiben, als ich den Brief anfing, legte das Papier Abends zurecht, und als ich Morgens aufstand, war das ganze schon fertig geschrieben, Schelble war früher aufgestanden, hatte mich davon sprechen hören und war mir zuvorgekommen. An diesem kleinen Zug kannst Du Dir mein übriges Leben mit ihm weiter ausmalen; er beschämt mich jeden Augenblick durch neue Güte, und von seinem klaren Urtheile lerne ich was. Wollte, Du könntest mein Leben hier einmal mit ansehn und mitleben, denn es wird noch lieber durch Philipp Veit, der einer der prächtigsten Menschen ist, die ich kennen gelernt habe, von einer Liebenswürdigkeit, Milde und doch Lebhaftigkeit, dass es eine Freude ist, und ein grosser Maler zugleich, Du solltest einmal sein neues Bild sehn. Wir sind meist zusammen, Abends wird *in corpore* Musik gemacht, neulich im Cäcilienverein gab Schelble einige Händel, einen Chor von Mozart, dann „Es ist der alte Bund“ von Bach, das himmlisch klang, das Credo aus der grossen h-moll-Messe und einen Chor von mir.

Nun spiele diesen Choral mit Beckchen, so lange Ihr noch zusammen seid und denkt mein dabei. Wenn am Ende die

Choralmelodie zu flattern anfängt und oben in der Luft endigt und Alles sich in Klang auflöst, das ist wohl göttlich. Es sind noch viele andere von gleicher Kraft da, aber sie sind bitterer, heut passt dieser grade und so schicke ich ihn und grüsse und küsse Dich und Hensel und wünsche, Ihr mögt mir so bleiben wie ich Euch.

Felix."

Demnächst ging er nach Paris.

Wenn ihm auch natürlich die wundervolle Natur Italiens und der Anblick der herrlichen Kunstschätze tiefen Eindruck machte und machen musste, so wird Jedem beim Durchlesen der Reisebriefe doch sofort klar, dass sein eigentliches Herz im Norden und zwar speciell in Deutschland war. Dafür ist der Brief an Zelter aus Paris vom 15ten Februar 1832 charakteristisch, der aus den späteren Auflagen der Reisebriefe bekannt ist.

Aber es war nicht allein der ihm mehr zusagende Zustand der Kunst, das ihn mehr anheimelnde Naturell der Menschen in Deutschland, was Felix diesem Lande so entschieden den Vorzug geben liess, — auch zu der nordischen Landschaft fühlte er sich viel mehr hingezogen. So schreibt er aus Florenz: „Den Garten des Palastes (Pitti) habe ich gestern im Sonnenschein gesehen; er ist herrlich und die unzähligen Cypressen, die dichten Myrthen- und Lorbeerzweige machen Unsereinem einen seltsamen fremden Eindruck; wenn ich aber sage, dass ich Buchen, Linden, Eichen und Tannen zehnmal schöner und malerischer finde als Alles dies, so ruft Hensel: „Der nordische Bär." — Und in einem Brief an Devrient schreibt er über die Schweiz: „Alle Träume und Bilder können Dir nicht eine Ahnung von dem geben, was dies für eine Schönheit ist. Es ist auch so verschieden von allen Ländern, Alles so anders, von den Bergformen bis zu den Häusern, dass man es gesehen haben muss, um sich's zu denken. Wie jeder Berg seinen eigenen Charakter hat und seine eigene Physiognomie, finster oder freundlich, alt oder jung, wie man der ganzen Natur gegenübersteht und alle Jahreszeiten mit einem

Blick sieht, aus dem sommerlichen Thal zu den nackten Felsen und endlich zum Schnee und Eis mit allen Winternebeln und Stürmen, und dann wieder, wenn man auf diesem Eise steht, tief herunter in's grüne Thal mit allen Bäumen und Kräutern. — Ist denn nicht eine Möglichkeit, dass Ihr die Schweiz einmal sehen könnt? Denn es giebt einem eine andere Idee vom lieben Herrgott und seiner Natur und ihrer unermesslichen Schönheit; jeder Mensch, der es könnte, müsste einmal in seinem Leben die Schweiz gesehen haben. Wo will da das dürre Italien hin, gegen diese Lebensfrische und die Kerngesundheit! Was grün heisst und Wiesen und Wasser und Quellen und Felsen, das weiss nur einer, der hier gewesen ist. Mir ist nirgends so ganz frei, so ganz der Natur gegenüber zu Muthe gewesen, als in diesen unvergesslichen Wochen, und ich habe mir es vorgenommen, wenn ich in meinem Leben einmal wieder einen Sommer herumschweifen kann, es nur hier in den Bergen zu thun." — Und er hat Wort gehalten: immer und immer wieder bis in das letzte Jahr seines Lebens lenkten sich seine Schritte nach der Schweiz, suchte er Erholung nach den Anstrengungen der englischen Reisen am Rhein, in den Wäldern des Taunus; Italien hat er nie wieder betreten.

Mit jenem Brief an Zelter muss man zusammenhalten, was Felix an seinen Vater aus Paris am 21ten Februar schrieb: — — „Es ist nun aber einmal wieder Zeit, dass ich Dir, lieber Vater, über meinen Reiseplan ein Paar Worte schreibe, und zwar dieses Mal aus vielen Gründen ernster, als gewöhnlich. Da möchte ich denn erst einmal das Allgemeine zusammenfassen und an das denken, was Du mir vor meiner Abreise als meine Zwecke hingestellt hast und fest zu halten befahlst: ich solle mir nämlich die verschiedenen Länder genau betrachten, um mir das auszusuchen, wo ich wohnen und wirken wolle; ich solle ferner meinen Namen und das, was ich kann, bekannt machen, damit die Menschen mich da, wo ich bleiben wolle, gern aufnehmen und ihnen mein Treiben nicht fremd sei; und endlich, ich solle mein Glück und Deine Güte benutzen, um meinem späteren Wirken vorzuarbeiten. Es ist mir ein freudiges Gefühl, Dir nun sagen zu können, ich glaube, das

sei geschehen. Die Fehler abgerechnet, die man zu spät einsieht, denke ich diese Deine hingestellten Zwecke erfüllt zu haben. Die Leute wissen jetzt, dass ich lebe und dass ich etwas will, und was ich Gutes leiste, werden sie wohl gut annehmen. Sie sind mir hier entgegengekommen und haben von meinen Sachen verlangt, was sie sonst nie gethan haben, da sich alle Anderen, sogar Onslow, darum haben melden müssen. Von London aus hat mich das Philharmonic zum 10ten März einladen lassen, um etwas Neues von mir aufzuführen; meinen Münchener Auftrag (eine Oper) habe ich ebenfalls bekommen, ohne den geringsten ersten Schritt zu thun, und zwar erst nach meinem Concert. Nun will ich noch hier (wenn es sich macht) und gewiss in London, falls die Cholera mich nicht an dem Hinreisen im April verhindert, ein Concert für meine Rechnung geben und mir etwas Geld verdienen, damit ich mich auch darin versucht habe, ehe ich zu Euch zurückkomme, so dass ich hoffe, den Theil Deiner Absicht, mich den Leuten bekannt zu machen, erfüllt nennen zu können. Aber auch die andere Absicht, dass ich mir ein Land aufsuchen solle, wo ich leben möchte, ist mir, wenigstens im Allgemeinen, gelungen. Das Land ist Deutschland, darüber bin ich jetzt in mir ganz sicher geworden. Die Stadt aber wüsste ich nicht zu sagen, denn die wichtigste, zu der es mich aus so vielen Gründen hinzieht, kenne ich noch nicht in dieser Beziehung — ich meine Berlin, ich muss also erst bei meiner Rückkunft prüfen, ob ich da werde bleiben und stehn können, wie ich mir es denke und wünsche, nachdem ich alles Andere gesehen und genossen habe."

Felix kam nicht mit leeren Händen aus der Fremde zurück: aber charakteristisch für seine Richtung, die eben eine durchaus germanische, nordische, wenn man so sagen darf, war, sind seine Hauptkompositionen, die er im Süden gemacht: die Hebriden-Ouverture und die Walpurgisnacht. Beide erinnern in Nichts an die speciellen Umgebungen, in denen sie entstanden sind; von Lorbeeren und Orangen umgeben, zog ihn seine Neigung zu den Wogen des Nordmeeres und in die Eichenwälder Deutschlands. Ueber die Walpurgisnacht spricht er verschiedentlich

in seinen Reisebriefen, so schreibt er an Devrient: „Ich habe seitdem wieder eine grosse Musik komponirt, die vielleicht auch äusserlich wirken kann (die erste Walpurgisnacht von Göthe). Ich fing es an, bloss weil es mir gefiel und mich warm machte, und an die Aufführung habe ich nicht gedacht. Aber nun, da es fertig vor mir liegt, sehe ich, dass es zu einem grossen Concertstück sehr gut passt, und in meinem ersten Abonnementsconcert in Berlin musst Du den bärtigen Heidenpriester singen. Ich habe ihn Dir in die Kehle geschrieben mit Erlaubniss, also musst Du ihn wieder heraussingen, und wie ich bis jetzt die Erfahrung gemacht habe, dass die Stücke, die ich mit der wenigsten Rücksicht auf die Leute gemacht hatte, grade den Leuten immer am Besten gefielen, so glaube ich, wird es auch mit diesem Stück gehn."

Damit hatte er sich nicht getäuscht. Die Walpurgisnacht war immer ein grosser Liebling des Publikums, aber fast in noch höherem Grade ein Liebling der Mitwirkenden. Sie wurde sehr häufig bei Fanny Hensel aufgeführt, und immer sangen Alle mit solcher Lust und solchem Feuer, wie bei keiner andern Musik, es war stets ein ganz besonderes Fest, wenn die Walpurgisnacht vorgenommen wurde. Ihre Töne waren auch die letzten, die Fanny vernahm — bei einer Probe derselben ereilte sie der Tod.

Dass die Walpurgisnacht von ihr oft aufgeführt wurde, war nur natürliches Gefühl, eine Art Mutterliebe, denn die Sonntagsmusiken waren eigentlich Veranlassung zu ihrer Komposition. Felix schreibt darüber an seine Schwester: „Ein Stück dankt diesen Sonntagsmusiken wahrscheinlich schon seine Entstehung. Als Du mir nämlich neulich davon schriebst, dachte ich, ob ich Dir nicht etwas dazu schicken könnte, und da tauchte denn ein alter Lieblingsplan wieder auf, dehnte sich aber so breit aus, dass ich E. nichts davon mitgeben kann und es also später nachliefere. Höre und staune! Die erste Walpurgisnacht von Göthe habe ich seit Wien halb komponirt und keine Courage, sie aufzuschreiben. Nun hat sich das Ding gestaltet, ist aber eine grosse Cantate mit ganzem Orchester geworden und kann sich ganz lustig machen, denn am

Anfang giebt es Frühlingslieder und dergleichen vollauf, — dann, wenn die Wächter mit ihren Gabeln und Zacken und Eulen Lärm machen, kommt der Hexenspuk dazu, und Du weisst, dass ich für den ein besonderes *Faible* habe; dann kommen die opfernden Druiden in C-dur mit Posaunen heraus; dann wieder die Wächter, die sich fürchten, wo ich dann einen trippelnden, unheimlichen Chor bringen will, und endlich zum Schluss der volle Opfergesang — meinst Du nicht, das könne eine neue Art von Cantate werden? Eine Instrumentaleinleitung habe ich umsonst und lebendig ist das Ganze genug.“ —

Die Walpurgisnacht wurde übrigens von Felix im Jahre 1842 noch einmal umgearbeitet und erschien dann erst in ihrer jetzigen Gestalt. Es müssen noch zwei Kuriositäten erwähnt werden, die in Bezug auf sie sich ereigneten: In einer der Aufführungen bei Fanny Hensel freute sich ein der höheren Aristokratie angehöriger und sehr frommer Herr über den schönen versöhnenden und erhebenden christlichen Schlusschor — der Gute hatte den Gesang der Heiden nach Vertreibung der christlichen Wächter in diesem ihm mehr zusagenden Sinn aufgefasst. — In Oesterreich dagegen strich die Censur die Stelle: „Mit dem Teufel, den sie fabeln, wollen wir sie selbst erschrecken“ — und es musste statt dessen gesungen werden: „Mit dem Teufel, mit dem Teufel wollen wir sie selbst erschrecken.“ Der Teufel gehörte damals in Oesterreich nicht zu den Fabeln. Es sei hier erwähnt, dass mehrere Briefe, die Felix aus dem österreichischen Oberitalien mit Noten darin abschickte, nicht ankamen; sie wurden wahrscheinlich geöffnet und wegen der den Beamten unentzifferbaren Notenschrift, in denen sie etwas Hochverrätherisches ahnen mochten, konfiscirt.

Ausser diesen beiden Hauptwerken brachte Felix noch manches an Kirchenmusik, sowie einige Lieder mit Worten und ohne Worte von der Reise zurück.

Ferner war in dieser Zeit entstanden das g-moll-Concert für Pianoforte und Orchester in München und das Capriccio brillant h-moll in London. Und endlich angefangen die grosse

a-dur-Symphonie, die er in den Reisebriefen immer die „italiänische“ nannte und in Berlin später beendete. Er kam nicht mit leeren Händen nach Berlin zurück, um der Vaterstadt die Frage zu thun, ob daselbst für ihn ein Platz sei zu tüchtiger Arbeit.

Berlin hat diese Frage verneint, obgleich ein Platz wohl dagewesen wäre, und ein ausserordentlich geeigneter, zu dessen Ausfüllung Felix Mendelssohn alle wünschenswerthen Eigenschaften in sich vereinigte: Zelter war während seiner Reise gestorben und die Singakademie sah sich nach einem andern Dirigenten um. Mendelssohn war Zelter's Lieblingsschüler gewesen, er hatte ihn verschiedentlich in der Direktion vertreten, er hatte durch die Aufführung der Passion schon drei Jahre früher bewiesen, dass er vollkommen dazu befähigt war; jetzt, nach einer Reise durch fast ganz Europa, auf der er überall mit offenen Armen aufgenommen war und seinen Namen weit über die Grenzen des Vaterlands bekannt gemacht hatte, kam er zurück und die Singakademie konnte ihn haben, wenn sie wollte: er war sogar bereit, die Direktion mit Rungenhagen gemeinsam zu führen, eine Stellung, welche ihn diesem gewissermassen untergeordnet hätte. Die Akademie aber wählte mit überwältigender Majorität Rungenhagen, und wie Devrient in seinen „Erinnerungen an Felix Mendelssohn Bartholdy“ sehr richtig bemerkt, sie war damit auf eine lange Reihe von Jahren zur Mittelmässigkeit verdammt, nur gut, um einem neuerstehenden Gesangverein als Folie zu dienen.

Felix verlebte den ganzen Sommer 1832 und den darauf folgenden Winter in Berlin und gab mehrere Concerte; in dem einen wurden die Hebriden-Ouverture und die Walpurgisnacht aufgeführt. Das Leben in der Familie war reizend: alle Feste, Weihnachten, die Geburtstage von Abraham, Lea und Felix wurden durch Aufführungen verherrlicht. Das war Alles sehr hübsch, aber in der Hauptsache, dem Versuch, in Berlin festen Fuss zu fassen, war es doch ein verfehltes Jahr mit vielen Enttäuschungen. Da er und sein Vater in der Ueberzeugung einig waren, dass er nicht als blosser Musiker, sondern mit einer festen Stelle, einem bestimmten Wirkungskreis leben

müsse und ausser jener Direktorschaft nichts derartiges in Berlin frei war, es sich überhaupt mehr und mehr herausstellte, dass dort nicht das geeignete Feld für ihn sei, so war es leider! klar, dass er ein anderes suchen müsse; das war eine schmerzliche Wahrheit, die sich Allen aufdrängte. Nicht in Berlin bei den Schwestern komponiren und es den Leuten draussen aufführen und dann wieder „nach Hause“ zurückkehren und komponiren, wie er's in jenem Briefe an Rebecka sich vorgenommen hatte — nicht so sollte fortan das Leben werden, — sondern das „zu Hause“ sollte er sich draussen bei den „Leuten“ suchen und dort komponiren und höchstens hin und wieder zum Besuch nach dem alten Hause kommen und, wenn's Glück gut war, aufführen, was er anderswo geschrieben. Das wurde noch ein anderer Abschied, als er jetzt Berlin verliess, als damals vor den Reisen nach England und Italien, es war ein Abschied für's Leben. Und Vater und Mutter wurden älter — wie oft konnten sie noch hoffen, den Sohn zu umarmen! — Dass unter den unangenehmen Ereignissen dieser Zeit auch die Produktionskraft litt, ist natürlich. Von bedeutenden Kompositionen aus diesem Berliner Aufenthalt ist nichts zu erwähnen. Und solcher Mangel an Produktivität, wie er aus der Stimmung entstanden, wirkte auch wieder auf die Stimmung zurück.

Im April des Jahres 1833 reiste er von Berlin ab und ging zunächst nach Düsseldorf, wo sich nun die Fäden anknüpften, die zu seinem dauernden Aufenthalt daselbst führen sollten. Wir wissen, wie ihn das ganze Wesen und Leben, das künstlerische Treiben in Düsseldorf bei seinem Aufenthalt daselbst auf der grossen Reise angezogen hatte. Jetzt wurde nun zunächst verabredet, dass er das grosse Düsseldorfer Musikfest des Jahres 1833 dirigiren solle. Die Zwischenzeit benutzte er zu einem Ausflug nach England, wo seine italiänische A-dur-Symphonie mit grossem Erfolg im Philharmonic gegeben wurde. Dann ging's zurück nach Düsseldorf zum Musikfest. Felix hatte das Glück gehabt, die Originalpartitur von Israel in Egypten aufzufinden und die Aufführung dieses Werkes sollte das Hauptstück des Festes sein. Abraham ging

dazu nach Düsseldorf und wir haben in einer ganzen Reihe von Briefen von ihm an seine Frau einen ausführlichen Bericht über das Fest und eine sich daran schliessende Reise von ihm und Felix nach England. Einiges aus diesen Briefen möge hier eine Stelle finden.

Düsseldorf, den 22. Mai 1833.

„Da Du erst ganz vor Kurzem Voltaire's Romane gelesen hast, so wirst Du Dich erinnern, mit welchen Vorsätzen der weise Memnon des Morgens ausging und wie consequent er solche bis zum Abend ausgeführt hatte. Nun bin ich zwar nicht der weise Memnon, aber doch der Sohn des weisen Mendelssohn, und da ich Felix aufgetragen hatte, mir eine Wohnung *telle quelle* zu besorgen, wenn ich sie nur bezahlte, dies sei eine *conditio sine qua non* — so folgt ganz natürlich daraus, dass ich jetzt bei Herrn von Woringen Vater in einem seiner schönsten Zimmer wohne, eben bei ihm zu Mittag gegessen habe und jetzt, da ich mich hinsetze zum Schreiben, mir der alte vierundsiebenzigjährige Präsident selbst eine Karaffe frischen Wassers auf's Zimmer bringt, seine Bedienten oder Mädchen habe ich noch nicht mit Augen gesehen. Die Sache ging so zu: Ich fuhr in fürchterlicher Hitze, müde und sehr herunter, auf Düsseldorf zu, bemerkte ein Gebäude, welches ich nach der Beschreibung für den Musiksaal hielt, als mich Jemand sehr freundlich grüsste und auf den Wagen zuging. Ich lasse halten, kenne den Mann nicht und sage daher ganz getrost: „Guten Tag, Herr von Woringen!“ denn kein anderer mir unbekannter Mensch konnte mich in Düsseldorf kennen, als eben dieser. Er erzählte mir, Felix habe in keinem einzigen Wirths- oder Privathause mehr ein Logis für mich finden können und ich müsste schon bei seinem Vater wohnen. Ich schlug dies beharrlich ab, er aber blieb noch beharrlicher dabei und sagte unter anderm, das Zimmer, welches Felix meinem bestimmten Wunsche nach doch einstweilen genommen, sei in einem schmutzigen Hause etc. Nun war ich selbst so schmutzig von dem fürchterlichen Staube der beiden letzten

Tage, und mir selbst so zum Ekel, dass jenes Wort meine ganze Widerstandskraft brach; zugleich musste das Gespräch auf der Landstrasse doch ein Ende nehmen, Woringen hatte sich in den Wagen hineingedrängt, ich liess mir eine *douce violence* anthun — und wohne hier. Ich würde es vergeblich versuchen, Dir von der wirklich unglaublichen Freundlichkeit und wahrhaft antiken Gastfreundschaft einen Begriff zu machen, mit der ich von diesen Leuten *pour les beaux yeux de — mon fils* behandelt werde; und ich kann nicht leugnen, dass ich dem Zufall, welcher mich Woringen auf der Strasse treffen und ihn mich erkennen liess, herzlich dankbar bin für die ungemein comfortable Existenz, die ich hier geniesse. Reiseerzählungen mancher Art und sonstiges Erlebte später, für jetzt nur von Felix und dem Fest. Felix war eben in der Probe, als ich ankam. Woringen war gleich hingelaufen, ihm dies anzukündigen, und mit besonderem Triumph, dass ich bei ihm wohne, welches Felix gar nicht glauben wollte. Nach einiger Zeit kam er denn an, und ich kann es Dir allerdings weder verschweigen, noch leugnen, er hat mir vor Freude die Hand geküsst. Er sieht sehr wohl aus, hat sich aber, wenn mich mein Auge nicht ganz trügt, in der kurzen Zeit wieder sehr verändert; sein Gesicht ist noch marquirter, alle Formen schärfer geschnitten und herausgetreten, dazu die Augen wie sonst, und das macht Alles zusammen einen ganz eigenen Effekt; es ist mir ein solches Gesicht noch nicht vorgekommen. Es ist aber mir auch noch nicht vorgekommen, einen Menschen so auf Händen getragen zu sehen, wie Felix hier; er selbst kann den Eifer aller zum Fest Mitwirkenden, ihr Zutrauen zu ihm nicht genug rühmen, und, wie überall, setzt er Alles durch sein Spiel und sein Gedächtniss in Erstaunen und Bewegung. So hat er es z. B. nur dadurch bewirkt, dass eine früher angesetzte Beethoven'sche Symphonie, welche schon einigemal hier gespielt wurde, aufgegeben und die Pastoral-Symphonie (mir wird brühwarm, wenn ich bedenke, dass ich solche übermorgen in der fürchterlichen Hitze werde hören müssen) an die Stelle gesetzt worden, dass er dieselbe, als die Rede davon war, nicht allein sofort auswendig spielte, sondern für den Tag darauf, als eine kleine

Probe davon gemacht wurde und keine Partitur da war, sie auswendig dirigirte und die ausbleibenden Instrumente mitsang etc.

Das Drängen und Treiben zu diesem Fest ist allerdings etwas Eigenes und Erfreuliches; aus Holland kommen die Leute und eine Hauptsängerin z. B. aus Utrecht. Dass in der Stadt kein Platz mehr ist, ersehe ich zu meiner Freude, denn es gefällt mir sehr hier im Hause. Dasselbe ist ein Hauptpfeiler des ganzen musikalischen Wesens hier, und der Vater, wie gesagt, vierundsiebzig Jahre alt, singt tapfer im Tenor mit. Gestern (ich schrieb dies Alles nämlich heute, einen Tag später als gestern und glaube auch, meinen Brief falsch datirt zu haben, denn gestern war wohl der 20te), nachdem ich bei Woringen zu Mittag gegessen, kamen Kaffeevisiten, die Decker, die Schadow u. A. Nach dem Kaffee wurde eine Landpartie gemacht, von der ich mich aber ausschloss, weil ich zu müde war und zu schreiben anfangen wollte. Felix hatte bei dem Prinzen dinirt und kam mit Immermann zurück, mit dem ich ein langes Gespräch hatte. (Felix sagte, dieser Besuch sei eine hohe Ehre und Immermann für stolz bekannt.) Dann blieb ich einige Stunden mit Felix allein; nachher wurden wir zum Thee gerufen, und ich glaubte mich wirklich zu Hause. Wir waren mit der Familie, einem Thee und einem Butterbrod ganz allein und wir gingen erst um elf einhalb Uhr auseinander.

Heute Vormittag ist hier Probe am Klavier von den Solosachen im Israel, Nachmittags um 3 Uhr Hauptprobe des ganzen Israel, welche, wie Felix meint, bis gegen acht Uhr dauern wird (ich werde schwitzen wie auf dem Rhigi, denn da sie hier die gescheite Einrichtung getroffen, dass Jeder, welcher sein Billet zu der Aufführung genommen und bezahlt hat, für zehn Silbergroschen ein Probebillet bekommen kann, so wird dieselbe fast so voll, als die Aufführung.) — Morgen ist Vor- und Nachmittag Probe, Sonntag und Montag die Concerte, Dienstag ein grosser Ball und dann noch ein drittes Concert, in welchem, hoffe ich, alle fünf oder sechs Beethoven'schen Symphonien hinter einander gegeben

werden, die Decker singen, Felix spielen und dann noch einiges geschehen wird. Ich werde vorschlagen, solches um zehn Uhr Abends anfangen und die ganze Nacht hindurch dauern zu lassen. Es hat Manches für sich. Erstens ist es jetzt nur Nachts erträglich (daher ich mir vornehme, sie zur Besichtigung der Ateliers zu benutzen, da wir wieder Mondschein haben), dann ist es nur natürlich und Niemandem übel zu nehmen, wenn man einschläft, wozu die Nacht denn doch gemacht ist; so würde sich Natur und Kunst in die Hände arbeiten, ich würde dann zur Einleitung oder als Ouverture zu den Symphonien den ersten Chor aus dem „Doctor und Apotheker" erwählen, und wenn dann die Decker die Arie aus dem Freischützen (mit der sie hier Furore macht), sänge, so würde ein Jeder sich bei: „Welch schöne Nacht" denken oder träumen lassen können, was ihm gefiele; ich würde ein solches Concert als Gegensatz zum *Déjeûner dansant — Concert dormant* nennen; die nähere Ausarbeitung dieser Ideen überlasse ich dem Comité für schlechte Witze in der Leipzigerstrasse Nr. 3.

Düsseldorf, Pfingstsonntag 1833.

„Wenn mich etwas gereuet, so ist es nicht, hierhergekommen zu sein, sondern keinen von Euch bei mir zu haben, denn ein Musikfest am Rhein ist ein schönes und eigenes Ding; es ist ein Ereigniss, nur von der Musik zu veranlassen und nur in diesem Lande möglich. Die ungeheuer kompakte Bevölkerung dieses Landstrichs, vielleicht die dichteste in Europa, der rasche, rege Gewerbfleiss, welcher sie zusammendrängt, haben zu ihren Zwecken zahllose Transportmittel zu Wasser und zu Lande veranstaltet, und alle sind für diese zwei Tage in Anspruch genommen; seit vorgestern bringen Dampfboote, Eilwagen jeder Art, Extraposten, eigene Equipagen, ganze Familien aus allen Gegenden bis zu zwanzig Meilen in der Runde, einzelne auch weiter, z. B. einige aus Breslau her; alle diese Leute sind gewöhnt, das Vergnügen auch als ein Geschäft zu betrachten und lassen sich daher auf's Eifrigste angelegen sein, sich möglichst zu amüsiren, alle ihre Kräfte

aufzubieten, dass das Vergnügen réussire; dadurch wird es denn auch nur allein möglich, dass eine solche, nach und nach angeschwemmte und angefahrene Masse sich zu einem Ganzen bildet und theilweise Ausserordentliches leistet. Denk Dir, dass gestern und vorgestern von früh acht bis Abends neun mit geringen Unterbrechungen für Pausen und Mittagessen, gestern Abend sogar bis zehn Uhr probirt wurde, dass heut, am Tage der ersten Aufführung (Felix' Ouvertüre und Israel), von acht Uhr Morgens bis gegen zehn Uhr Instrumentalprobe ist, von elf Uhr bis, ich weiss nicht wie lange, Solosachen hier im Hause probirt werden, dass bei allen diesen Proben kein einziger Freiwilliger fehlt und allenfallsige Störungen nur von den bezahlten Blaseinstrumenten (sie repräsentiren unsere Königl. Kammermusiker) veranlasst werden, und dass alle diese Leute in der fürchterlichen Hitze diese schwere Arbeit gewissenhaft und lustig verrichten, um sich zu amüsiren.

Zu diesen aktiven Beförderungsmitteln kommen nun auch viele hier fehlende Hemmungen. Es giebt hier keinen Hof, keine Einmischung oder Einstörung (kommt her von Einfluss) von Oben, keinen General-Musikdirektor, keine Königl. Dies oder Jenes. Es ist ein wahres Volksfest, daher ich auch bis jetzt keinen Polizeimann oder Gensd'arm bemerkt habe, und der Magistrat die Wege bis zum Concertsaal — er liegt ausserhalb der Stadt — mit Feuerspritzen reichlich besprengen lässt. Aber auch das Lokal selbst trägt viel zur eigenthümlichen Gestalt des Ganzen bei.

An der Landstrasse von Berlin, etwa zweitausend Schritt vor der Stadt, in einem grossen, schattenreichen, zu einer Gastwirthschaft gehörigen Garten, ist ein Saal von einhundertfünfunddreissig Fuss Länge, etwa siebenzig Fuss Breite und leider nur siebenundzwanzig und einem halben Fuss Höhe (offenbar zehn bis fünfzehn Fuss zu wenig) hineingebaut, ganz ohne alle und jede Verzierung und — ich erröthe — geweisst!! —*) Es ist allerdings unbegreiflich, dass in einem geweissten Saal

*) Eine Neckerei für Hensel, dem geweisste Wände ein Greuel waren.

Musik klingen kann, aber es ist wirklich wahr. Der Saal fasst ungefähr eintausendzweihundert bis eintausenddreihundert Menschen; ein Drittheil davon ist für Orchester und Chor abgetheilt, den übrigen Theil füllen Reihen Stühle, welche aber am Boden befestigt und numerirt sind; ich halte dies für besser, als mit Nummern bezeichnete Plätze auf Bänken.

Während der Pausen, welche hier länger als bei uns dauern (z. B. wird die Pause zwischen dem ersten und zweiten Theil von Israel heut Abend wohl wenigstens eine halbe Stunde dauern), stürmt Alles in den Garten, Massen von Butterbroden, Maitrank, Selterwasser, saurer Milch u. s. w. werden, um denn auch dem Gastwirth ein Musikfest zu geben, an grossen und kleinen Tischen von Einzelnen und Gesellschaften verzehrt, und das Ganze sieht einer Kirmess gar sehr ähnlich. Inzwischen werden in dem Saal Thüren und Fenster geöffnet, und wenn die Luft gehörig erneut und die Pause abgelaufen ist, ertönt vom Orchester in den Garten hinein ein starker Tusch, worauf denn Alles wieder rasch und lustig in den Saal hineinzieht; etwa Säumige oder noch Durstige ruft ein zweiter Tusch und Israel schreit wieder zum Herrn. So war es des Vormittags und des Abends in den Proben, von denen ich keine einzige versäumt habe.

Ueber Nacht aber hat sich das Wetter plötzlich sehr abgekühlt, es hat ein wenig geregnet, der Himmel ist heute grau und drohend, so dass jene schöne unordentliche Ordnung heute Abend wohl gestört werden dürfte. Da nun aber zu einem Musikfest ein Direktor gehört, so muss ich wohl noch Einiges von dem diesjährigen, dem hiesigen Herrn Felix (er heisst auch hier kaum anders), erzählen. Liebes Kind! Wir erleben einige Freude an diesem jungen Mann, und ich denke manchmal, Martens Mühle soll leben!*) — Er hat wirklich ein ungeheures Stück Arbeit, aber er vollbringt es mit Lust, Kraft, Ernst und Gewandheit und thut wirklich Wunder! — Mir wenigstens erscheint es oft als etwas Wunderbares, dass vierhundert Menschen aller Geschlechter, Stände und Alter, wie der Schnee zusammen-

*) Siehe oben Seite 87.

geweht, sich von einem der Jüngsten von ihnen, allen fast zum Freund zu jung, ohne Titel und Würden, wie die Kinder führen und regieren lassen. So ist ihm unter Anderm durch eine einzige feste Anordnung (wenn er nur noch seine Aussprache verbesserte, so würde es mit dem Reden sonst ganz gut gehn) gelungen, was meines Wissens bis jetzt noch keinem Dirigenten irgendwo, nämlich das abscheuliche, mir von jeher in den Tod widerliche Stimmen abzuschaffen. Am ersten Probetag wüthete dieses Charivari ganz toll, denselben Nachmittag redete er sie an und untersagte es ihnen, als Einzelne darauf versuchten zu recidiviren, verbot er es auf's Ernsteste, und jetzt habe ich nicht einen Ton stimmen gehört. Ferner war es hier, bei dem successiven Eintreffen Fremder von allen Punkten, die sich im Orchester meist zum ersten Mal treffen und dort mit den hiesigen Freunden zusammenkommen, früher zur Mode geworden, das Orchester zugleich als Parloir zu benutzen; es wurde ungeheuer viel geschwatzt, die Proben gingen schlecht, der Dirigent musste sich die Lunge ausschreien und wurde nicht gehört; und da bis zur Stunde der Aufführung immer neue hinzukamen, so wurde die Störung unleidlich. Nachdem Alles dies am ersten Probetage sich wieder zugetragen hatte, stellte ihnen Felix vor, dass er sich das nicht gefallen lassen könne, dass er weder schreien könne noch wolle, dass sie ihn hören müssten, und dass er auf die unbedingteste Stille und Ruhe im Orchester, während er spräche, rechnen und halten müsste. Nachdem er auch dieses ein zweites Mal sehr ernst und bestimmt wiederholt hatte, versichere ich Dich, dass ich eine pünktlichere Befolgung einer Anordnung nicht gesehn; es leuchtet ihnen ein, dass es nothwendig und richtig sei, und sowie er nun aufklopft und etwas sagen will, hört man ein allgemeines „Pst“ und es ist tiefe Stille. —

Dadurch hat er nun auch bewirkt, dass, zum ersten Mal, wie man mich allgemein versichert, Nuancen in Chor und Orchester hineinkommen, was sie wieder Alle erfreut und ihren Leistungen in ihren eigenen Augen und Ohren einen höheren Werth beilegt. Gestern Vormittag war eine vorläufige Probe von „Winter's Macht der Töne“, es waren nur wenige Zu-

hörer gegenwärtig; die Decker aber sang eine tüchtige Bravour-Arie so ausserordentlich schön, dass Zuhörer und Orchester in lebhaftes Applaudissement ausbrachen. Gestern Abend war Generalprobe von Felix' Ouverture und Israel. Der Saal war gepfropft voll. Die Ouverture gefiel sehr; aber der letzte Chor des ersten Theils „Er gebeut der Meeresfluth — und sie trocknete aus" und dann der erste des zweiten Theils mit seinem furchtbaren Schluss: „Ross und Reiter hat er in das Meer gestürzt", erregten unter den Hörern und Ausführern einen so ungeheuern Jubel, eine Aufregung, wie sie mir selten vorgekommen, es dauerte eine Viertelstunde, ehe Alles wieder in's Geleis kam. Und dies in einer bezahlten Generalprobe! — Uebrigens gehen die Chöre ganz vortrefflich, doch scheinen mir die Männerstimmen zu überwiegend, die Maler singen alle mit und schreien nicht schlecht.

Sie glauben hier, Felix habe die Ouverture für das Fest geschrieben und finden sie ausserordentlich charakteristisch dem Oratorium angepasst; merkwürdig genug ist, dass der Zufall es so fügt, dass ich mir wirklich keine bessere Ouverture zu Israel wünsche."

Düsseldorf, den 28. Mai.

„— — Gestern Abend war es schön: die Symphonie pastorale ging ganz vortrefflich, darauf eine Cantate von Wolff tödtlich langweilig, dann Leonore allgemein hinreissend und einschlagend. Darauf Pause von dreiviertel Stunden, der ganze Garten kribbelnd und wibbelnd voll; meine Hausleute begegneten mir, und der alte Präsident, eine Flasche Maitrank in der Tasche und ein Glas in der Hand, schenkte mir ein und labte mich. Tusch im Saal. Der Strom wälzt sich zurück. Für den Augenblick, da Felix vor sein Pult trat, hatte das Orchester, selbst erstaunt und erfreut über seine eigenen Leistungen, einen neuen Tusch verabredet, in welchen diesmal der ganze Saal laut und lang mit einstimmte. Winter's Macht der Töne! Eine der beiden Woringen, ein ganz charmantes Mädchen, hat in zwei Worten über Wolff's Cantate und Winter's

Macht alles erschöpft, was sich darüber sagen lässt: „Ueber die Macht der Töne kann man sich doch ärgern, aber bei der Cantate muss man einschlafen.“ Doch erregte die Decker mit ihrer Bravour-Arie grossen Jubel. Inzwischen aber hatten die Mädchen, ich glaube auch die Frauen des Chors, sich jede mit einem Vorrath Blumen bewaffnet und die junge Woringen ein Sammetkissen mit einem Lorbeerkranz während der ganzen zweiten Abtheilung auf ihrem Schooss unter der Schürze versteckt. Im Moment also, da Felix hinabstieg, empfing er die Blumen-Salve und soll (wie mir erzählt wurde, denn ich sass nach hinten und habe daher gar nichts gesehen, von der Sache selbst aber keine Silbe voraus erfahren) ein halb verwundertes, halb böses Gesicht gemacht haben, als ihm die ersten Bouquets um den Kopf flogen: Nun wurde er wieder hinauf gedrängt und die älteste Woringen wollte ihm den Kranz aufsetzen. Darauf soll er sich im eigentlichsten Sinne bis auf die Erde gebückt haben, um dem zu entgehen. Aber ein grosser starker Mann (Keiner von den starken Männern aus Potsdam) aus dem Chor hob und hielt ihn auf, und er musste den Kranz, der ihm, nachdem er ihn viermal abgenommen, zum fünften Male aufgesetzt worden, unter fortwährendem Tusch des Orchesters und Applaus des Chors und der Zuschauer eine Zeit lang tragen und er soll ihm gut gestanden haben.

Wir sollten uns nach dem Concert alle wieder bei Schadow's versammeln, ich wollte aber zu Hause, um mich nicht zu übermüden! Doch der weise Memnon blieb consequent, wie immer: Im Herausgehen, oder vielmehr Geschobenwerden kam ich mit Schadow zusammen und da war keine Rede mehr von nach Hause gehen. Schadow sagte mir, er habe mir etwas Dringendes mitzutheilen, ich gab im Gedränge der Madame Schadow den Arm, weil er den Wagen suchen wollte, dieser war nicht zu finden, so wenig wie Schadow selbst und so brachte ich Madame Schadow zu Fuss in ihr Haus. Dass die Aufregung der Scene im Concert mit dazu beitrug, meine Weisheit zu Schanden zu machen, ist gewiss. Es ging Andern nicht besser, denn kaum bei Schadow angekommen, folgten die Andern und mit ihnen die älteste, etwas kränkliche, Lorbeer

ertheilende Woringen, mit der ich mich engagirt hatte, uns zu Hause zu treffen, und da wir uns nun bei Schadow trafen, lachten wir uns aus und waren unseres Wortes quitt. Hier ging nun die tolle Wirthschaft von Neuem los: Einer fing an auf dem Clavier: „Seht, er kommt mit Preis gekrönt," zu spielen, und Felix musste seinen Kranz wieder aufsetzen und ein Paarmal in Procession durch die Zimmer ziehen. Kaum war darauf eine Tasse Thee herunter, als Tische und Stühle bei Seite geschoben wurden und das tollste Walzen und Galoppiren losging. Felix musste anfangs spielen, wurde aber dann abgelöst und tanzte lustig mit. Mme. Decker meinte, er könne wohl nicht tanzen und sei zu ernsthaft und mit zu vielen anderen Dingen beschäftigt; er überzeugte sie aber bald vom Gegentheil, und sie sagte mir, als sie sich zum ersten Mal ausruhte: „Felix (ich glaube schon geschrieben zu haben, dass der kleine Töffel*) auch hier seinen Namen beibehalten hat) tanzt ja ganz vortrefflich." Das tolle Wesen stieg nun immer mehr und mehr, als wir uns zusammensetzten, um aus der Hand Butterbrod zu essen, zu welchem Schadow Massen von Aleatico und Vino Santo hergab; ich hatte mir zum Glück nicht vorgenommen, nicht zu trinken und trank daher nicht; Felix auch nicht. Nun ging es an ein Rundsingen und aus vollem Halse schreien. Alles musste mit, und als wir zu Hause kamen, war es zwei Uhr nach Mitternacht. Was Schadow zu sagen hatte, bestand darin, dass ich ihm rathen solle, was das Comité für Felix zum Andenken wählen könnte. Sie hatten für ihn die Loos'sche Medaille in Gold prägen lassen, die gefiel ihnen aber nicht und sie wollten sie behalten, Einige hatten nun einen Brillantring proponirt, Andere Händel'sche Partituren, ich war entschieden gegen den Ring, mehr für die Musik, meinte aber, es sei das Beste, dass ich Felix selbst frage, was Schadow auch sehr gut fand. Ich frug Felix auf der Stelle, und er erbat sich ein Petschaft, so eingerichtet, dass er es zum täglichen Gebrauch nehmen könne. Schadow fand die Wahl sehr richtig und zweckmässig, und so wird ihm nach

*) Anspielung auf Lichtwer's Gedicht: „Der kleine Töffel".

einer Zeichnung von Schadow in Berlin, wo jetzt ein sehr geschickter Steinschneider leben soll, ein Petschaft geschnitten werden.

Gestern früh in der Probe hatte Woringen dem Orchester und dem Publikum angekündigt, dass sie zum ersten Mal seit der Existenz der Musikfeste ein drittes Concert zu geben beabsichtigten, und der Vorschlag, welcher im Comité grossen Widerspruch erfahren, weil er neu war, und man fürchtete, es werde misslingen, wurde allgemein mit dem grössten Applaus aufgenommen, weil die Decker singen, Felix spielen und der zweite Theil von Israel noch einmal gehört werden sollte. Proben waren nicht nöthig und so wurde denn gestern um elf Uhr (ich schreibe nämlich dies heute, den 29ten Mai) das Concert nach folgendem Programm gegeben:

Erster Theil: Felix' Ouverture, Scene aus dem Freischütz (Mme. Decker), Concertstück von Weber (Felix), Arie aus dem Figaro (Mme. Kufferath).

Zweiter Theil: Ouverture zu Leonore. Der zweite Theil von Israel.

Die Ausführung war durchaus trefflich, Orchester und Chöre wetteiferten auf eine wirklich begeisterte Weise, und der letzte Chor von Israel wurde, ich kann es nicht anders nennen, rasend executirt. Felix erschien erst um elf einhalb Uhr, was mich zu beunruhigen anfing (Ihr wisst, dass wir nicht zusammen wohnen), als er aber kam, wurde er sofort mit dreifachem Tusch empfangen, und als er gespielt hatte, donnerte der Saal und vor Allem Chor und Orchester. Alle Gesangsstücke wurden blos durch ihn am Clavier begleitet, und obschon er auf diese Weise während des ganzen Concerts unablässig und auf die mannigfaltigste Weise in Arbeit, und wie ich nachher erfuhr, die Nacht unwohl gewesen und daher so spät gekommen war, hinderte ihn dies nicht, an einem Diner, welches im Garten arrangirt worden und bei welchem ihm die Kölner ein Gedicht überreichten, sodann an der allgemeinen Landpartie (zu welcher in ganz Düsseldorf kein Pferd und Wagen, selbst keine Postpferde mehr zu haben waren) und endlich Abends am Ball Theil zu nehmen.

Ich aber fühlte mich gleich nach dem Concert so ermattet, so ausserordentlich angegriffen, dass ich, mühselig nach Hause gelangend, an garnichts mehr Theil nahm, seit vierundzwanzig Stunden mich ausruhe, um heute bei dem grossen Diner nicht zu fehlen. Zu diesem wurde ich gestern durch eine Deputation des Comité feierlichst eingeladen, sie hatten mich gestern im Hause aufgesucht, und da ich schon fort war, so folgten sie mir in's Concert, wo denn während der Pause die Einladung erfolgte. Ich bin also von jetzt an der Stadtrath und Eingeladene.

Der musikalische Theil des Festes hatte also gestern geendet und heute wird dasselbe schliesslich ausgegessen. Es waren ein Paar sehr schöne, mir unvergessliche Tage, welche der Zufall mir vergönnt und durch den Aufenthalt hier im Hause erst recht erhöht und geschmückt hat, die ich zunächst Felix, dann Euch, die Ihr mich dazu beredet habt, schuldig und dafür sehr dankbar bin. Ueber das hiesige Haus kann ich Euch nur erzählen, schreiben lässt sich nicht, was mir hier ward, und seit 1813 im Hause der Tante Arnstein in Wien habe ich nichts erfahren, was sich damit vergleichen lässt. Und doch hat ja auch die Bigot gelebt, deren Mutter Felix krank in ihr Haus genommen. Gastfreundschaft ist eine göttliche Sache und dass man solche in grossen Städten nicht ausübt, vielleicht nicht ausüben kann, brandmarkt diese. Ich kann es wahrhaftig Zeune nicht mehr verdenken, als er, von einer Reise in diese Gegenden zurückkehrend, ganz Deutschland aufforderte, einen Bund der Gastfreundschaft zu schliessen und ärgere mich über mich selbst, dass ich in meiner grossstädtischen Verstocktheit dies bloss lächerlich fand. Freilich, wo sollte es herkommen? die einzige Veranlassung zu praktischer Ausübung jener göttlichen Gastfreiheit giebt uns der Hof, indem er uns das Gefolge seiner eigenen Gäste zur Aufnahme in die Freihäuser schickt; wir aber sagen mit Fug und Recht zu solchen Gästen: „Drei Schritt vom Leibe!“ — und geben der Freihäuser-Kommission Vollmacht, in unserem Nameu gastfrei zu sein. — Es ist ein langes Kapitel. Von morgen an besehe ich hier Alles, was zu sehen ist, bespreche mich mit

Felix über seine Zukunft, welche sich nach meinen Wünschen gestalten zu wollen scheint, und Sonntag oder Montag geht es fort von hier. Ich nehme eine Pflicht des Dankes und die unlösbarste Verbindlichkeit gegen meine Wirthe mit, deren Erfüllung mir leichter sein wird, als die Erwiderung auch nur eines Theiles des Guten, welches ich hier genossen. Möge uns das möglich werden gegen einen der Söhne des Hauses, welcher in Kurzem als Privatdocent in der juristischen Facultät zur Universität nach Berlin geht.

Düsseldorf, 31. Mai 33.

„Das musikalische Freudenfeuer ist ausgebrannt und es steigen aus der Asche nur noch wenige Funken, desto mehr aber Rauch in höchsten, hohen und bürgerlichen Privatcirkeln auf, von denen wenig zu melden ist. Zu den ersten bin ich nicht gezogen worden, von den zweiten halte ich mich zurück, weil ich sie für langweilig halte, in den letzten geht es, wie schon beschrieben, sehr lustig und toll her; doch sind wir Alle müde, nur der Katzenjammer nicht.

Das vorgestrige Diner ist ganz gut abgelaufen. Vor einer aus musikalischen Instrumenten und Emblemen sehr zierlich und geschmackvoll aufgebauten Trophäe sass vor der Mitte des Tisches Felix zwischen den Damen Decker und Kufferath. Nach der Gesundheit des Königs brachte Schadow die Felixens mit einigen sehr schön klingenden und sehr klingend gesprochenen, ehrenvollen und ernsten Worten aus. Dem folgten bald sehr viele Toaste, es wurde am untern Ende des Tisches überlaut und lärmend, so dass der Theil der Gesellschaft, wo sich die Damen befanden, früh aufbrach, und dass ich dazu die Gelegenheit mit Freuden ergriff, kannst Du Dir denken.

Aus allem diesem aber ist nun für Felix ein bedeutungsreiches Verhältniss entstanden, über welches ich, da es nun festgestellt ist, in Kurzem berichten will, Näheres für mündliche Mittheilungen vorbehaltend. Felix ist für drei Jahre, welche mit dem 1. October anfangen, mit einem Gehalt von

sechshundert Thalern (etwa acht- bis neunhundert Thalern in Berlin entsprechend) und einem jährlichen Urlaub von drei Monaten, welche er sich zwischen Mai und November nach seiner Wahl nehmen kann, zum Vorsteher und Leiter des ganzen musikalischen (städtischen und Privat-) Wesens hier ernannt worden. Seine städtischen Geschäfte bestehen in Leitung der Kirchenmusik, seine Privat-Obliegenheiten in der Direktion des hier bestehenden Gesang- und Instrumentalvereins, zur Stunde noch getrennt, aber bestimmt vereinigt zu werden, und in Veranstaltung von vier bis acht Concerten mit diesen beiden Vereinen jährlich, die eigentlichen Musikfeste ausgenommen. Wie das entstanden, die wahrscheinlichen, weiteren und reicheren Folgen dieses Verhältnisses (welche mich bestimmt haben, Felix sofort zur Annahme zu rathen), die schon gleich daraus für ihn entstehende nützliche und wichtige Vorschule, die äusserst angenehmen Verhältnisse, in welchen er sie antritt, die kluge und noble Manier, in welcher er sich selbst dabei betragen, alles das erzähle ich Euch bald und zweifle nicht, dass Du, liebe Lea, einverstanden und froh sein wirst, Felix in einer bestimmten, ihn genug, aber auf keine Weise zuviel beschäftigenden Berufsthätigkeit, in Deutschland, uns nahe, auf dem unfehlbar geraden Weg zu seinem höheren Zwecke, in künstlerischer Umgebung und auf eine wirklich ausserordentliche Weise geliebt, verehrt, geachtet und mit unbeschränktem Vertrauen bekleidet, an der Spitze bereits bestehender, von ihm aber erst ihre Entwickelung und Leitung ganz in seinem Sinn erwartender Institute zu sehen. Ich kann mir für ihn und seine eigene fernere Entwickelung kein besseres und günstigeres Verhältniss wünschen.

Der weise Memnon hat geschrieben, ich gehe bestimmt nicht nach London, und ist nun auf einen gestern von daher erhaltenen Brief soweit, nicht zu wissen, ob er Felix nicht nach Calais begleitet. Ich will nun zwei Stunden vor der Abreise mich entschliessen und dann weiter berichten. Was mir an Felix' hiesiger Stellung mit gefällt, ist, dass während Andere so viele Titel ohne Amt haben, er ein ordentliches Amt ohne Titel haben wird.

Düsseldorf, 2. Juni 33.

„Ich habe mich nun entschlossen, Felix morgen früh zu begleiten. O Memnon!! — Indessen *vogue* — wenn auch nicht *la galère*, doch *le bâteau à vapeur!*

Wir waren gestern bis ein Uhr in der Nacht bei Immermann, er hat uns seinen ganz umgearbeiteten Hofer vorgelesen und mich versichert, dass ihm Bartholdy's Werk über Tyrol von grossem Nutzen dabei gewesen; er lässt sich Dir angelegentlichst empfehlen und wird uns im November besuchen auf seiner Rückreise aus Tyrol, wohin er im September zu reisen gedenkt! Er ist unläugbar ein sehr interessanter Mann. Näheres über ihn mündlich, oder schriftlich aus Buenos Ayres, oder den kanarischen Inseln, oder Griechenland, oder Konstantinopel, *car il n'y a pas de raison, pour que cela finisse.* Fürs Erste speise ich, so Gott will, Donnerstag Mittag in London. Lebt Alle wohl! — —"

Die Anregung zu dieser Reise mochte wohl von Felix ausgegangen sein, der England sehr liebte, worüber in den Briefen seines Vaters manche anmuthige Spöttereien vorkommen, so z. B.: „Felix fand in seinem Enthusiasmus die abgemähten, gelbgebrannten Wiesen grün, den schwarzgrauen Horizont blau, ich beides nicht" — oder an einer andern Stelle: „Heute früh um neun Uhr vierzehn Minuten hatte die Sonne grade Kraft genug, um den Nebel gelb zu färben, und die Luft sah aus, wie der dicke Rauch während eines grossen Brandes; „*a very fine morning*", sagte mein Raseur (heisst hier *hairdresser*); „*Is it?*" frug ich; „*Yes, a very fine morning*" — und ich lernte also, was hier ein schöner Sommermorgen bedeutet. Jetzt ist es Mittag, der Nebel hat gesiegt, die Beleuchtung während feuchter Schwüle die eines Novembertages bei uns um vier Uhr Nachmittags, und ich muss meinen Tisch dicht an das Fenster rücken, um zu sehen, nicht was, sondern dass ich schreibe. Felix spielt die Orgel in St. Paul und ich kann mich nicht entschliessen, das Zimmer zu verlassen; wenn er nach Hause kommt, findet er gewiss auch, dass man nirgends solche Sommertage erlebt, als in London." —

Auch von dieser Reise ist eine ganze Reihenfolge von

Briefen Abraham's vorhanden, aus denen einige Stellen folgen mögen.

— „Gestern früh" (den Tag nach der Ankunft) „begab ich mich zuerst mit Felix zu Doxat. Der Weg führt unter anderm an St. Pauls vorbei und dieses mächtige Gebäude mitten in der City zu finden, überraschte mich; ich glaubte es in einem ganz andern Stadttheil; ich erkläre mir nun aber auch, warum der in der Luft befindliche Theil ganz ausser Verhältniss gross zu der auf der Erde stehenden Unterlage ist. In der City ist Platz nur etwa in der Luft übrig! Von hier aus machten wir dann zu Fuss einen grossen Weg, um zu Moscheles zu gehen, welcher uns durch Neukomm, den wir auch in der Probe trafen, zu heute Mittag hatte einladen lassen. Ich kam durch Oxfordstreet, Regentstreet, Portland-Place, Regents-Park und muss allerdings sagen, dass ich an Pracht und Geschmack der Baulichkeiten, an Eleganz, Reinlichkeit der Strassen, Bequemlichkeit des Trottoirs u. s. w., kurz in allem, was einen bloss sinnlichen Eindruck ohne tiefe Wirkung auf das Gemüth hervorbringt, nichts gesehen habe, was sich irgend mit den Wundern dieses, etwa eine Stunde langen Weges nur vergleichen lässt; aber wenn ich an die mächtige Grossartigkeit der Tuilerien, der *Place de Louis XV.*, der *Champs Elysées*, der alles dies begrenzenden und umfassenden Boulevards und Quais und an die unfehlbare Wirkung denke, welche dieser Punkt der Erde täglich, jahrelang auf mich ausgeübt hat, so sage ich nur, London ist die reichste und Paris die grösste Stadt, die ich gesehen. London ist allerdings auch die weiteste; das eigentliche London (Mauern hat es bekanntlich nicht) enthält jetzt eine Million vierhunderttausend Menschen, ist aber ringsum in geringen Entfernungen von jetzt noch selbstständigen Städten, worunter mehrere von dreissig bis vierzig Tausend Einwohnern, umgeben, welche, wie Klingemann sehr richtig sagt, ängstlich und neugierig in den grossen Rachen hineinblicken, welcher sie unfehlbar nächstens verschlingt. — — — —

Heute nun ist Sonntag. Ich bin noch in Pantoffeln und es ist vier Uhr. Die Strasse ist still und diese Ruhe ist mir

nicht allein sehr angenehm, sondern der Sinn des Londoner Sonntags ist mir nun ganz erklärlich und deutlich in seiner unbedingten Nothwendigkeit, während er mir bis jetzt nach den einseitigen, dummen Berichten von Reisenden und Schriftstellern unglaublich und lächerlich erschien. Der Sonntag ist den Londonern so nöthig, als die Brache den Feldern, als der Winter der Vegetation, als die Nacht dem Tage. Der Sonntag wird nicht gehalten, weil das Gesetz es geboten, sondern das Gesetz ist hier nur deutlicher, als fast irgend sonst, der Ausdruck des allgemeinen Willens, des dringenden Bedürfnisses. Wenn die Londoner ein Jahr ohne Sonntag lebten, so wären sie alle zusammen toll oder stumpf, und je angestrengter, ermüdender, durch und durch aufgeregter das Leben aller Einzelnen und aller Klassen in London sechs Tage lang in der Woche ist, je unverbrüchlicher wird ohne besondern äussern Zwang die grosse Mehrheit den Sonntag feiern.

Doch ich vergesse, dass ich von London aus schreibe, wo jede Zeile den Brief theurer macht, und muss suchen, mich kürzer zu fassen. Doch wirst Du gern noch lesen, wie vielfach geliebt und wahrhaft angesehen hier Felix ist. Ich fühle es am deutlichsten *par ricochet* und der alte Horsley dachte mir heute ein grosses Kompliment zu machen, als er mir sagte, er schätze mich glücklich, der Sohn und der Vater eines grossen Mannes zu sein. „Wo bleibt die Katz?“ dachte ich und wäre wahrscheinlich sehr böse geworden, wenn ich nicht selbst schon sehr oft darüber und über mich selbst mich moquirt hätte, dass ich zwischen Vater und Sohn gewissermassen wie ein Gedankenstrich dastehe. —

Ich spreche übrigens mit Horsley italiänisch, denn er spricht weder deutsch noch französisch und italiänisch sprechen wir wenigstens Beide nicht. Gott weiss, was wir eigentlich gesagt und wie wir uns eigentlich verstanden haben. Was das Englische betrifft, so rufe ich zwar: „*How do you do, Sir*“, „*Waiter, a mutton chop*“ und andere tiefsinnige Phrasen derart, doch werde ich, wenn ich zu Hause komme, das Deutsche nicht vergessen haben und bin wahrhaftig noch zu eitel, um mit Damen englisch zu sprechen. In der nächsten Woche geht

aber der Teufel los! Ich habe schon zwei Dinners bei Attwood und Horsley angenommen, es sind aber keine *Parties*, sondern Familiendinners, und da werde ich Englisch sprechen, es komme aus Brust, Kopf oder Kehle. Aus dem Gehirn kann es freilich nicht kommen, denn da ist's nicht drin!

Ich empfange heut über Düsseldorf die ersten Zeilen seit langer Zeit von Euch. Du sagst, Du erwartest ungeduldig Nachrichten von uns; es müssen also Briefe von mir ausgeblieben sein, denn Gott und die Post sind meine Zeugen, dass ich entsetzlich oft, viel, lang-und breit- weilig und spurig geschrieben habe. O Gott! wenn das Alles verloren wäre! —

Wenn Du hier durch besondere Protektion eine Karte zu Lord Levison Gower's Gallerie erhältst und das Wetter schön ist, so siehst Du in einer wunderschönen Einrichtung, von der ich erzählen werde, Bilder, für deren Hälfte wir unser Museum dreimal geben könnten, unter Andern drei so unläugbare Raphael's, dass X. sie für Murillo's und unser Museums-Catalog-Verfasser (wie heisst er doch?) sie für eine Jugendidee von Pimperlepaccio ausgeben würde. —

12. Juni 33.

„— — — Oh Sebastian, Du fehlst mir hier, mit noch vielen Andern, und ich danke Gott, dass Du nicht das Kind von vier und ein halb Jahren bist, welches vor fünf Tagen durch tausend Affichen als verloren angezeigt worden. Der Gedanke daran verlässt mich nicht und geht wie ein schwarzer Faden durch mein Londoner Leben. Das Kind ist gewiss nicht wiedergebracht, sondern verhungert, verschmachtet, verkommen, gestohlen, nackt auf die Strasse geworfen, und nur der allerausserordentlichste Glücksfall kann bewirken, dass es sich zum Mitglied einer Bettler- oder Diebsbande heranbilde. Alles, weil die Eltern es vielleicht auf eine halbe Minute aus den Augen gelassen haben. Und das ist London. —

Ich glaube einen charakteristischen Grund-Unterschied zwischen Paris und London aufgefunden zu haben. In Paris können Deutsche, Engländer, Chinesen und Türken leben, alle Annehmlichkeiten der Stadt geniessen, ohne auch nur einen

Punkt ihrer Individualität oder Nationalität aufzugeben; sie können sich einbilden, Paris sei ihretwegen gemacht, es gehöre ihnen. Ob dies nun mit daher kommt, weil, oder ob es bewirkt, dass ein Achtel der Stadtbewohner aus Fremden besteht, kommt auf Eins heraus. In England, ich will sagen London, sind die Fremden ein ganz ignorirter Punkt. Es soll eigentlich keine Fremden geben, es giebt überhaupt nur Engländer. Der Fremde muss sich ganz verläugnen, entnationalisiren, er muss in Engländer- und Londonerthum übergehen, um irgend zu einer Existenz, zu einer An- und Einsicht zu gelangen. Ich erkläre mir daher auch und entschuldige es weit leichter als früher, dass Fremde, welche eine Zeit lang in England gelebt haben, uns viel affenartiger erscheinen, als die aus Frankreich kommen. Man ist fast gezwungen, durch die Affenstation hier durchzugehen, bis Einem das Angenommene zur zweiten Natur wird. „*Company excepted,*" nämlich Rosen, Klingemann und Felix, obschon alle drei mit dem Kopf rechts ab nicken, um guten Tag zu sagen. Wenn ich es als ausgemacht annehmen muss, dass ein geborener Engländer oder ein im Londonerthum aufgegangener Fremder alle Bequemlichkeiten im höchsten, berechnetsten Grade geniesst, so ist andererseits nicht zu läugnen, dass, wer sich darauf nicht einlassen kann oder will, wer, wie Graf Pückler und ich, ein Langschwanz*) bleiben will, hier sehr viel entbehren und leiden muss; denn eine andere Bequemlichkeit als die englische, allgemein typische, giebt es nicht. Aus Allem dem ziehe ich nun endlich den Schluss, dass ich nicht gar zu lange hier bleiben werde und mir fest vornehme, entsetzlich zu lügen, wenn ich nach Hause kommen werde, um von Allem zu erzählen.

Ich bin soeben um eine halbe Guinee leichter geworden (solche wiegt aber drei und einen halben Thaler), um Cramer in seinem Concert spielen zu hören, und bereue solche weniger, als einen Livre Sterling und 14 Schilling (etwa 12 Thaler), welche ich für eine sehr einfache schildpattene Brille an Dol-

*) Im Gegensatz zu den damals üblichen englisirten, kurzgeschwänzten Pferden.

lond bezahlt habe, und dadurch eben so viel sehe, als durch eine von Petitpierre in Silber für zwei Thaler, das heisst soviel als ohne beide, das heisst nichts. Ich weiss daher auch von allen Schönheiten, in welche sich Felix im Morgenconcert summarisch verliebt hat, Nichts, als dass sie alle Hüte aufhatten und den ganzen innern Raum des Saales einnahmen; es waren drei bis vierhundert Venüsse auf einen Klump. Cramer spielt rein, fein, weich und sehr gebildet; sein Concert war nicht sehr bedeutend, aber hörte sich angenehm.

Geschwinder als die Dampfboote auf dem Fluss und die Pferde in den Strassen, rennen hier die Guineen aus der Tasche; es ist kein Halten darin, und ich erstaune selbst über die Ruhe, mit welcher ich sie aus der Börse in den grossen Schlund hinabgleiten sehe, aus welchem sie nie wiederkehren; was ist so ein *pauvrer* Berliner für ein Narr! Für das, was ich hier verfahren habe, kaufe ich das ganze Berliner Kremser Fuhrwerk. Ich bin aber auch geizig auf Mord. Ich lasse mir hier keinen Faden machen, und lüge mich mit meiner grünen Perrücke (denn auch die Eurige, o Hensel und Fanny, sieht mehr der eines Flussgottes, als der eines honneten Sterblichen ähnlich) ruhig durch, obgleich der zweite *Hairdresser* bereits alle englische Schmähworte auf dieselbe an mir verschwendet: ich thue aber, als verstände ich es nicht, und antworte „*very well.*“

Erwartet am Sonntag keinen Brief von mir; ich schreibe wahrscheinlich erst heute über acht Tage, und will diese Woche nun benutzen, Mehreres zu besehn. Ich glaube zwar kaum, dass mich z. B. die Brauereien oder das Parlament sehr interessiren werden; ich denke mir ein Bierfass so gross wie der Montblanc und eine Schöpfkelle wie das Heidelberger Fass; mehr wird es doch nicht sein; und da ich die M. P's.*) weder sehen noch verstehen kann, so könnte ich mir auch leichter ihre Bilder kaufen und ihre Reden selbst machen, oder in der Staatszeitung lesen. Aber man muss doch etwas sehen.“

*) Parlamentsmitglieder.

Den 23. Juni.

„— Bekanntlich gehören Kaufleute, welche fünfzig Procent zahlen, zu den ehrlichsten Leuten, und so kann ich mit einiger Gewissensruhe darauf zurückblicken, dass ich Euch von Allem, was ich Euch erzählen wollte, jedesmal kaum die Hälfte zu Stande gebracht. Es schlägt jetzt eben sechs Uhr, ich bin heut um acht Uhr aufgestanden und habe wahrlich nicht früher dazu kommen können, diesen Brief anzufangen, den ich wieder abbrechen muss, sobald Felix rasirt sein wird. Heut früh spielte Felix Orgel in St. Pauls, wozu, da die Balgentreter schon fort waren, Klingemann und noch zwei Gentlemen deren Stelle vertraten. Felix spielte eine Introduction und Fuge, improvisirte, und dann ein Coronation Anthem von Attwood mit diesem vierhändig, sodann drei Sebastiane. Es klang sehr gut, die Kirche war leer, nur zwei Besucherinnen des Philharmonic hatten sich versteckt, um zu hören. Von da gingen wir zu einem sonntägigen Quartett, welches bei einem Privatmann im verborgensten Zimmer seines Hauses stattfindet. Wir fielen in ein Quartett von Onslow, es waren gewiss schon wenigstens zwei dieser Quartette vorausgegangen; sie wollten Felix' Octett machen, ich erbat mir das Quintett welches auch gespielt und dann sofort das Octett darauf gesetzt wurde. Um vier Uhr kam ich nach Haus und wollte schreiben, als ich aber London geschrieben hatte, kam Herr von Bülow und blieb ein und eine halbe Stunde — es ist sicherer, dass ich von der Zukunft spreche, denn die Vergangenheit geht gar zu schnell in Vergessenheit über — doch muss ich Ihnen, lieber Hensel, erzählen, dass ich vorgestern die Ausstellung von Werken lebender Künstler gesehen habe, die berühmtesten Namen und Titel standen im Katalog, den Werken aber war es nicht anzusehen, dass Meisterarbeiten sich darunter befänden. Ich habe nie und nirgend einen solchen Haufen schlechter Sachen zusammen und unter allen auch nicht ein einziges Bild gesehen, das etwas anderes verrieth als Geschmacklosigkeit und Untalent; in keinem einzigen, ich wage es zu sagen, auch nur eine tüchtige Praktik. Felix ist hierin nicht meiner Ansicht, er findet ein Bild von Wilkie, einen beichtenden

jungen Kapuziner, interessant und gut, ich kann, um den Frieden zu erhalten, höchstens die Hälfte zugeben. Der alte Pater, der die Beichte empfängt, ist hart und grimmig genug; von dem jungen aber habe ich, Michel Wolf eingedenk, behauptet, er habe zu beichten eingenommen; das Mittel fängt an zu wirken, und er ist eben im Begriff, die Beichte zu vomiren. Uebrigens eine Unzahl der schlechtesten Portraits, Familienbilder, Landschaften, kurz — ein Gräuel; schade um einen grossen, von oben sehr günstig beleuchteten Saal, in welchem die Missgeburten hingen.

Dass in unsern Zeitungen nichts über das Düsseldorfer Fest steht, beunruhigt Dich sehr, liebe Lea, und Du willst von uns den Grund wissen? Ich für meine Person kann mir nur einen dafür denken. Es würde nämlich, wenn es gut gemacht wäre, einen interessanten und amüsanten Artikel geben, mit welchem unsere Zeitungen ihre Leser nicht zu verwöhnen bedacht sind."

6. Juli 33.

„— Ich fange *à tout hasard* schon heute wieder einen neuen Brief an, obschon erst gestern einer abgegangen und von Euch bis diesen Augenblick kein neuer angekommen ist. Der Westwind macht sich aus meiner Ungeduld nichts und wird nicht eher Ostwind werden, bis ich überschiffen will und er mir entgegenblasen kann. Ich muss es wohl nur der unvermuthet langen Abwesenheit von Euch, der hauptsächlich durch die Sprache so ganz veränderten und wie ein neues Kleid unpassenden Umgebung, der dadurch plötzlich abgerissenen Gegenwart beimessen, dass ich hier mehr und öfter an frühere, vergangene Zeiten denke, als sonst irgendwo, und London sich mehr an Hamburg knüpft als an Berlin. So lebe ich die Sommer von 1808 und 1809 hier wieder fast in jedem Tage durch, in dankbarer Erinnerung des Guten, was mir mit Dir und durch Dich geworden ist. An unsern wunderbar schönen Pavillon in Flors Hof, auf der Elbe, auf der wir unten schöne Schiffe fahren sahen, denke ich nicht allein jeden Tag in dem nebligen, räucherigen, schwerluftigen, nervenbedrücken-

den London, sondern bin ganz besonders zweimal auf's Lebhafteste an ihn erinnert worden, in Greenwich und Portsmouth. In ersterem Orte nahmen wir unser Mittagbrod in einem über der Themse belegenen Wirthshaus in einem Zimmer ein, dessen Vorderwand lauter Fenster waren, und übersahen die Themse nach allen Richtungen. Diesmal war unter den Mitspeisenden mein majorenner Sohn, welchen ich in Flors Hof im kleinen Rollwagen umherfuhr, Du fehltest, Gottlob nur eben im Augenblick, viele andere leider! für immer. Die Zeit war eine andere, aber die Themse erfrischte, wie dort die Elbe, durch ihre reine, scharfe Luft, und unzählige grosse und kleine Schiffe, vom Dampf, vom Winde, oder vom Ruder getrieben, gaben Leben und Bewegung in fast lautloser Stille, was eben der Schifffahrt einen so eigenen, beruhigenden Reiz verleiht. Alte Matrosen aus dem Hospital, junge Schiffer, Volk aller Art war unter unserm Fenster am Quai versammelt, hin und wieder lustig die Abfahrenden und Ankommenden begrüssend, meist aber still in's Wasser schauend. Tausend Sujets zu Marinebildern folgten einander, und wenn ich mir manche Ursachen denken kann, warum die Engländer überall keine Künstler haben, so bleibt es mir unbegreiflich, warum sie auch keinen Marinemaler haben, oder gehabt haben. — — —

D. 7ten. Ich will versuchen mich wieder in Greenwich hineinzuschreiben, um dann morgen von unsrer letzten Reise erzählen zu können. *Les Invalides* und Greenwich Hospital repräsentiren Frankreich und England, Armee und Marine. Die Einen in wildem, unstätem Leben, häufig unter den empörendsten Schandthaten, unter Unsittlichkeiten jeder Art, unter Grausamkeiten und Bedrückungen weit über die Selbstvertheidigungsnoth hinaus verlängert, alt, aber nicht ruhig geworden, von der ganzen Umgebung, Trophäen, Fahnen, Kanonen, die sie in der Regel nicht einmal selbst erbeutet, aufgeregt, lebendig, wissbegierig und daher fleissigere Besucher der *Bibliothèque des Invalides* als der Kapelle derselben — die Andern, ganz Resultat des Elementes, auf welchem sie ihr Leben verbracht, des engen Raums, der ihre Welt, der harten Arbeit, die ihr Loos, der fürchterlich despotischen Disciplin, die ihre

Erziehung war, der ruhigen Hartnäckigkeit, mit welcher allein sie die tausend Gefahren bekämpfen und besiegen konnten, die sie umgaben, die fast nie, oder doch nur in den äusserst seltenen Fällen des Enterns in wildes Getümmel, in persönliche, individuelle Handlungen übergehende Tapferkeit, welche dann auch nach errungenem Siege oder erlittener Niederlage sofort ihre Wirksamkeit und Bedeutung aufgiebt, daher müde, still, in sich gekehrt, finster, vielleicht roh, aber ruhig in allen Bewegungen, gemessen, in ihrer äussern Erscheinung respektabel. Es leben ihrer an Viertausend in dem aus zwei durch einen grossen Platz getrennten und durch zwei eiserne Gitter verbundenen, einander ganz gleichen Gebäuden bestehenden Hospital. Die langen Räume, aus denen beide bestehen, sind auf der den Fenstern gegenüberliegenden Seite in lauter gleiche Kabinette, oder Kajüten ähnliche Zellen von etwa fünf Fuss breit und sechs Fuss lang abgetheilt, in deren jeder Einer wohnt und deren letzte, an die Wand gelehnte Seite von dem Bett eingenommen wird. Dieses bekommen sie, die ganze übrige Ausstattung und Möbelirung derselben aber muss ein Jeder zubringen. In einer Höhe von sieben Fuss etwa ist jedes Kabinet durch eine bewegliche Decke geschlossen, die wir alle offen gefunden, welche die Bewohner aber Nachts, oder wenn ihnen kalt ist, schliessen können, in jedem Saale ist ein grosser Kamin, sonst habe ich keinen Erwärmungsapparat gesehen. Von einer Bibliothek keine Spur; aber bei Manchen fand ich Bücher aufgestellt und Karrikaturen bei sehr vielen. In allen Kabinetten ohne eine Ausnahme die höchste musterhafteste Reinlichkeit und, schon von dem engen Raum gebotene, Ordnung. An den Tagen, an denen das Publikum zugelassen wird, und ich glaube gehört zu haben, dass dies an allen Wochentagen geschieht, sind alle Thüren aller Kabinette offen und es kann sich also ein Jeder selbst von dem Zustande überzeugen. Eine bessere Kontrole für die Bewohner sowohl, wie für die Behörden ist nicht denkbar und das Resultat derselben fällt in die Augen. Jeder Saal führt den Namen eines Schiffes und, soviel es sich thun lässt, werden, die auf einem Schiff zusammengedient haben, auch in denselben

Saal verlegt. Sie essen, soviel ich weiss, gemeinschaftlich und bekommen soviel Fleisch und Bier zu Mittag, und Abends soviel Thee und Brod, als sie verzehren wollen. In geringer Entfernung von diesen Gebäuden, auf einem Hügel, welcher den Hintergrund zwischen beiden ausfüllt, liegt die Sternwarte, auf welcher Herschel gearbeitet hat. Unter diesen Umständen und Umgebungen, im Angesicht der Themse, welche hier schon viel breiter ist, als der Rhein bei Koblenz und Mainz, und der unzähligen Schiffe, welche sie durchschneiden, die sie aber gewiss mit einer Art stolzer Verachtung ansehen, da es nur Kauffahrer, keine Kriegsschiffe sind, erwarten die alten Jungen, welche die Ruhe nicht im Wasser gefunden haben, dieselbe in der Erde; sie haben mir gar wohl gefallen. Vielleicht wäre das Hospital noch besser in Portsmouth gelegen, in so fern die Bewohner, zähe aber sicher wie die Taue, an welchen sie so oft über der Meerestiefe schwebten, hier Wiege und Grab zusammen gefunden haben würden, denn Portsmouth ist ein Kriegshafen, die Schiffe daselbst sind Kriegsschiffe! Vornehme Leute, welche sich, da allerhand anderes Gesindel sich auch Schiffe schelten lässt, „Kriegsmänner" *(Men of war)* nennen. —

„— — — — Ich hatte gestern Abend die Wahl, Mrs. Austin zu besuchen, oder die Malibran singen zu hören, die, wie Ihr Euch entsinnen werdet, mir das erste Mal im Theater fast gar keinen Eindruck gemacht hatte; ich habe der Malibran-Gesellschaft den Vorzug gegeben, *et j'ai eu le nez fin.* Ich hatte mit Klingemann gegessen, Felix war auf dem Lande, wohin es mir zu weit war, und wir kamen um zehn ein halb Uhr zur Gesellschaft. De Bériot spielte eben ein Quartett von Haydn mit Liebe und Achtung, sehr präcis und feurig, kurz, sehr schön, wenn auch vielleicht hier und da mit einigen modernen französischen Druckern; sodann sang Mme. Malibran eine etwas langweilige, geistliche Musik des Hausherrn sehr einfach, ruhig und rein, mit vortrefflicher Haltung. Nachdem nun noch vierstimmig ein englisches Madrigal und ein Glee gesungen worden (sonderbare nationale Gesänge, eigenthümlich, ganz angenehm, deren nähere Beschreibung ich Felix, wenn er Lust hat, überlasse), während welcher Felix sich auch ein-

fand, setzte sich Mme. Malibran, sang ein spanisches Lied, dann auf Felix' Bitten noch zwei andere, dann ein englisches Ruderlied und ein französisches Tambourlied. Wenn sich hiernach an den Fingern abzählen lässt, dass diese Frau (J. P. Schmidt würde sie unbedenklich unsere geniale M. M. nennen) in vier Sprachen (italiänisch versteht sich von selbst) singen kann, so geht daraus ebensowenig, wie aus dem, was ich darüber schreiben kann, auf irgend eine Weise hervor, welch ein Strömen, Sprudeln, Brausen von Kraft und Geist, von Laune und Uebermuth, von Leidenschaft und Esprit, welche Keckheit und Sicherheit der Mittel diese nun auch mir aufgegangene Frau in den kleinen Gesängen entfaltete. Dieselbe Kehle sang spanische Glut, französische wieder an Natur gränzende Coquetterie, englische ungehobelte Derbheit und wiederum französischen, etwas gottlosen, aber frischen, lauten Muth so entschieden charakterisirt, national und doch wieder aus ihr selbst hervorgehend; sie liebte, schmachtete, ruderte und trommelte mit so wunderbarer Sicherheit, mit so übermüthiger Beherrschung und Verschwendung aller ihrer unerschöpflichen Mittel, dass man wirklich von ihr sagen kann: sie sang Lieder ohne Worte, sie sang Gefühle, Stimmungen, Situationen. Es war wieder einmal ganz etwas Neues und ich gönnte es Euch wohl einmal, sie zu hören. Felix, der sich mit Recht, oder doch wenigstens mit Anstand weigerte, nachher zu spielen, holte sie aus dem Nebenzimmer und zwang ihn an's Klavier, und so improvisirte er denn über die eben von ihr gesungenen Lieder zu allgemeinem Ergötzen und, wie es mir schien, sehr gut. Sie sang darauf noch zwei spanische Lieder und endlich, mit zwei Töchtern des Hauses und Accompagnement von Felix, das Trio aus dem Matrimonio ganz unvergleichlich.

Den 9ten Juli.*) „Gottlob und Dank und Dir, liebe Rebecka, Glück, Segen und Gedeihen. Du hast Deine Sache vortrefflich gemacht und ich freue mich sehr. Dirichlet gratulire

*) Es war die Nachricht gekommen, dass Rebecka am 6ten ihr erstes Kind bekommen hatte. Ueber ihre Verheirathung mit dem Mathematiker Professor Dirichlet siehe unten Seite 348 ff.

ich, wenigstens schriftlich, nicht, da er's über's Herz hat bringen können, mir auch bei diesem Anlass nicht ein Wort zu schreiben; er hätte doch wenigstens schreiben können: 2 + 1 = 3.“ (Dirichlet war einer der schreibefaulsten Menschen.)

Abraham M. B. war nun nahe am Termin seiner Abreise, er verkündete dieselbe schon ganz fest und bestimmt, da wurde ihm durch eine Schienbeinverletzung, gerade wie Felix bei seinem ersten englischen Aufenthalt, ein unangenehmer Strich durch die Rechnung gemacht. Der eigentlichen Veranlassung zu dieser, anfangs jedenfalls sehr unbedeutenden Wunde wusste er sich selbst nicht mehr zu entsinnen; durch Vernachlässigung wurde sie bedeutend; am 29sten Juli musste er dies nach Hause schreiben und so lag er fest und konnte erst am 25sten August London verlassen. Wieviel Aufmerksamkeit und Freundlichkeit ihm während dieses Krankenlagers wurde, mag er selbst erzählen.

Den 1. August.

„— — — Arrow Root, ächt ostindisch, einer meiner Commis hat es kürzlich aus Ostindien mitgebracht; Portwein, vierzig Jahre alt; jüngern desgleichen, ganz ohne Sprit, mein Bruder hat ihn zum eigenen Gebrauch aus Portugal verschrieben. Scottish Marmelade, aus Pomeranzen, mein Onkel Mc. Lero, ein schottischer Clanhäuptling, die halbe Insel My gehört ihm, hat sie in seinem Hause verfertigen lassen; Blumen, die schönsten, wohlriechendsten, feinsten, wie sie England nur darbietet, sie kommen aus unserm Garten, wir haben sie selbst gezogen; Kupferwerke, alte und neue, mir unbekannt und zum Theil sehr interessant. Wem verdanke ich seit vierzehn Tagen alles dies und persönlichen Besuch und tägliches Nachfragen? Doxat's? Ich habe noch Keinen von ihnen mit Augen gesehen oder von ihnen gehört. Goldschmidt's? O nein, denen verdanke ich mehr. Moscheles und seiner Frau? Nein, wahrhaftig nicht, denn was die für mich thun, lässt sich nicht so artikelweise zählen und bezeichnen, dafür muss ich mir erst einen Ausdruck erfühlen, ich kann sie mit trocknen Augen nicht von mir weggehen sehen. Aber Hanover Terrace, Regents-Park wohnen drei Schwestern,

unverheirathet, wahrscheinlich sehr reich, gewiss sehr vermögend, *highly fashionable*, verwandt mit den ersten Familien Schottland's und von Seiten ihrer Brüder verschwägert mit bedeutenden Familien Londons, mit irgend einem der gewesenen Könige wahrscheinlich näher verwandt als ich mit Schaul Wohl, einnächtigem König von Polen;*) die älteste von ihnen zeichnet und beschäftigt sich viel mit Bildern, von denen sie selbst mehreres besitzt; die zweite politisirt toryistisch, die dritte, jüngste, noch recht sehr angenehm hübsch, ist eine Enthusiastin, musikalisch und treibt Deutsch. Felix hatte sie früher gekannt, mir aber nie ein Wort von ihnen gesagt, und ich habe sie hinter seinem Rücken bei Moscheles kennen gelernt. Das Glück vergönnte mir, sie mir sehr zu verbinden. Nicht etwa dadurch, dass ich mit Miss Margaret über Gemälde sprach (es leben die Gemälde, sie haben mir stets Genuss und Glück gebracht), sondern wahrscheinlich mehr dadurch, dass ich ihnen erlaubte, mir den Eingang zu mehreren wichtigen und nicht Jedem zugänglichen Gallerien zu verschaffen, mich dazu selbst in ihrem Wagen abzuholen, dass ich mir gefallen liess, besondere Billete zu Ober- und Unterhaus von ihnen anzunehmen, und ausser mehreren solchen Herablassungen meinerseits auch die besonders, dass ich mir eine Party gefallen liess, zu welcher sie mich einluden. Diese fiel zufällig auf den Abend des Montags, an welchem zuerst mein Schienbein mitspielte; ich konnte die Schmerzen nicht ganz verbergen, und da ich nun krank wurde, schrieben die guten Damen die Verschlimmerung ihrer Soirée zu, und wussten nun nicht mehr, was sie alles thun konnten. Sie besuchten mich persönlich in den ersten Tagen, was ich ihnen

*) Im sechzehnten Jahrhundert soll, so wurde die Geschichte in der Mendelssohnschen Familie erzählt, einer ihrer Vorfahren, Rabbi Saul, bei einer der periodischen Vacanzen und Successionsstreitigkeiten der königlichen Republik Polen auf eine Nacht die polnische Krone getragen haben. Abends wählten sie ihn gegen eine anständige Erkenntlichkeit in baarem Gelde, und am anderen Morgen beeilten sie sich, ihn todtzuschlagen.

Etwas abweichend erzählt es W. Goldbaum in „Entlegene Kulturen". Berlin 1877. A. Hoffmann. Seite 296 ff.

kaum so hoch anrechne, als dass sie in ihrer Freundlichkeit nicht nachliessen, obschon ich sie seitdem nicht wieder vorliess!! — Wenn Du nun, liebe Lea, aus allen diesen folgende Schlüsse ziehst: erstens, ich werde ein *Fat*; zweitens, ich werde ein Säufer; drittens, ich werde besser, so habe ich's ad eins und zwei selbst schon gefürchtet und ad drei sind meine Aerzte seit gestern entschieden derselben Meinung. Am ruhigsten bin ich über das erste; der Knüppel liegt beim Hunde. Aber Wein werde ich in Berlin auch sehr trinken, denn das bekommt mir herrlich, und auch viel Fleisch essen. Sie sollen leben, Hensel!

Den 2ten. Mme. Moscheles, meine eigentliche, wohlthätige Fee, die mir heute schon ihren Morgenbesuch gemacht, die „Times" vorgelesen und ihren Abendbesuch angekündigt, hat mir aufgetragen, Dich bestens zu grüssen und Dir zu sagen, Du möchtest Nichts von allem Guten glauben, das ich Dir über sie schreibe; ich aber sage: Glaube Alles und setze Dir das Beste hinzu! Die lebhafte, sehr bequeme, aufmerksame, nie peinliche, graciöse Gutmüthigkeit, mit der alles Gute geschieht, wie nur Frauen sie haben können, und unter diesen vielleicht wieder mit besonderer Fertigkeit eine geborene Deutsche und gewordene Engländerin; das jüdische Blut *n'y gâte rien. E con tutto ciò* fängt mir die Geduld an, zu reissen, und ich freue mich kaum mehr so sehr über alles Gute, das ich erfahre, als ich mich darüber gräme, es Andern als Euch verdanken zu müssen.

Es wird Dich vielleicht amüsiren zu hören, dass mir die eine der Misses Alexander, die Bilderliebende, nachdem ich ihr einmal viel von Dir erzählt hatte, sagte, sie sei überzeugt, Du müsstest einer Raphael'schen Madonna ähnlich sehn. So geschmeichelt ich mich von diesem Resultate meiner Schilderung fühlte und so gewiss Du mir, unbeschadet meiner Liebschaft mit der Jardinière zehntausend Mal mehr gesagt hast und lieber warst als alle Raphael'sche Madonnen zusammen, so wollte ich mich doch dieses jesuitischen Behelfs nicht bedienen und sagte ihr offen, ihre Phantasie sei wohl zu weit gegangen, und dass, was die linearische Schönheit des Gesichts betrifft, Dein wirk-

lich vorhandenes sich mit der wohlfeilen Schönheit eines Gemalten nicht zusammen stellen liesse. Das wollte aber jene weder verstehen noch zugeben und liess erst nach langem Hin- und Herreden sich gefallen, zu behaupten, dass, wenn also keiner Raphael'schen, Du doch gewiss einer Guido'schen Madonna glichest, wobei es denn auch blieb. Ich freute mich, besser zu wissen, wie es eigentlich sich verhielte und wie wenig mir mit einer gemalten Madonna oder Venus (wenn zu Letzterer selbst Mme. B. gesessen) wäre geholfen gewesen. Gestern, als die drei Damen, welche mit denen aus der Zauberflöte nicht allein das schwarze Kostüm, sondern auch das gemein haben, dass stets jede von ihnen eine eigene Gabe bringt, mich wieder besuchten, kam diese Sache abermals zur Sprache und Felix' Buch mit den Zeichnungen von Hensel zum Vorschein. Obschon nun Letzterer, als wirklicher Schwiegersohn und Ehemann Fanny's, in diesem Buch Dir und mir nicht im Mindesten geschmeichelt hat, so wollte oder konnte er doch die Lebhaftigkeit Deiner Augen nicht überbieten, wie er es sonst unfehlbar thut, und ihrer bemächtigte sich nun Miss Margaret, um mir zu beweisen, sie habe sich nicht geirrt. Ich gab mich überwunden und konnte ganz im Stillen Dich, als ich mein Bild wieder ansah, zugleich bedauern und dankbar anbeten, dass Du eine so unwürdige und unpassende Wahl gethan. Maria hat es besser verstanden, die hat sich zu den Engeln gehalten.

Den 9. August.

„— — Ich schreibe wieder in meinem alten Zimmer, und bin die Treppe hinunter ohne Schwierigkeit und Anstrengung gegangen und hoffe auf ein nahes Ende dieses *Intermezzo semi serio.* Bei sogleich vorgenommener Untersuchung eines Wandspinds fanden sich darin: ein halber Pudding, ein Pye, eine sehr grosse schöne Weintraube, Geschenk meiner Wirthin, sechs Töpfe Scotch Marmelade und ein Topf Eingemachtes (Misses Alexander), zwei Tüten, was wir Kaffeebrod nennen (Mme. Moscheles), einige *Tops and Bottoms* (Zwiebacke), ein gebratenes Huhn von gestern (Mme. Goldschmidt), eine Flasche köstlichen Portwein *without brandy* (Misses Alexander) und eine

dito vortrefflichen Claret (Mme. Goldschmidt), woraus hervorgeht, dass hier einige Menschen Hungers sterben, andere nicht; ernsthaft aber genommen, dass, wenn die beiden grössten Uebel, welche die Menschen betreffen können, Armuth und Krankheit, wie es in der Regel geschieht, sich vereinigen, der Zustand schauderhaft und gränzenlos elend sein muss. Ich hoffe, dass diese Betrachtung, welche sich mir in grösster Lebendigkeit während der ganzen letzten Zeit aufgedrängt hat, als ich erfuhr, dass vor einigen Tagen die Frau und zwei Kinder eines irländischen Arbeiters hier Hungers gestorben, während mir, dem Fremden, von allen Seiten das Angenehmste und Erfreulichste widerfuhr, nicht unfruchtbar wieder vergessen werden wird.*) Nächst Gott und vor meinen Aerzten bin ich meine Genesung dem schuldig, dem ich am liebsten etwas schuldig bin, wenn ich mich getrennt von Euch befinde. Ich kann nicht sagen, was Felix an mir gethan, ich kann nicht sagen, welchen Schatz von Liebe, Geduld, Ausdauer, Ernst und Freundlichkeit und zärtlichster Sorgfalt er gezeigt, und so unendlich viel ich ihm auch mittelbar schuldig geworden durch die tausend Freundlichkeiten und Annehmlichkeiten, die mir von Anderen seinetwegen geworden, so kam das Beste doch von ihm selbst und mein bester Dank gilt ihm."

Der Zufall wollte es, dass zur selben Zeit ein junger, der Familie bekannter Engländer an einer Knieverletzung in Berlin krank darniederlag. Da ist denn Abraham natürlich dringend in seinen Wünschen, demselben möchte von Lea alles geschehen, was seine Lage angenehm machen könnte, sowohl durch materielle Genüsse, als auch, und darauf dringt er hauptsächlich, durch ihren Besuch. Der Brief schliesst: „Doch was rede ich viel? Du bist ja am Ende Du und die Tochter Deiner Mutter. Wohlthätigkeit und Vorsorglichkeit ist ja Eure angestammte Tugend und was ich wünsche, ist gewiss Alles schon geschehen, vielleicht bis auf den Besuch, weil das in Berlin

*) Nach der Rückkehr machte Abraham M. B. in einem Berliner Krankenhause eine Stiftung zur unentgeltlichen Verpflegung eines Kranken.

nicht üblich ist, setze Dich aber darüber hinweg und sei gewiss, Du thust ein edles Werk."

Und so war denn endlich die Erlösungsstunde da. Abraham machte sich zur Abreise fertig, Felix wollte ihn noch auf einige Tage nach Berlin begleiten, ehe er seine Stelle in Düsseldorf antrat; sie beschlossen aber, daraus eine Ueberraschung für die Familie zu machen und so schrieb denn Abraham in seinem letzten Brief von London: „Ich habe die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht, der in Kurzem nach dem Norden von Deutschland reisen und sich einige Tage in Berlin aufhalten will; er gefällt mir ungemein wohl und wenn er sich in der nächsten Zeit bewährt, so werde ich ihm vorschlagen, die Reise gemeinschaftlich zu machen; er hat ein hübsches musikalisches Talent und wird Euch auch gewiss behagen, und wenn ich bedenke, welch' lebhaftes Interesse Du, Frau, an Mr. Lechat genommen (es war fast mehr ein schwesterliches als ein mütterliches) und wie Du noch ganz kürzlich Klingemann als den Schönsten angeschrieben hast und wie sehr eine neue musikalische Bekanntschaft Dich, Fanny, in Anspruch nehmen wird, so finde ich es fast zu uninteressirt und kühn von mir und muss Sie, lieber Hensel, um Entschuldigung bitten, dass ich ihn in's Haus bringe; ich habe mir schon ausgedacht, ihn am Thor in eine Droschke hinein zu komplimentiren, um nicht gleich im ersten Moment ein getheiltes Interesse zu finden. Zum Glück wird die ganze Geschichte nicht lange dauern und er wohl bald weiter reisen, und lasst Ihr mich wegen eines jungen Künstlers im Stich, so lasse ich Euch Alle wegen des noch jüngern Sebastian laufen, von dem alles, was Ihr meldet, mich rührt und freut und mir eine wahre Sehnsucht giebt, ihn wiederzusehn. — Ich bemerke eben, dass ich vergessen habe, meine neue Bekanntschaft bei Namen zu nennen: der junge Mann heisst Alphonse Lovie, ist eigentlich Maler seines Zeichens und macht besonders Portraits mit der Feder, in einer eigenthümlichen Manier Unglaubliches leistend. Ich habe ihn heute wieder gesehen und denke, wir werden Reisegefährten."

Und so, während die Berliner sich den Kopf zerbrachen,

wer wohl dieser Alphonse Lovie sein möchte, zu dem der Vater eine so plötzliche, bei ihm nicht gewöhnliche Zuneigung gefasst hatte, und Fanny unmuthig in ihrem Tagebuche ihre getäuschte Hoffnung, Felix wiederzusehen, niederschrieb und nicht begriff, was ihn in England noch länger zurückhalten könne, eilten Abraham und Mr. Lovie, *alias* Felix Mendelssohn, über den Canal und nach kurzem Aufenthalt in Horchheim nach Berlin. Die Ueberraschung war vollkommen gelungen, Felix verlebte wieder einige äusserst vergnügte Tage mit der Familie und ging dann nach Düsseldorf, wo wir ihn vorläufig verlassen, um die Verhältnisse der Familie in Berlin weiter zu verfolgen.

Auch der jüngste Sohn, Paul, schied aus dem elterlichen Hause, ging am 4. Mai 1831 als Kaufmann nach London und wurde hier mit offenen Armen von Klingemann aufgenommen. Dieser schrieb an Paul über den Zeitpunkt seiner Ankunft in London: „Uebrigens kommst Du zur guten Stunde nach England, noch mitten in die Reform-Bill herein — glücklicher darin, wie Felix mit der Katholiken-Emancipation, die war seit vierzehn Tagen vorbei und vergessen, er aber, der Unschuldige, sah sich noch in allen Ecken nach ihr um und war ganz verwundert über ihre Unsichtbarkeit. Wärst Du z. B. etwa vorgestern gekommen, wo die hiesige Volksstimme zu Nutz und Frommen der Oel- und Talg-Branchen als Illumination laut wurde, so hätte man Dir Deine unwissend-dunklen Fenster sehr eingeschmissen, und Du hättest den folgenden Tag wenigstens an etwas Freies, nämlich an freie Luft glauben müssen — nebenbei hättest Du das sonderbare Brausen einer imposanten Volksmasse vernommen, die durch die Strassen fuhr, wie eine Windsbraut, und die Respekt einflösste, eben weil sie nicht respektabel war. Ich habe grosse Lust, hier Einiges politisch aufzuschneiden, damit sie Dich zu Haus, im Glauben, Du steigest in einen wahren mörderischen Revolutions-Krater hinab, zu guter Letzt noch recht hätscheln und verziehn — doch ich glaube, es thut nicht Noth, es sind gute und liebende Leute, die Deinigen.“ —

Für das letzte der Kinder, Rebecka, war ebenfalls die

Zeit gekommen, wo sie sich einen eignen Lebensweg suchen sollte. Sie war weniger musikalisch als die älteren Geschwister, aber die Schärfe ihres Verstandes, ihr Geist und ihr sprudelnder Witz zeichneten sie vor Allen aus.

Sobald die Verlobung von Fanny ein offenes Geheimniss war, wendeten sich alle Huldigungen der jüngeren Schwester zu und es fehlte ihr nicht an Bewerbern. Es waren unter diesen Männer, hervorragend an Geist und Talent. Zu keinem konnte Rebecka eine entschiedene Neigung fassen, bis der schon in einem Brief Fanny's an Klingemann*) erwähnte Professor Dirichlet den Kampfplatz betrat und den Sieg über seine Mitbewerber davontrug.

---

*) Siehe Seite 187.

Gustav Peter Lejeune Dirichlet.

Gustav Peter Lejeune Dirichlet wurde im Jahr 1805 den 13. Februar in Düren, einem Städtchen zwischen Köln und Aachen, geboren, woselbst sein Vater Post-Direktor war. Dieser, ein sanfter, gefälliger und liebenswürdiger Mann, und die Mutter, eine geistvolle, gebildete Frau, gaben dem von der Natur ungewöhnlich beanlagten Knaben eine sorgfältige Erziehung, obgleich ihnen dies wohl manchmal schwer genug werden musste, da sie, keineswegs wohlhabend, nur reich an Kindern waren, von denen sie eilf hatten. Schon in sehr frühem Alter zeigte sich bei ihm eine seltene Begabung und Vorliebe für die Mathematik. Noch nicht zwölf Jahr alt, verwendete er sein Taschengeld zum Ankauf mathematischer Bücher, mit deren Studium er seine ganze freie Zeit und namentlich die Abende zubrachte. Wenn man ihm das auszureden versuchte und ihm einwendete, er könne sie ja doch nicht verstehen, so gab er zur Antwort: „Ich lese sie so lange, bis ich sie verstehe.“ Seine Eltern wünschten einen Kaufmann aus ihm zu machen, indessen gaben sie den inständigen Bitten des Knaben, der dagegen einen entschiedenen Widerwillen und den ebenso entschiedenen Wunsch zum Studiren zeigte, nach und schickten ihn vorerst im Jahr 1817 nach Bonn auf's Gymnasium. So kam er als zwölfjähriger Knabe aus dem elterlichen Hause, das er von da ab immer nur vorübergehend wieder betreten hat.

In Bonn blieb er zwei Jahre rastlos fleissig, vornämlich in der Mathematik und Geschichte. Vor allen andern geschichtlichen Begebenheiten hat ihn schon damals und zeitlebens die französische Geschichte am meisten interessirt, und er war ein genauer Kenner der ganzen betreffenden Litteratur. Das hing theils mit den Erzählungen seiner Eltern, die das grosse Drama zum Theil sogar als französische Unterthanen miterlebt hatten, theils mit seinen eigenen, sogleich zu erzählenden Erlebnissen zusammen, am meisten aber leitete ihn auf das Studium dieser Zeit seine entschieden freie, bis an sein Lebensende bethätigte Gesinnung, die ihn in der Revolution den Anfangspunkt aller freieren Regungen auf dem Kontinent erkennen und lieben liess. — Nach zwei Jahren kam er auf das Jesuiten-Gymnasium in Köln (er war Katholik) und hatte hier das Glück, zum Lehrer der Mathematik den nachmals durch die Entdeckung des nach ihm benannten Gesetzes des electrischen Leitungswiderstandes berühmt gewordenen Georg Simon Ohm zu bekommen. Durch dessen Unterricht und fleissiges Selbststudium mathematischer Bücher machte Dirichlet in seiner Lieblingswissenschaft bedeutende Fortschritte. Im Jahr 1821, sechszehn Jahr alt, verliess er die Schule mit dem Abgangszeugniss für die Universität. Der Kaufmannsplan war von den Eltern aufgegeben, jetzt aber baten sie den Sohn dringend, wenigstens ein Studium zu wählen, das grössere Aussicht auf praktisches Fortkommen in der Welt böte, z. B. die Jurisprudenz. Indess auch diesmal gelang es Dirichlet, durch die bescheidene aber feste Erklärung, er werde sich fügen, aber die Nächte wenigstens der Mathematik widmen, wenn er auch bei Tage einem „Brodstudium“ obliegen müsse, die eben so vernünftigen als zärtlichen Eltern umzustimmen und er erhielt die Einwilligung, Mathematiker zu werden.

Wo aber war dazu Gelegenheit? Das Studium der Mathematik in Deutschland lag damals arg darnieder. Die Vorlesungen erhoben sich nur selten über den Gesichtskreis der Elementar-Mathematik, die Docenten boten eine Speise, die dem Geiste Dirichlet's nicht zusagen konnte; von wirklich bedeutenden Namen gab es nur den einen Gauss. Dieser aber hatte

durchaus nicht die Gabe des Mittheilens; es kam ihm nur darauf an, für sich klar zu werden über ein Problem; war dies geschehen, so war die Sache für ihn abgemacht. Es soll mehr als einmal vorgekommen sein, dass Mathematiker mit einer eben vollendeten Entdeckung zu ihm kamen, ihn um seine Meinung zu fragen und dass er ihnen dann antwortete: „Ja, ja, das ist ganz richtig, das habe ich vor zehn Jahren schon ausgearbeitet; ziehen Sie mal das Schubfach da auf“ — und dann zeigte sich den erstaunten Blicken des Besuchers auf vergilbtem, altem Papier seine neue Entdeckung, gewöhnlich allerdings in weit prägnanterer, besserer Form fix und fertig. In dieser sich selbst genügenden Abgeschlossenheit war nun aber Gauss nichts weniger als ein guter Docent. Dagegen stand damals in Frankreich d. h. in Paris (denn auch in diesem Zweige menschlicher Thätigkeit bestätigte sich was Felix schrieb, dass Paris Frankreich ist) die Mathematik in vollster Blüthe; und Namen wie Laplace, Legendre, Fourier, Poisson und Cauchy glänzten als helle Sterne an ihrem Himmel. Paris also erkannte Dirichlet als den Ort, wo für seine mathematischen Studien der grösste Gewinn zu hoffen war; und die Eltern, welche aus der „Franzosenzeit“ her noch gute Freunde in Paris hatten, willigten in seinen Wunsch ein, dorthin zu gehn. Im Mai 1822 bezog er diese Hochschule der Mathematik. —

Sein Leben war hier anfangs höchst einfach, sogar dürftig, denn die ihm zu Gebote stehenden Mittel waren nur sehr gering, sein Umgang ein beschränkter. Aber er erinnerte sich dieser Zeit mit dem grössten Vergnügen, wo er zum ersten Mal mit vollen Zügen aus dem Quell des Wissens trinken durfte und die Entbehrungen, denen er sich in Nahrung, Kleidung und Wohnung unterwerfen musste, erhöhten — wenigstens in der Erinnerung — den Reiz. Ein Versuch, den er machte, neben den Vorlesungen am *Collège de France* und an der *Faculté des Sciences* auch denen an der *École polytechnique* beizuwohnen, scheiterte daran, dass der preussische Geschäftsträger in Paris ohne besondere Autorisation des Ministers von Altenstein es nicht übernehmen wollte, die Erlaubniss beim französischen Ministerium auszuwirken!!! Welche Verbindungen aber hätte der siebzehn-

jährige Student aus der kleinen rheinischen Provinzialstadt gehabt, diese Autorisation zu erwirken?

Bald aber sollte in seinem stillen Leben ein grosser Umschwung eintreten: der General Foy, ein geistreicher, hochgebildeter Mann, ein Haupt der Opposition in der Deputirtenkammer und einer ihrer berühmtesten Redner, mit einer glänzenden militärischen Vergangenheit, suchte einen Lehrer für seine Kinder, der dieselben hauptsächlich in deutscher Sprache und Litteratur unterrichten sollte, und durch die Vermittelung eines alten Kriegsgefährten von Foy und Hausfreundes von Dirichlet's Eltern, Larchet de Chamont, bekam Dirichlet, der gleich bei der ersten Zusammenkunft einen höchst günstigen Eindruck auf Foy machte, diese Stelle, mit einem anständigen Gehalt und so geringen Verpflichtungen, dass ihm ausreichende Zeit zur Fortsetzung seiner Privatstudien blieb. Merkwürdigerweise ist Foy der dritte französische General (von Sebastiani und Davoust ist in Henriette's Geschichte dasselbe berichtet worden), dem deutsche Bildung so begehrungswerth vorgekommen war, dass er sie seinen Kindern auf jeden Fall sichern wollte; hier aber war die Verpflichtung eine gegenseitige; denn Dirichlet wurde bleibend und bestimmend beeinflusst durch das Beispiel eines thatkräftigen, edlen und feingebildeten Mannes, das er in Foy vor sich hatte, und durch den herzlichen und zwanglosen Umgang mit der Generalin, die ihre lange vernachlässigten deutschen Studien bei ihm wieder aufnahm und ihm dafür seine Germanismen im Französischen austrieb. Von grosser Bedeutung für sein ganzes Leben war es auch, dass das Haus des Generals, welches ein Vereinigungspunkt der ersten Notabilitäten in Kunst und Wissenschaft der Hauptstadt Frankreichs war und in welchem von den angesehensten Kammermitgliedern die grossen politischen Fragen verhandelt wurden, die zunächst zu der Julirevolution 1830 führten, ihm zuerst Gelegenheit gab, das Leben in grossartigem Massstabe zu sehen und sich daran zu betheiligen. Eine nette Stelle findet sich in einem Klingemann'schen Brief, aus der man ein sehr lebendiges Bild von Dirichlet im Foy'schen Hause bekommt, er schreibt 1sten März 1833 an Rebecka: „Es ist ein Unglück,

dass ich Ihren Gemahl und Ehe-Voigt nicht kenne — was hilft's, wenn wir uns Jahrelang durch die besten Autoritäten die schönsten Sachen sagen lassen (ich lasse ihn z. B. jetzt auf's herzlichste und verbindlichste durch seine eigene Frau grüssen) — man bleibt sich immer ungreifbar und ein dürrer Begriff bis man sich sieht und spricht. Nicht einmal durch unsere Werke lernen wir uns kennen, er nicht, weil ich keine schreibe, ich nicht, weil ich die seinigen nicht verstehe. Gott! Wenn Sie wüssten, was für einen gränzenlosen Respekt ich vor Mathematik im Allgemeinen und vor Algebra im Speziellen habe, schon aus dem Grunde, dass ich so garnichts davon verstehe, so fühlten Sie, wie ich schon vor Ihnen zittere, geschweige denn vor dem Professor selber! — Das Greifbarste von Letzterem hörte ich, wie ich das letzte Mal in Paris war, von der Generalin Foy, die von ihm sprach, d. h. ihn lobte und erzählte, wie er Tagelang, auf einem kleinen Ofen sitzend, bald die Kinder unterrichtet, bald weiterstudirt habe." — Diese Vorstellung des ausserordentlich grossen, dünnen jungen Menschen auf dem eisernen Oefchen sitzend und Mathematik studirend, während der Unterricht der Kinder ihm Zeit lässt, hat etwas komisch Rührendes und so ungemein Deutsches.

Und ein Deutscher blieb Dirichlet doch, trotz aller Vorliebe für Frankreich, trotz alles Glanzes und aller Annehmlichkeiten, welche er vom Pariser Leben in so hohem Grade kennen lernte. Nachdem er durch seine erste der Oeffentlichkeit übergebene Schrift, welche in der Pariser Akademie vorgelesen und in die Sammlung der Denkschriften auswärtiger Gelehrter aufgenommen wurde, einen glänzenden Erfolg errungen und sich den Ruf eines ausgezeichneten Mathematikers mit einem Schlage erworben hatte, wurde er mit Alexander von Humboldt, der damals in Paris lebte, bekannt, der ihn schon früher von General Foy als ausgezeichneten Gelehrten hatte rühmen hören, aber auf dieses Lob, als aus dem Munde eines Laien kommend, nicht viel gegeben hatte. Indess die Erstlingsarbeit Dirichlet's überzeugte ihn; Humboldt empfing den jungen Mann mit ausnehmender Freundlichkeit und es wurde zwischen Beiden eine stets wachsende und bis zum Tode unveränderte Freundschaft

geschlossen. Gleich bei der ersten Zusammenkunft theilte ihm Dirichlet seine Absicht mit, später nach Deutschland zurückzukehren; Humboldt bestärkte ihn darin, indem er ihm versicherte, bei der geringen Anzahl guter Mathematiker könne es ihm nicht fehlen, sobald er es wünsche, eine angemessene Stellung zu finden. Durch den im November 1825 erfolgten Tod Foy's und den Einfluss Humboldt's, der bald nachher Paris verliess, wurde Dirichlet's Entschluss, die Rückkehr in's Vaterland, zur Reife gebracht. Mit der „angemessenen Stellung", die Humboldt als so leicht erreichbar dargestellt hatte, sah es indessen traurig aus. Kurz vorher hatten die jahrelang fortgesetzten Unterhandlungen mit Gauss über seine Anstellung in Berlin abgebrochen werden müssen, weil es an einigen hundert Thalern fehlte, es war also nicht anzunehmen, da man sich die erste deutsche mathematische Berühmtheit einer solchen Lappalie wegen hatte entgehen lassen, dass man dem noch nicht einundzwanzigjährigen Dirichlet besonders glänzende Anerbietungen machen würde. Und wirklich gehörte die ganze unermüdliche Thätigkeit und der grosse Einfluss Humboldt's, der die angesehensten Mitglieder der Berliner Akademie bewog, die Sache auch zu der ihrigen zu machen, es gehörte eine dringende Befürwortung durch Gauss dazu, um für Dirichlet als fixes Gehalt — vierhundert Thaler zu erlangen, damit er sich in Breslau als Privatdocent habilitiren möge. Indessen Dirichlet, der von jeher und bis an sein Lebensende fast ganz bedürfnisslos war, ging darauf ein, in der Hoffnung, seiner eigenen Tüchtigkeit und Humboldt's Freundschaft werde es mit der Zeit gelingen, ihm eine angemessene Lage zu verschaffen. In Breslau fühlte sich Dirichlet nicht behaglich; die Universitätsverhältnisse müssen damals ziemlich zopfig gewesen sein — z. B. erregte es bei einigen Kollegen grosse Missstimmung, dass er von der öffentlichen lateinischen Disputation befreit wurde — die Studirenden konnten sich an seine Lehrweise nicht gewöhnen; er seinerseits mochte sich um das stark grassirende Coteriewesen nicht kümmern und so kam er während der drei Semester, die er dort blieb, nie zu jener lokalen oder provinziellen Berühmtheit, die in beschränkteren Kreisen

wirksamer ist, als die allgemeine Anerkennung von Seiten der ersten Männer der Wissenschaft. Diese aber wurde ihm in vollem Masse: Ueber eine in dieser Zeit erschienene Abhandlung Dirichlet's schrieb Bessel an Humboldt: „Wer hätte gedacht, dass es dem Genie gelingen werde, etwas so schwer Scheinendes auf so einfache Betrachtungen zurückzuführen; es könnte der Name Lagrange über der Abhandlung stehen und Niemand würde die Unrichtigkeit bemerken." — Fourier aber beschwor Dirichlet selbst, und suchte auch durch Larchet de Chamont auf ihn zu wirken, dass er wieder nach Paris zurückkehren möchte, weil er dazu berufen sei, an der dortigen Akademie bald eine der ersten Stellen einzunehmen.

Indess er zog eine noch so bescheidene Thätigkeit in der Heimath, wenn sie ihm nur eben zu leben gestattete, vor. Da um diese Zeit die mathematische Lehrstelle an der allgemeinen Kriegsschule in Berlin frei wurde, benutzte Humboldt die Gelegenheit, Dirichlet dem General Radowitz zu empfehlen. Dieser aber und der Kriegsminister konnten sich nicht entschliessen, ihm die Stelle definitiv zu übertragen, „weil er zu jung sei, um den Officieren als Lehrer vorgestellt zu werden." Indessen um sie interimistisch zu verwalten schien er alt genug zu sein und so erhielt er denn von Altenstein vorläufig auf ein Jahr Urlaub und übernahm den Unterricht an der Kriegsschule im Herbst 1828, den er von da ab bis zu seiner Uebersiedelung nach Göttingen im Jahre 1855 ununterbrochen gehalten hat. So angenehm ihm in den ersten Jahren der Umgang mit den ihm gleichaltrigen Officieren war, so drückend wurde ihm später, als er sich an der Universität einen grossen Kreis von Zuhörern gebildet hatte, die ihm mit lebendigem, wissenschaftlichem Interesse in die höchsten Gebiete der Mathematik zu folgen willig und befähigt waren, dieses Verhältniss zu den „Kriegsschülern", die die Vorlesungen nur aus Zwang, als zu absolvirendes Pensum, besuchten und an denen er selten wirkliches Verständniss und Lust und Liebe zur Sache entdeckte. So war es auch die Kriegsschule, welche zuerst ihn nach Berlin geführt hatte, die ihn nach siebenundzwanzig Jahren von da wieder vertrieb.

Bald nach seiner Ankunft in Berlin habilitirte er sich auch wieder als Privatdocent an der dortigen Universität, da er, obgleich in Breslau schon Professor geworden, als Professor einer fremden Universität in Berlin nicht Vorlesungen halten durfte und erst im Jahre 1831 wurde er definitiv als ausserordentlicher Professor an die Berliner Universität versetzt. Merkwürdigerweise war es derselbe Humboldt, der auf die Gestaltung von Dirichlet's äusseren Lebensschicksalen so bedeutenden Einfluss gehabt hat, der ihn auch in das Mendelssohn'sche Haus einführte und dadurch mittelbar auch bestimmend auf eine andere Seite seines Lebens einwirkte.

Dirichlet interessirte sich von Anfang an lebhaft für Rebecka und seine Neigung blieb nicht unerwidert; indess fand er längere Zeit Widerstand bei den Eltern, die andere Bewerber lieber sehen mochten und von dem Ernst und der Nachhaltigkeit seiner Liebe nicht vollkommen überzeugt waren.

Schliesslich gelang es aber namentlich durch die Bemühungen von Hensel und Fanny, sie umzustimmen, und die Verlobung fand am 5ten November 1831, die Verheirathung im Mai 1832 statt. Auch Dirichlet's bezogen eine Wohnung im Hause der Eltern, und so hatten diese das Glück, wenigstens die Töchter in unmittelbarster Nähe zu behalten. Am 2ten Juli 1833 wurde Dirichlets das älteste Kind, Walter, geboren.

Das Jahr 1834 brachte neue Veränderungen: Paul war von seinem auswärtigen Aufenthalt zurückgekehrt und Anfangs des Jahres bei dem alten Handlungshaus Mendelssohn & Co., dem damals Joseph und dessen Sohn Alexander vorstanden, eingetreten. Später wurde er Associé des Geschäfts und verheirathete sich mit Albertine Heine, die schon längere Zeit dem Freundeskreise angehört hatte.

Den September 1834 brachte Felix in Berlin zu. Sein Verhältniss zum Vater wurde immer inniger und steigerte sich Seitens Felix' zu wahrer Anbetung. Und Abraham verdiente diese in vollstem Masse. Durch die Jahre war seine früher etwas harte und strenge Natur immer weicher, milder, harmonischer geworden. Leider machte sich auch Schwäche des

Alters fühlbar. Schon auf der englischen Reise war seine Kurzsichtigkeit ihm recht störend; jetzt entwickelte sich mit grosser Schnelligkeit der Staar, und bald konnte er kaum noch einen Schimmer sehn. Er trug dies Unglück mit unglaublicher Ruhe und Resignation und fühlte die grösste Dankbarkeit gegen die Töchter, die abwechselnd ihm vorlasen und für ihn schrieben. Im Jahr 1835 sollte es zur Operation kommen. Zu den eigenen Kindern wurde sein Verhältniss immer mehr das des erprobten Freundes, und namentlich für Felix wurde er der liebende, aber unbestechliche Berather jedes Schrittes.

Das Jahr 1835.

Im Frühling fand das Musikfest in Köln unter Felix' Direktion statt. Diesmal machten sich die Eltern, Dirichlet's und Hensel's dazu auf. Das Fest nahm seinen gewohnten frohen Verlauf, Felix begleitete seine Eltern nach Berlin zurück, von wo Lea an Rebecka, die nach Ostende weiter gereist war, schreibt:

„*Une douce sympathie règne entre nous, chère enfant!*" Wir reisten den 1sten ab und kamen beiderseits den 8ten an. Durch Felix wirst Du erfahren, dass Lea in Abrahams Schooss wohlbehalten sass, denn er schreibt Dir von allen Orten mit wahrer Pietät. Dass er aber eine leibhaftige, nur noch veredelte, gesteigerte, liebenswürdigere Krankenpflegerin ist, wird Dir seine Bescheidenheit verhehlt haben. Ich durfte im eigentlichen Sinne nicht hart treten, was bei manchen Wirthshaustreppen und Schwellen schwer zu vermeiden ist. „Er hat zu Allem Geschick", sagte R. einst bei andrer Gelegenheit. Ja, fast zu sorgsam pflegte und hätschelte er mich auf der Reise und hielt mich ungefähr wie eine Passalaqua'sche Mumie.*) Nur lachen und spassen durfte ich, wozu sein angenehmes Gespräch mir genug Gelegenheit gab. Sonst ward jede Agitation so gewissenhaft vermieden, dass selbst der Herkules in Wilhelms-

*) Passalaqua war der damalige Direktor der ägyptischen Sammlung des Berliner Museums.

höhe als ein zu aufregender Mann verboten wurde, obgleich es meinem Herzen gewiss mehr schadete, umsonst nach ihm zu schmachten, als mich ihm in die Arme zu werfen. Eine halbe Meile von Kassel sahen wir ihn emporragen, und Marie fragte mich Abends: „Ist denn Herkules ein bedeutender Mann?“ Ich fand das so schön, dass ich vor Lachen nicht antworten konnte. —

Ich rathe Dir, lass Deine Mine bei dieser für sie so günstigen Gelegenheit die edle Kochkunst lernen, am Rhein so wissenschaftlich, grossartig, mannigfach geübt! Auf der Reise in unsere *poor country* streift man mit jeder Station eine süsse Gewohnheit, eine edle Bequemlichkeit nach der andern ab. O Albrecht der Bär, Du solltest, gelindest geredet, der Esel heissen!

Ich hoffe, unsre abgeschmackte Rebellion vom 3ten August und folgenden Tage soll Dich, mit belgischen Lügen gespickt, nicht mehr afficirt haben als uns. Das schönste Resultat ist folgende Poesie der Strassenjungen:

Heil Dir im Siegerkranz,
Heut' bleibt keene Scheibe janz.

Es ist leider viel unschuldig Blut geflossen, denn obschon die Staatszeitungsdarstellung wahr gewesen, dass die mit Steinen geworfenen Soldaten nicht geschossen, so haben sie, was mit Stillschweigen übergangen, gehauen und Dieffenbach allein hat von drei gefährlich Zugerichteten gesprochen, die er unter Händen gehabt. Wieviel es im Ganzen waren und ob's auch Todte gegeben, weiss man durchaus nicht officiell, nach unserm schönen Princip, nichts der Art zu veröffentlichen, und so hat Fama gut Spiel und nimmt ihr loses Maul desto voller. Es soll Jemand dem Könige das Pariser Mittel, Aufläufe durch Spritzen zu zerstreuen, vorgeschlagen und er gesagt haben: „werden gewiss nicht in gutem Zustand sein.“ Ich finde das sehr komisch.

Zwei Tagereisen von hier bat ich Felix, nur den zehnten Theil seiner Liebenswürdigkeit für Berlin einzupökeln. Ich merke auch, dass er sich alle Mühe giebt, aber so recht geht's

ihm nicht von Herzen, ja es ist nicht übertrieben von mir, wenn ich behaupte, sogar seine Physiognomie hat sich verändert, und er sieht gar nicht so hübsch und lebhaft aus, als am Rhein. Schadow und Hildebrand, die ihn seines mobilen Ausdrucks wegen so unsäglich schwer zu malen finden, werden's begreifen. Er thut indess was er kann; ich rechne ihm jeden Tag längeren Hierbleibens auf einem Blättchen meines Herzens an. Zum Glück arbeitet er am Paulus und zwar sehr fleissig und gern; den ersten Theil kopirt er und ändert bei dieser neuen Durchsicht, wie Du es an ihm kennst, wenn er über seine Sachen kalt geworden. Einmal hat er uns himmlisch vorgespielt, auf dem dürren, klapperigen, alten Broadwood, aus dem er Klang, Ton, Gesang, Zartheit und Kraft zu ziehen wusste. Ich glaube, es galt Louis Heidemann, der selbst jetzt so gut spielt. Du weisst, zwei hörende Ohren können ihn begeistern. Dass ich ihn etwas anerkenne — ist Dir nicht neu. Gott segne ihn! Den Tag seiner Abreise hat er noch nicht bestimmt, auch das dank' ich ihm; muss man die Stunden so zählen, scheint das Verfliegen derselben noch schneller und sündlicher; man wirft sich vor, jede Minute nicht noch sorgsamer benutzt zu haben."

Nach dem Musikfest reisten Hensel's nach Paris. Das Urtheil über die französischen Malerverhältnisse spricht Fanny in einem Brief an ihren Vater so aus:

„10. Juli 35. — — Lieber Vater, Du scheinst doch einige Furcht zu verrathen, dass Hensel nicht mit völliger Gerechtigkeit gegen Paris verfahren würde; ich dächte, die Absicht ginge schon hinlänglich aus dem Entschluss hervor, die Reise nur zu unternehmen, denn es wäre ja eine wahre Stupidität, so viel Geld, Zeit und Kräfte aufzuwenden, nur um nachher sagen zu können: *ce n'est que cela?* Er sieht und hört mit der grössten Unbefangenheit und, wie immer, mit dem Wunsch zu lernen. Dass er nicht Alles loben und billigen kann, versteht sich von selbst, und dass wir über einzelne Punkte Streit bekommen werden, glaube ich auch. Indessen wirst Du im Ganzen zufrieden sein mit der Art, wie er gesehen und seine Zeit angewandt hat. So angestrengt wie in der ersten

Zeit darf er nun nach seinem Krankheitsanfall nicht mehr umherlaufen und ich sehe schon heute ein, dass wir manches Interessante werden ungesehen oder halbgesehen lassen müssen, da es uns an Geld und Zeit fehlt, länger hier zu bleiben als einen Monat.

Hier zu leben kann ich kaum wünschenswerth finden, nach allem, was wir von den Künstlern selbst hören, denn wenn auch freilich die Aufträge mitunter kolossal sind, so ist auch die Masse der Intriguen, Hindernisse und Schlechtigkeiten, die sie erdulden müssen, in gleichem Masse kolossal, und die Art, wie die Reputationen, die das Publikum früher selbst geschaffen hat, später unter die Füsse getreten werden, wirklich unleidlich anzusehen. Wir haben seit den vierzehn Tagen unseres Aufenthalts zwei eklatante Beispiele davon gesehen; es ist nur eine Stimme darüber, dass eine solche Behandlung Gros in die Seine geführt hat und Delaroche ist in solcher Verzweiflung über die grenzenlose Perfidie, mit der man ihm seinen Auftrag wieder genommen hat (die Ausschmückung einer Kirche mit Fresken), dass ich mich kaum wundern würde, wenn er denselben Weg ginge. Aber sehr gern würde Hensel einmal ein Jahr hier sein, ein Bild hier malen und das Museum studiren, alle Künstler, die seine Sachen gesehen haben, rathen ihm, ein Bild, womöglich das grosse, zur Ausstellung herzuschicken, aber alle sind auch einig darüber, dass er selbst mitkommen müsste, weil er sonst vor Misshandlung seines Werkes nicht sicher wäre, und dann wird Delaroche's Beispiel angeführt, dem man, während er in Italien die Studien zu seiner Kirche machte, die Kirche selbst wegnahm, was Vernet (Delaroche's Schwiegervater), der anwesend war, mit allem seinem Kredit nicht abwenden konnte. Freunde helfen nichts, sagen sie, man muss selbst da sein, und das erschwert die Sache natürlich fast bis zum Unmöglichen. Das Einzige, was ich den Künstlern hier wirklich beneide, ist das Glück, ihre Sachen so vortrefflich publicirt zu sehn. Da ist Calamatta, der arbeitet fast nur nach Ingres, und wie werden Delaroche's Sachen gestochen! — —"

Hensels machten natürlich viele interessante Bekannt-

schaften, besonders die von Delaroche und Vernet. Fanny schildert des letzteren Kostüm, in dem er im Atelier arbeitet, als das eines Tanzmeisters, Schuhe, weisse Hosen, Jacke, eine rothe Schärpe um den Leib. Fünf Jahre später zog der geniale, aber excentrische Mann in Rom in orientalischer Tracht in den Strassen einher, mit Dolch und Pistole im Gürtel und ganz einem Türken gleichend, wie ihn auch Hensel in halbstündiger Sitzung gezeichnet hat. Gérard erregte Fannys lebhaftes Interesse; er hatte die ganze Revolutions- und Kaiserzeit mitgemacht und besass selbstgemalte Portraits der bedeutendsten Menschen jener Zeit; von denen sie Talma, Mlle. Mars, Napoleons Jugendbild, Humboldt und Canova nennt.

Der Schluss ihres Aufenthalts wurde noch durch ein erschütterndes Ereigniss bezeichnet, das dazu beitrug, der ganzen Erinnerung an Paris eine trübe Färbung zu geben, das Fieschi'sche Attentat.

Unter dem Eindruck dieses Verbrechens verliessen Hensels Paris. Aber das Reiseunglück verfolgte sie noch weiter. Sie gingen nach Boulogne, weil Fanny noch das Seebad brauchen sollte. Boulogne war aber überfüllt, namentlich mit Engländern, und mehrere Tage verliefen zuerst mit Wohnungsuchen. Als endlich eine gefunden war, zeigte sich dieselbe in so baufälligem Zustande, dass, nachdem sie einige Tage bewohnt war, bei einem Platzregen die Decke einstürzte und ein grosser Strom durch's Dach eingeregnetes Wasser sich in's Zimmer ergoss. Dazu kamen sehr mangelhafte Postverbindungen, so dass Berliner Briefe bis vierzehn Tage unterwegs waren. Zu allem Uebrigen bekam Fanny eine ziemlich heftige Augenentzündung, die sie an jeder Beschäftigung und an allem Genuss der frischen Luft hinderte. Natürlich war der fashionable und zwar für Engländer fashionable Badeort unerschwinglich theuer, alles zusammen bewirkte, dass Fanny stets mit ganz besonderem Widerwillen an Boulogne zurückdachte. Das einzige Gute war angenehme Gesellschaft: Heinrich Heine, der hier in Boulogne seine schöne Geschichte mit einigen Engländerinnen lieferte, die sich das Lesezimmer aussuchten, um ein sehr lautes Gespräch zu führen. und die er verscheuchte, indem er ihnen

sagte: „Meine Damen, wenn Sie mein Lesen im Sprechen stört, kann ich ja auch wo anders hingehen.“ Ferner die englische Schriftstellerin Mrs. Austin, eine sehr liebenswürdige Frau. Endlich kam Klingemann auf drei Tage aus London herüber, die auf's angenehmste verplaudert wurden. Er lernte bei dieser Gelegenheit Wilhelm Hensel kennen.

Ueber die Rückreise schreibt Fanny an Klingemann:

Berlin, 17. Oktober 1835.

„— — Wir haben Ihnen die drei einzigen angenehmen Tage zu danken, die wir in Boulogne zugebracht haben, denn ich weiss nicht, welcher freundliche Dämon unserm Plagegeist von Wirth eingab, uns gerade diese wenigen Tage ungehudelt zu lassen, so dass wir die Freude Ihres Besuchs ungetrübt geniessen konnten. Kaum waren Sie an jenem blauesten, herrlichsten Tage zu Schiff — wir sahen dem Dampfboot lange nach, dessen Rauchsäule gerade in die Luft stieg und dessen frühe und glückliche Ankunft, sowie das Wohlbefinden sämmtlicher Passagiere mit Einschluss des Pudels wir noch den Tag vor unserer Abreise von Boulogne erfuhren — als der Tanz wieder losging. So schieden wir in schlechtestem Vernehmen und in einem Wetter, von dem ich behauptete, dass es sich nur in Boulogne und in Boulogne nur für uns vorfinden könnte. Mit Sturm und Regengüssen entliess uns der unfreundliche Ort, aber schon in Calais hatte es sich so weit aufgehellt, dass wir den Hafen besuchen und uns durch den Augenschein überzeugen konnten, dass nichts daran zu sehen ist, so etwas glaubt Keiner dem Andern. Die Nacht blieben wir in Dünkirchen und besahen am andern Morgen wiederum den Hafen. Es war mir kurios, so zufällig gerade nach Dünkirchen gekommen zu sein, dieser Name klang mir immer, wenn ich als Kind Geographie lernte oder eine Karte besah, so ganz besonders fern und fremd, wie ein europäisches Ostindien, oder wie ein Punkt, den keine Berlinische Seele je erreichen könne, und nun war ich drin gewesen und hatte in einem ganz vortrefflichen Gasthause übernachtet. Von Dünkirchen aus nach der nächsten Station, die schon belgisch ist, fährt man mehrere *lieues* auf dem nassen Ebbe-

sande und einer natürlichen Chaussée von Muscheln, einen ganz wunderlich reizenden Weg, auf dem man stundenlang nichts als links die Meerlinie und rechts das Dünenmeer sieht. Aus Versehen kamen wir nach Ostende, wo wir meine Schwester nicht mehr, dafür aber zum letzten Mal das Meer bei voller Fluth sahen, und gelangten Nachmittags nach Brügge, wo wir die paar letzten Stunden des Tages und die paar ersten des folgenden mit Besichtigung dieser alten, wunderbaren Stadt zubrachten. Ich weiss nicht, ob Sie Belgien kennen und befinde mich also in der höchsten Gefahr, Ihnen lauter Dinge zu erzählen, die Sie zehnmal besser wissen als ich, aber *never mind*, wess das Herz voll ist, dess fliesst die Feder über, und dass mein Herz noch immer Belgiens voll ist, das kann ich nicht läugnen. Wenn Sie in Brügge durch die wohlerhaltenen, reinlichen Strassen des fünfzehnten Jahrhunderts nach dem Hospital gehen, wo Hemelink eben krank lag, und nach seiner Genesung zum Dank das schöne fromme Bild malte, wenn Sie die anmuthigen barmherzigen Schwestern innen gemalt in goldenen Rahmen knieend, und dann dieselben frischen Gesichter in ihrer Kirche betend, oder in Haus und Hof menschenfreundlich geschäftig, wenn Sie dasselbe katholische Volk in derselben alten Tracht und den ernsthaften schwarzen Mänteln in die nämlichen altherrlichen Kirchen wandeln sehn, so bemächtigt sich eine unwillkürliche Täuschung der Seele und der Sinne. Sie möchten den ersten Vorübergehenden fragen, wo der edle Meister Hemelink oder die Brüder Eyk wohnen, und wenn er vorüberginge, ohne Ihnen zu antworten, so würden Sie nur denken, er verstehe kein Deutsch und Sie kein Flämisch.

Den andern Tag fuhren wir nach Gent, mit dessen Besichtigung wir wieder den Rest der hellen Stunden verbrachten, und zwar in so grässlichem Regen und Schmutz, dass jede Vorsicht unnütz erschien, und ich am Ende geradezu ging, ohne irgend mehr meinen Weg zu wählen. Zu Hause angelangt, mussten wir einen völligen Trockenplatz anlegen. Gent hat einen ganz andern Charakter als Brügge, und zwar vielmehr den des sechzehnten Jahrhunderts, so wie Antwerpen den des siebzehnten Jahrhunderts. In Gent wird leider viel erneuert

und ein grosser Theil der herrlichen, eigenthümlichen alten Häuser durch nichtssagende neue ersetzt. Indess ist noch genug des Schönen übrig geblieben, um zehn Städte wie Berlin (sagen Sie's nicht wieder) damit ausstatten zu können. Die vielen Quais, die zahllosen Brücken, das ganze kuriose Wasserwesen, die schönen alten Kirchen (der grössere Theil des berühmten Altarbildes von Eyk ist dort, von dem wir den kleineren Theil hier besitzen), Alles dies macht aus Gent eine in ihrer Art nicht weniger interessante Stadt, als es Brügge in anderer Weise ist. Von da gingen wir nach Antwerpen, was für uns der Kulminationspunkt wenigstens dieser Rückreise war, eine königliche Stadt! — Nie habe ich Hensel so entzückt gesehn, als in der Kathedrale, welche das berühmte, grösste Bild von Rubens, die Kreuzabnahme, enthält. Ich versichere Sie, wäre eine Möglichkeit der Ausführung vorhanden gewesen, wir hätten uns mit Leichtigkeit entschlossen, in Antwerpen zu bleiben. Rubens kann man nur da kennen lernen, mehrere Kirchen und das Museum enthalten Meisterwerke von ihm, von denen man nirgend anderswo eine Idee bekommt. Dabei sind die Strassen und Bassins von der höchsten Grossartigkeit.

In Brüssel hatten wir mehr ein geselliges Leben zu führen, da wir mehrere sehr angenehme Bekannte dort fanden, die sich freuten, Schulden der Gastfreundschaft abtragen zu können, doch sahen wir auch, was in zwei Tagen irgend möglich war. Wir kamen noch durch Löwen, wo wir das berühmte Rathhaus und eine sehr merkwürdige Privatsammlung sahen, wo wir uns nur gerade lange genug aufhielten, dem Dom und mit ihm für diesmal allen Herrlichkeiten aller Kunst Lebewohl zu sagen; wir eilten nach Bonn, wo wir mit Dirichlet's zusammen trafen, und uns einiger Ruhetage erfreuen wollten, denn wir waren erschöpft von acht Tagen des herrlichsten Reisens und ich besonders von einem Zustande steter Bewunderung, der äusserst angenehm, aber auch höchst ermüdend ist.“

Der Morgen des 19ten wurde in Bonn froh mit den schönsten Plänen zu einer gemeinsamen, gemächlichen Rückreise verplaudert, die für alles erlittene Reiseungemach ent-

schädigen sollte. Da kam ein dringender Brief aus Berlin: Hensels Mutter war bedenklich erkrankt und er wurde schleunigst zurückgerufen, wenn er sie noch einmal sehn wollte. Hensels reisten sofort ab, über Leipzig, wo sie Felix trafen, der indessen dorthin übergesiedelt war, und erreichten am 27sten September Berlin. Hensel fand seine Mutter noch am Leben, indess am 4ten Oktober starb sie. Ihr Tod war ein schon längst erwarteter und für die alte Frau beinahe als eine Wohlthat anzusehn. Doch war er der Vorläufer eines andern, der, plötzlich und ungeahnt eintretend, die ganze Familie schwer treffen sollte. —

Felix hatten wir verlassen, als er seine Stelle in Düsseldorf definitiv antrat, im Herbst 1833 und sahen eben, dass er im Herbst 1835 von dort nach Leipzig gegangen war. Diese zwei Jahre waren sehr fleissige und zugleich sehr lustige in seinem Leben. Alles, was sich sein Vater von der Düsseldorfer Stellung versprochen hatte, ging in vollem Mass in Erfüllung, ja, es wurde noch übertroffen. Felix' Stellung war eine dreifache. Erstens war er Dirigent des gesammten städtischen Musikwesens, das theilweis erst im Entstehen, theilweis in einem chaotisch verwirrten, veralteten Zustand war. Damit innig zusammen hing die Leitung der Musik zu den kirchlichen Feierlichkeiten in der fast ganz katholischen Stadt. Gleich zu Anfang ereignete sich die aus den Felix'schen Briefen*) bekannte Geschichte mit dem früheren Leiter dieser Kirchenmusiken: „Ein ganz alter, verdriesslicher Musikant mit einem schabigen Rock wurde vorgeladen, erschien und als sie ihm auf den Pelz fuhren, sagte er, er werde und wolle keine bessere Musik machen, wollten wir es besser haben, so möchten wir es einem Andern geben. Er wisse wohl, dass man jetzt viel Ansprüche mache, es solle jetzt Alles schön klingen, das sei zu seiner Zeit nicht gewesen und er mache es noch eben so gut wie damals. Da wurde es mir wahrhaftig schwer, ihm die Sache abzunehmen, wiewohl es die Andern gewiss besser machen werden, aber ich dachte mir so, wenn ich in fünfzig Jahren

*) Brief an Rebecka. 26. Oktober 1833.

einmal auf ein Rathhaus gerufen würde und möchte so sprechen, und ein Gelbschnabel schnauzte mich an, und mein Rock wäre so schabig, und ich wüsste eben auch garnicht, warum Alles besser klingen sollte — und da wurde mir schlecht zu Muthe.“ —

Nun musste aber erst gute Musik herbeigeschafft werden, damit die bessern Musiker auch etwas Ordentliches aufzuführen hätten. So bereiste denn Felix, wie er sich ausdrückte, „seine Domainen,“ d. h. er fuhr nach Elberfeld, Bonn und Köln, kramte alle Bibliotheken durch und kam mit einem grossen Schatz altitaliänischer Kirchensachen nach Düsseldorf zurück. Unterdess aber hatten die Düsseldorfer für den Augenblick allen Sinn für Misereres von Allegri und Bai und Motetten von Orlando Lasso und Pergolese verloren, und dachten an Nichts, als an den Kronprinzen von Preussen, nachherigen Friedrich Wilhelm IV., der durch Düsseldorf kam. Ehrenpforten, Glockenläuten, Kanonendonner und ein Diner waren die unvermeidlichen Folgen. Aber Düsseldorf wollte auch ein Fest geben, und den Hauptgedanken dazu hatte Felix, in Erinnerung an das Musikfest vom Frühjahr vorher, angeregt: Israel in Aegypten mit lebenden Bildern, von Bendemann und Hübner gestellt. Die Chöre waren noch in frischem Andenken, die Vorbereitungen also verhältnissmässig einfach und wenig zeitraubend. Das Fest ist in dem auf der vorigen Seite erwähnten Brief ausführlich beschrieben.

Demnächst ging es wieder an die ernstere Arbeit. Die Kirchenmusiken bekamen ein ganz anderes Ansehn. Felix scheint sogar sich in diese, doch wesentlich katholische Seite der Musik — denn er ist sich darüber ganz klar, dass eine wirkliche Kirchenmusik, das heisst, eine solche, die integrirender Theil des Gottesdienstes würde, im Protestantismus unmöglich sei — so hineingedacht zu haben, dass er einen Augenblick nicht übel Lust hatte, eine Messe zu schreiben, von der er meint, „sie möchte werden, wie sie wolle, so würde es die einzige Messe sein, welche wenigstens mit fortdauernder Erinnerung an den kirchlichen Zweck geschrieben wäre.“

Neben dieser Thätigkeit nahm nun aber eine andre,

wesentlich verschiedene, einen grossen Theil seiner Zeit in Anspruch: Das damals nach allen Seiten sprossende künstlerische Interesse in Düsseldorf hatte, namentlich durch Immermann geleitet, sich auch lebhaft der Gründung eines Theaters zugewendet. Immermann gab sich derselben Hoffnung hin, die Lessing in Hamburg gehegt hatte, und deren Enttäuschung ihm sowohl wie jenem bittre Stunden bereiten sollte, der Hoffnung, man könne ein wirklich edles, klassisches Theater aus sich selbst schaffen und erhalten. Der Anfang war hier wie dort ein vielversprechender. Aber nirgends war auch vielleicht ein so günstiger Boden dafür, als in dem Düsseldorf des Jahres 1834. Die vielen künstlerischen Elemente, die jungen Maler, das frische Naturell des ganzen Volkes, die gute Kameradschaft, die unter Allen herrschte, die Maler für Immermann Decorationen anfertigend, dieser jenen ihre Feste durch Dichtungen verherrlichend; und an der Spitze des Theaterunternehmens Immermann's zähe, entschlossene, despotische Natur, wie sie ein Dirigent eines solchen Instituts der Natur der Sache nach haben muss; das Alles liess sich gut an. In Felix glaubte nun Immermann einen geeigneten Helfer bei seinem Werk gefunden zu haben, und Felix war auch gern bereit, sich mit Jenem zu verbinden, die Leitung der Oper zu übernehmen, wie Immermann die des Schauspiels. Namentlich hatten sich beide zu einer Anzahl sogenannter „Mustervorstellungen" vereinigt; als erste von diesen sollte der Don Juan in Scene gehn. Die Düsseldorfer Opposition — und eine solche mangelt der menschlichen Natur gemäss auch dem besten Unternehmen nicht — nahm aber Anstoss an dem Namen „Mustervorstellungen", der als Arroganz ausgelegt ward, und — an dem erhöhten Eintrittspreise, und es entstand ein furchtbarer Lärm, den Felix in einem Brief an seinen Vater beschreibt:*)

„Es ist doch ein lebendiges Volk in Düsseldorf! Die Don Juan-Geschichte hat mich bei alledem amüsirt, obwohl sie wild genug war und Immermann ein heftiges Fieber vor

*) Felix' Briefe. 28. December 1833.

Aerger bekommen hat. Da Du, liebe Mutter, Zeitungen lesen magst, so sollst Du im nächsten Briefe alle gedruckten Akten über diese Geschichte, die die ganze Stadt drei Tage lang beschäftigt hat, erhalten. — Nachdem der *grand scandale* angefangen hatte, der Vorhang dreimal gefallen und wieder aufgezogen worden war, nachdem sie das erste Duett des zweiten Aktes durchgesungen hatten, ohne vor Pfeifen, Trommeln und Brüllen gehört worden zu sein, — nachdem sie dem Regisseur (Immermann) die Zeitung auf's Theater geworfen hatten, damit er sie vorlesen solle, und der darauf sehr piquirt weggegangen war, und der Vorhang zum vierten Mal fiel, wollte ich meinen Stock hinlegen, oder ihn wahrhaftig lieber den Kerls an den Kopf werfen, als es wieder ruhig wurde — die Schreier waren heiser geworden, die ordentlichen Leute lebhafter, kurz, wir spielten den zweiten Akt unter tiefer Stille und vielem Applaus weiter und durch. Nachher wurden Alle herausgerufen — Keiner kam, und Immermann und ich konferirten im Pulverdampf des Feuerregens zwischen den schwarzen Teufeln, was zu thun sei. Ich erklärte, bis das Personal und ich keine Satisfaction hätten, dirigirte ich die Oper nicht wieder, zugleich kam eine Deputation von Mehreren aus dem Orchester, die wieder erklärten, wenn ich die Oper nicht dirigirte, würden sie nicht spielen, — nun jammerte der Schauspieldirektor, der zur nächsten Vorstellung schon alle Billets verkauft hatte. Immermann fuhr alle um sich her an, — mit solcher Grazie verliessen wir Beide das Schlachtfeld. Den folgenden Tag stand an den Ecken „wegen eingetretener Hindernisse“ u. s. w. und wo man auf der Strasse ging, war von nichts die Rede als vom Skandal. Die halbe Zeitung voll Anzeigen darüber; der Urheber verantwortete sich — behauptete, er habe trotz Alles dessen einen grossen Genuss gehabt, für den er mir und dem Personal dankbar sei, — nannte sich, und da er Regierungssekretär ist, so liess ihn der Präsident kommen, rüffelte ihn schrecklich, schickte ihn dann zum Direktor, der ihn wieder schrecklich rüffelte — den Soldaten, die Theil genommen hatten, ging's von ihren Chefs ebenso—, der ganze Verein zur Beförderung der Tonkunst erliess ein Manifest, worin

er um Wiederholung der Oper bat und auf die Störungen schalt — das Theatercomité zeigte an, wenn die geringste Unterbrechung in seinen Vorstellungen wieder stattfände, würde sich's sogleich auflösen, — ich liess mir die Ermächtigung vom Ausschuss geben, die Vorstellung zu beendigen, für den Fall, dass gelärmt würde; vorigen Montag hiess es allgemein, der Regisseur solle ausgetrommelt werden, wegen seiner neulichen Piquirtheit, nun kriegte Immermann das Fieber und ich gestehe, dass ich mit sehr unangenehmen Gefühlen in's Orchester zum Anfang hinunterging, weil ich beim kleinsten Skandal die Vorstellung endigen wollte. Aber gleich, wie ich an's Pult ging, empfingen sie mich mit vielem Applaus, riefen dann nach einem Tusch, der musste mir dreimal gebracht werden unter einem Teufelsspektakel, dann wurde es mäuschenstill, alle einzelnen Nummern erhielten ihren Applaus, kurz, das Publikum war nun so artig, wie vorher ungeberdig. Ich wollte, Ihr hättet die Vorstellung gesehen; einzelne Sachen, bin ich überzeugt, können nicht schöner gehn, als an dem Abend; das Quartett z. B. und der Geist im letzten Finale, fast der ganze Leporello waren wirklich prächtig, und ich hatte grosse Freude daran. — Besonders ist mir's lieb, dass die Sänger, die, wie ich höre, Anfangs gegen diese Mustervorstellungen und mich persönlich gestimmt waren, sich jetzt für mich todtschlagen lassen und die Zeit gar nicht erwarten wollen, bis ich wieder eine Oper gebe. Jetzt bin ich zum Weihnachten hier nach Bonn gefahren, mitten durch den eistreibenden Rhein und habe hier ein paar angenehme Tage verlebt." —

So hatten die „Mustervorstellungen" begonnen. Dem Don Juan folgte Egmont, mit der Beethoven'schen Musik. Besonders gelungen aber war der Wasserträger. Diese Oper war seit langen Jahren vom Repertoire aller Bühnen verschwunden, man hatte sie ganz vergessen und hielt es für eine Marotte des Comités, solch ein altes Ding wieder aufwärmen zu wollen. Da fürchteten Alle auf der Bühne, es möchte eine Wiederholung des Don Juan-Skandals geben — „das gab aber", schreibt Felix,*) „grade die rechte Stimmung für den ersten Akt; das

*) Brief an seinen Vater. 28. März 1834.

Ganze ging so nervös, gespannt, zitternd durcheinander, dass schon bei dem zweiten Musikstück die ganze Düsseldorfer Opposition in's Feuer gerieth, und klatschte und rief und weinte durcheinander. Einen bessern Wasserträger als meinen Günther habe ich nie gesehen — das war alles so liebenswürdig und natürlich, und ein bischen ordinär dabei, damit die Noblesse nicht gar zu fabelhaft wäre. — Er wurde ungeheuer fetirt und zwei Mal herausgerufen; das verdarb ihn für's zweitemal, wo er dann gleich zu viel auftrug und zu sicher schien; aber das erste Mal hättet Ihr ihn sehn sollen. Das war mein vergnügtester Theaterabend seit langer Zeit, denn ich nahm an der Vorstellung Theil, wie ein Zuschauer, lachte und klatschte mit und schrie Bravos hinauf, dirigirte dabei munter fort, die Chöre im zweiten Akt klangen wie aus der Pistole geschossen. Im Zwischenakt war die ganze Bühne voll Menschen, die sich freuten und den Sängern gratulirten, und sogar das Orchester klappte bis auf einige Placker, wo ich sie, trotz alles Ermahnens und Drohens während der Vorstellung nicht dazu bringen konnte, die Augen von der Bühne weg und auf die Noten zu richten."

Diese Stellen wurden hauptsächlich deshalb aufgenommen, weil aus ihnen klar hervorgeht, woran die Harmonie zwischen Felix und Immermann scheitern musste. Beide sahen die Sache von einem gar zu verschiedenen Gesichtspunkte an; Felix amüsirte die Don Juan-Geschichte, über die Immermann vor Kränkung ein heftiges Fieber bekam. Ersterer hatte an den Aufführungen Freude, die Immermann als die ernsteste Sache von der Welt ansah. Felix schreibt an seinen Vater: „Eine gute Aufführung im Düsseldorfer Theater geht freilich nicht durch die Welt und wohl kaum über die Düssel, aber wenn ich selbst und alle Menschen im Hause sich recht durch und durch an der guten Musik erfreuen und erwärmen, so ist das auch was Hübsches." — Immermann war bereit, diesem Unternehmen, das Felix als etwas schliesslich doch Nebensächliches behandelt, seinen ganzen Lebensberuf zum Opfer zu bringen, und ihm all' seine Kräfte ausschliesslich zu widmen, mit einem Worte, Immermann war das Düsseldorfer Theater Herzens-

und Begeisterungssache, für Felix lag die Herzens- und Begeisterungssache ganz wo anders, in seinen eigenen Compositionen.

So grosses Vergnügen er auch namentlich von der obenerwähnten Wasserträgervorstellung hatte, so war ihm doch schon damals vieles an dem Theaterwesen, die Schauspielergeschichten, das Effektsuchen und Effektmachen, die Zeitungsklatschereien, namentlich aber das Zeitraubende, das ihn „von seinem eigentlichen Zweck, den eigenen Arbeiten", zu weit entfernte, unangenehm. Daher übernahm er auf der bald nach dem Wasserträger abgehaltenen Theaterkonferenz nur die obere Aufsicht über die musikalischen Geschäfte, Zusammensetzung des Orchesters, Engagement der Sänger und die monatliche Aufführung einer Oper; er verzichtete auch auf das Gehalt, für welches nun ein zweiter Dirigent angestellt wurde; er wollte beim Theater nur ganz unabhängig und nur als Freund der Sache stehn. Eine solche Stellung ist aber auf die Dauer nicht haltbar; um so weniger bei dem gewissenhaften Naturell Felix', der sich nicht entschliessen konnte, die Sache lässig zu behandeln, sie eben gehen zu lassen, sondern der, so lange er dabei war, mit ganzer Pflichttreue und grossem Eifer dabei war, bis es ihm gradezu unerträglich wurde. Dieser Zeitpunkt trat ein, als im Herbst des Jahres 1834 die neuen Contrakte und Engagements anzufertigen und darüber zu unterhandeln war. Schon aus jener kleinen Geschichte mit dem Kirchenmusikanten haben wir gesehn, welch ein weiches, zartempfindendes Herz Felix hatte; das war nicht dazu angethan, mit dem vielen Gesindel, das an einem — namentlich kleinstädtischen — Theater hängt, sich herumzustreiten. Er hat uns die „Leiden eines Düsseldorfer Intendanten" in einem Brief an Rebecke recht anschaulich selbst beschrieben. *)

Das Traurigste an der Sache war, dass das Verhältniss zu Immermann, welches vorher ein so ausserordentlich gutes gewesen war, jetzt zuerst ein kühles, dann beinahe ein feindliches wurde. Freilich war der Antagonismus beider Naturen in die-

*) Brief vom 23. November 1834.

sem Punkte zu gross, und Immermann war durch Felix in seiner Lieblingssache gehemmt worden, er hielt ihn deshalb für einen Abtrünnigen an dem verdienstlichen Werk der Errichtung der Nationalbühne. — Rechnet man aber zu den bis jetzt besprochenen amtlichen Obliegenheiten, zu den vielen Conzerten und Aufführungen im Singverein, in der Kirche, im Theater, noch die ausserdem an andern Orten gegebenen Conzerte (von einer solchen Rundreise in Elberfeld und Barmen handelt ein sehr frischer, hübscher Brief), das Musikfest 1834 in Aachen, das er allerdings nur als Zuhörer besuchte, und dabei Hiller und Chopin aus Paris traf,—(man hatte ihm nahe gelegt, sich um die Direktion dieses Musikfestes zu bewerben, was er aber grundsätzlich nicht that,) und das Musikfest in Köln 1835, wovon schon gesprochen ist; rechnet man Alles dies, was sich schon in den Zeitraum von zwei Jahren zusammendrängte, so erscheint es wahrhaft erstaunlich, dass dies in Felixens Augen die Nebensachen waren, und dass ausserdem seine Thätigkeit als Komponist eine ausserordentliche blieb. Es fallen in diese Zeit das Es-dur-Rondo und das A-moll-Capriccio für's Pianoforte (1834), das E-dur-Capriccio nnd eine As-dur-Fuge (1835), viele Lieder ohne Worte und mit Worten, darunter „Auf Flügeln des Gesanges", ferner die Ouverture zur schönen Melusine.

Und selbst alle diese verschiedenen und zum Theil sehr umfangreichen Arbeiten waren nur gewissermassen Vorstudie, um recht in Zug zu kommen, zu dem grössten Werk, das Felix bis dahin unternommen hatte, und dessen beinahe vollständige Beendigung noch in die Düsseldorfer Zeit fällt, zum Paulus. Zu diesem drängte und trieb ihn, den gewiss von Natur schon Thätigen, fortwährend sein Vater, gleich als hätte er eine Ahnung von der hohen Stelle sowohl, die Felix mit diesem Werk unter den Komponisten einnehmen sollte, als auch davon, dass ihm selbst nicht mehr vergönnt sein würde, die Aufführung zu erleben. Dies Oratorium war nun Felix' Herzens- und Gewissenssache, wogegen ihm alles Andre nebensächlich vorkam. Wie ernst er es mit Allem, was sich darauf bezog, nahm, wie gründlich er mit den Predigern Bauer und Schu-

bring, seinen Jugendfreunden, den Text, die ganze Grundlage durchsprach, wie ihm auch hierin sein Vater in dem schönen Brief vom 10ten März 1835 den besten Rath ertheilt, wie sich Felix, als nun der Paulus seiner Vollendung entgegengeht, nach dem Urtheil seiner Schwester Fanny sehnt, weil er von dieser ein wirklich kritisches, sachverständiges Urtheil erwartet, („von dem Kantor mit den dicken Augenbrauen", wie er sie nennt, denn „dass die Düsseldorfer Freunde sehr ausser sich seien, wolle nicht viel beweisen") — das Alles liegt in den gedruckten Briefen vor. So reifte während aller jener Zerstreuungen das Werk stetig seiner Vollendung entgegen. Während des Besuchs zum Kölner Musikfest lernten die Familienmitglieder die fertigen Theile kennen und waren nun allerdings ebenso ausser sich vor Freude, als die Düsseldorfer Freunde. Abraham war ganz zufrieden, und nun erst hielt Felix dafür, dass es die Feuerprobe einer unpartheiischen und unbestochenen Kritik bestanden habe, und sah dem allgemeinen Erfolg mit Zuversicht entgegen. Welche Freude wäre es für den Vater gewesen, wenn der Paulus schon auf dem 1835er Musikfest hätte aufgeführt werden können, und es ihm vergönnt gewesen wäre, den Triumph des Sohnes noch mit zu erleben. Die Worte, die Felix mit der Einladung zu dem Kölner Musikfest schrieb,*) auf dem garnichts von ihm aufgeführt wurde, hätten dann eine noch prägnantere Bedeutung gehabt: „Dass Eure Gegenwart mich nicht nur nicht hemmen, sondern im Gegentheil mir erst die rechte Lust und Freude am Gelingen geben wird, weisst du wohl. Lass mich Dir bei dieser Gelegenheit auch sagen, dass mir der Beifall und die Freude des Publikums, für die ich gewiss empfänglich bin, erst das rechte Vergnügen machen, wenn ich Euch davon schreiben kann, weil ich weiss, dass sie Euch freuen, und mir an einem Worte des Lobes von Euch wahrhaftig mehr liegt, oder dass es mich glücklicher macht, als alle Publikums der Welt, die zusammen klatschen, und dass es mir darum die liebste Belohnung für meine Arbeit ist, wenn ich Euch unter den Zuhörern sehen kann."

*) Brief an seinen Vater. 3. April 1835.

Der Brief schliesst: „Mein Oratorium wird erst im November in Frankfurt aufgeführt werden, wie mir Schelble schreibt, und so lieb es mir wäre, wenn Du es bald hörtest, so möchte ich doch noch lieber, Du hörtest es bei dem Musikfest im nächsten Jahr zuerst. Um dies bestimmt anzunehmen, habe ich mir vorbehalten, die Aufführung in Frankfurt abzuwarten, damit ich selbst es erst höre und wisse, ob es für das Musikfest passt; aber wenn das der Fall ist, wie ich hoffe und wünsche, so wird sich's da viel schöner ausnehmen, und dann ist es das Musikfest, das Du lieb hast, und Pfingsten statt November, und besonders werde ich dann schon wissen, ob es Dir gefallen wird oder nicht, worüber ich jetzt noch nicht sicher bin."

Als jenes Musikfest mit dem Paulus gefeiert wurde, sah Felix den Vater nicht unter den Zuhörern, da hatte er den ersten grossen Schmerz seines Lebens schon erlitten.

Durch alle die Theaterverhältnisse, namentlich durch den gespannten Fuss, auf den Felix mit Immermann gekommen war, hatte sich allmählich das Düsseldorfer Leben weniger angenehm gestaltet, als zu Anfang. Ein hauptsächlicher Mangel war wohl das erst Werdende aller Institute; auf das einmüthige Zusammenwirken freiwillig sich betheiligender Menschen, die im Uebrigen die verschiedensten Zwecke hatten, war aller Erfolg basirt. Das giebt eine Zeit lang ausserordentliche Resultate, aber eben nur so lange die Einmüthigkeit und das Zusammenhalten dauert. Nun zeigten sich aber schon an manchen Stellen bedenkliche Risse; die Einigkeit, die mehr als in einem grossen Menschenwesen in einer kleinen Stadt schwierig zu erhalten ist, verschwand. Und gerade in dieser Zeit — es konnte kaum ein Moment gedacht werden, der Felix in einer günstigeren Stimmung für die Annahme gefunden hätte — kam eine Aufforderung zur Uebernahme einer anderen Stellung, der Direction der Gewandhaus-Concerte in Leipzig. Und wie der Augenblick ein günstiger war, so war auch die Stelle eine solche, wie sie ihm nicht besser hätte passen können.

Die Annehmlichkeiten waren dieselben, wie in Düsseldorf. Auch diese Stelle war keine staatliche, keine, die mit „Behör-

den" zu thun hatte, sondern eine freie Gesellschaft, die zusammengetreten war zu dem Zwecke, gute Musik zu machen, und einen Director anzustellen wünschte, der im Stande wäre, zu diesem Zwecke die geeignetsten Mittel zu ergreifen. Auch Leipzig war eine mittelgrosse Stadt Deutschlands, in der das Leben ein Felix sehr zusagendes war. Was in Düsseldorf die Malerschule that, ein geistiges frisches Element in das Treiben zu bringen, das that in Leipzig der grosse Verkehr der Handelsstadt, namentlich der buchhändlerische und die Universität. Aber ausserdem hatte Leipzig grosse Vorzüge. Das Institut der Gewandhaus-Concerte war ein altes, längst begründetes und seit 56 Jahren fest bestehendes. Das war wesentlich günstiger, als in Düsseldorf, wo Vieles noch in den Anfangstadien des Versuchs steckte; es hatten sich ordentliche geschäftsmässige Formen ausgebildet, die Wirkungskreise waren sicher abgegrenzte, von Kompetenzkonflikten, wie in Düsseldorf, konnte nicht gut die Rede sein; und da Felix unter solchen unsicheren, tappenden Umständen gerade in Düsseldorf gelitten hatte, so war dies auch das Erste, was ihn in Leipzig sehr angenehm berührte.

Auch die Erinnerung an Seb. Bach und sein Wirken als Kantor an der Thomaskirche zu Leipzig war für Felix, der sich so ganz in Bach versenkt, der seine Matthäuspassion wieder zu Ehren gebracht hatte, verlockend.

Rechnet man zu alledem die bedeutend grössere Nähe von Berlin, die damals, wo noch keine Eisenbahn existirte, viel mehr in's Gewicht fiel, als dies jetzt der Fall sein würde, so liegen die Vortheile der Uebersiedelung nach Leipzig auf der Hand. Felix kam dem die Unterhandlung Anknüpfenden auf die erste Anfrage bereitwillig entgegen, bat nur um Aufklärung einiger Punkte, unter denen der hauptsächlichste der war, ob er nicht einen Andern durch seine Annahme von diesem Posten verdrängen würde, in welchem Falle er unbedingt nicht darauf eingehen könnte. Alle seine Zweifel wurden jedoch zu seiner vollkommenen Zufriedenheit erledigt, und im Herbst 1835 trat er die Stelle als Kapellmeister der Gewandhaus-Concerte an.

Bald darauf (13. November 1835) schrieb er an Fanny

„— — Dr. Reiter kam ganz entzückt von Eurer Aufnahme hier an; über Vater ist er in einem wahren Enthusiasmus. Dafür kann ich aber nicht verschweigen, dass Herr L. am meisten begeistert von Walter, dann von Sebastian, und dann erst von Deinem Klavierspiel sprach. Er sagte, Du solltest eine reisende Künstlerin sein, Du würdest die Andern todtspielen. Ich sagte: *pourquoi?* Denn mich fror sehr, es war auf der Concerttreppe gestern Abend, und er wurde garnicht fertig mit Erzählungen von Eurer Liebenswürdigkeit.

A. ist hier mit M. Wenn ich sagen sollte, dass er mir einen guten Eindruck gemacht hätte, so müsste ich's lügen. Ein rechtes Bild eines spekulirenden, geizigen Musikus — also ein trauriges. Er ist auf kein ander Gespräch zu bringen als auf Geldsachen, auf Geldpläne und Geldverluste — und wär's noch sein eignes, aber so verdient er's mit der M., die er deshalb vor 5 Jahren schon adoptirt hat, und die nun von Kopf bis Fuss nichts als eine Musikspekulation ist. Die mag nun gelungen sein oder nicht, so ennuyirt's mich; mein Interesse an ihr könnte erst anfangen, wenn sie sich mit A. um's Geld recht tüchtig zankte oder gar wegliefe, aber so ist's gar zu jämmerlich. Sie soll übrigens schön singen und achtet mich sehr — das hilft mir aber garnichts, wie gesagt.

Denk' Dir, Fanny, bei Wieck's Concert neulich hörte ich meinem H-moll-Capriccio zum ersten Male zu (Clara spielte es, wie ein Teufelchen) und es hat mir sehr gut gefallen. Ich war eigentlich ganz verwundert darüber, denn ich hielt es für ein sehr dummes Ding, seit Du und Marx sehr darauf geschimpft, aber es klingt wahrhaftig lustig mit dem Orchester, es scheint mir lange frisch für ein Concertding. Ich glaube, es ist hübscher, als das aus Es, Du glaubst aber das Gegentheil, glaube ich." —

Dirichlet's, die während Hensels verunglückter französischer Reise eine sehr vergnügte durch Belgien nach Ostende gemacht hatten, brachten bei ihrer am 14. October erfolgenden Rückkehr nach Berlin Felix und Moscheles, der zum Besuch in Leipzig war, auf einige Tage mit. Fanny zählte sie immer zu den heitersten, ungetrübt glücklichsten, die sie je erlebt.

Nachts waren die Reisenden angekommen, und Hensels wurden Morgens mit der frohen Nachricht geweckt. Nun wurde eine Ueberraschung für die Eltern bereitet; die ganze Gesellschaft zog aus der Gartenwohnung über den Hof nach vorn. Der Flügel wurde hinübergeschafft und es ging an's Musiciren. Die Nachricht verbreitete sich in der Stadt bei den Freunden, und die zwei Tage hindurch war das munterste, lebhafteste Treiben. Beide spielten wunderschön; Abraham, der fast ganz blind war, verwechselte bei einem vierhändigen Stück die Beiden, und wunderte sich über Felixens etwas zierliches Spiel, sowie über Moscheles' lebhafte Natürlichkeit, und erst als sie aufstanden, bemerkte er seinen Irrthum. Am zweiten Abend, unmittelbar vor Moscheles' Abreise phantasirten sie vierhändig; als die Zeit der Abfahrt da war, unterbrach Felix Moscheles durch das Schnellpostsignal; darauf nahm Moscheles in einem rührend feierlichen Andante Abschied, wurde abermals durch das Signal unterbrochen und nun schlossen beide zusammen. Abraham erzählte noch in den nächsten Wochen hiervon gern und gut. Am andern Morgen fuhr Felix nach Leipzig zurück unter dem Versprechen, Weihnachten wiederzukommen. Abraham sagte noch bei der Gelegenheit: „Das darf man ja menschlicher Weise hoffen zu erleben" — und Felix hatte den Vater zum letzten Male gesehen.

Es folgte noch eine muntere Zeit. Der Sänger Hauser kam nach Berlin, den Abraham sehr gern hatte, und oft hörte. Fanny gab eine sehr brillante Sonntagsmusik, bei der ihr Vater meinte, die Sache sei so gross und hoch angefangen, sie könne sich nicht so halten. Am 14ten November war Fannys Geburtstag, der vergnügt gefeiert wurde.

Es ist (S. 33) erwähnt worden, dass die letzten Tage Moses Mendelssohns durch eine litterarische Fehde, deren Gegenstand Lessing war, ausgefüllt wurden. Ein eigenthümlicher Zufall wollte es, dass auch Abraham etwas Aehnliches begegnete. Kurz vor seinem Tode am 15ten November hatte er eine Unterredung mit Herrn v. Varnhagen, in welcher dieser einige junge deutsche Schriftsteller auf Kosten von Lessing ausserordentlich hoch stellte und lobte. Es entstand daraus ein

heftiger Streit zwischen beiden, welcher damit endete, dass Varnhagen ziemlich erregt, und ohne versöhnenden Abschluss der Diskussion das Haus verliess.

Nach Abrahams Tode fand man auf seinem Pult den nachfolgenden, unbeendigten Brief, dessen Original Varnhagen zu sich nahm, während sich in den Familienpapieren eine Abschrift von der Hand von Fanny Hensel befindet.

16. November 1835.

„Wenn Sie, hochgeehrter Herr und Freund, erwägen, dass Lessing während eines grossen Theils seines Lebens der vertrauteste Freund meines Vaters war, und von diesem innigst geliebt und wahrhaft verehrt worden, dass Lessing den Nathan, die Emilia Galotti, die Erziehung des Menschengeschlechts, den Laokoon, die Dramaturgie (welcher Deutschland mehr schuldig geworden als allen seitdem geschriebenen Theaterkritiken und Feuilletons zusammengenommen, nämlich die Kenntniss Shakespeares) geschrieben, dass er ohne Widerrede ein profunder Gelehrter war, dass fast aus jeder Zeile in seinem Werke der klarste Verstand, mit dem tiefsten Gemüth vereinigt, hervorgeht, so werden Sie es um so freundlicher entschuldigen, dass ich gestern seine Vertheidigung vielleicht etwas zu lebhaft gegen Sie geführt habe. Ich war überrascht, ich kann es nicht leugnen, Sie, den ich so oft mit der wärmsten Verehrung von Lessing und seinen Werken, besonders vom Nathan, und ganz besonders von der daraus hervorleuchtenden Gesinnung sprechen gehört habe, nun eben diesen Mann, der die Wahrheit so hoch verehrte, dass er sie für Gott allein geeignet glaubte, und für sich nur das Streben danach, kurz, diese Sonne, in welcher man durch schwarzgefärbte Gläser wohl Flecken auffinden kann, mit Leuten zusammenstellen zu hören, welche bis jetzt nur Flecken gezeigt haben, hinter denen allerdings Niemandem versagt ist, eine Sonne zu ahnen. Ich hätte mir indess sagen sollen, dass nur eine augenblickliche Stimmung Sie zu dieser Verunglimpfung Lessings hinzureissen vermochte, und dass eine solche durch den Widerspruch eines Laien sich nur noch mehr aufgeregt fühlen musste. Mehrere

jener jungen Leute stehen Ihnen persönlich näher, und es ist grossmüthig, dass Sie das Aeusserste wagen, um sie zu retten und zu heben. Schon aus dem Gesichtspunkte der gesellschaftlichen Convenienz wäre diese Betrachtung meine Pflicht gewesen.“ —

Noch am 18ten war Abraham bis auf einen wenig bedeutenden Husten ganz wohl. Am andern Morgen wurde die Familie mit der Nachricht geweckt, er sei die Nacht unwohl geworden. Man glaubte an einen Schlagfluss, aber er war bei Besinnung und Bewusstsein. Die herbeigerufenen Aerzte fanden indessen den Zustand so wenig bedenklich, dass sie Felix nicht benachrichtigen lassen wollten, um ihn nicht unnütz zu erschrecken und nach Berlin zu sprengen. Das war um 10 Uhr. Der Kranke drehte sich um, sagte, er wolle ein wenig schlafen, doch eine halbe Stunde darauf war er todt. So rasch, so unerwartet, so sanft und ruhig ging er hinüber, dass keins der um das Lager versammelten Kinder anzugeben wusste, wann der Tod eingetreten sei. Es war stets sein Wunsch gewesen, in dieser Weise zu sterben, und er war ihm gewährt. Und Fanny schliesst ihre Erzählung des Todes mit den Worten: „So schön, so unverändert ruhig war sein Gesicht, dass wir nicht nur ohne Scheu, sondern mit einem wahren Gefühl der Erhebung bei der geliebten Leiche verweilen konnten. Der ganze Ausdruck so ruhig, die Stirn so rein und schön, die Hände so mild; es war das Ende des Gerechten, ein schönes beneidenswerthes Ende und ich bitte Gott um ein gleiches und will mich mein ganzes Leben lang bemühen, es zu verdienen, wie er es verdiente. Es war das versöhnendste, schönste Bild des Todes.“

Die nächste Sorge der Familie war für die Mutter und für Felix. Erstere, von Natur reizbar, neigend zu einem Herzleiden, und denselben Sommer ernstlich krank gewesen, war in einem besorgnisserregenden Zustand. Und nun Felix! — Wie sollte er, der ganz Unvorbereitete, der am schwärmerischsten, beinahe fanatisch an dem Vater hing, die furchtbare Nachricht erfahren, wie sollte ihm der zerschmetternde Schlag gemildert werden? — Hensel war sogleich bereit, hinzufahren;

er besorgte sich schnell Pass und Wagen, und um ½ 3 Uhr war er unterwegs. Am Sonnabend Morgen kamen beide in Berlin an; Felix in einem beängstigenden Zustand, auf's Höchste gespannt, wenig weinend, mit wahrer Hoffnungslosigkeit in die Zukunft sehend. Er war zu keiner Mittheilung, zu keinem herzerleichternden Thränenstrom fähig, man musste für ihn das Schlimmste befürchten. Und allerdings verlor er am meisten, wenn bei solchem Verlust, wie der des Vaters, Steigerungen möglich sind; oder vielmehr er hatte diesem unendlichen Verlust gegenüber kein milderndes Gegengewicht. Die andern Kinder besassen alle schon ihre eigene Häuslichkeit und hatten im Umgang mit ihren Gatten, zum Theil in der Sorge für ihre Kinder versöhnende, ablenkende Thätigkeiten, andere, die die schwere Last mit tragen halfen. Felix, der Unverheirathete, verlor im Vater das Liebste, und nichts lenkte seinen Blick vom Betrachten des unersetzlichen Verlustes ab. Seiner wartete in Leipzig seine leere Junggesellenstube; und alle seine Thätigkeit, die die Freude seines Lebens gewesen war, kam ihm jetzt schaal vor, denn die Hauptfreude war ja eben der Bezug seiner Thätigkeit auf den Vater gewesen. Er ging nach einigen Wochen nach Leipzig zurück. Wie es in ihm aussah, zeigen zwei Briefe an die Prediger Schubring und Bauer, bald nach der Rückkehr nach Leipzig geschrieben.*)

„Du wirst es schon wissen, lieber Schubring, welcher schwere Schlag mein und aller Meinigen glückliches Leben getroffen hat! Es ist das grösste Unglück, was mir widerfahren konnte, und eine Prüfung, die ich nun entweder bestehen oder daran erliegen muss. Ich sage mir dies jetzt nach drei Wochen ohne jenen scharfen Schmerz der ersten Tage, aber ich fühle es um so sicherer: es muss für mich ein neues Leben anfangen, oder alles aufhören — das alte ist nun abgeschnitten. Zu unserem Trost und Vorbild erträgt Mutter den Verlust so ruhig und standhaft, dass es zu bewundern ist; sie freut sich an den Kindern und Enkeln, und sucht sich so die unersetzliche Lücke zu verbergen, meine Geschwister thun, was sie

*) Felix'sche Briefe vom 6. und 9. December 1835.

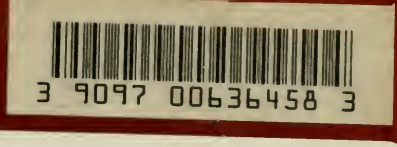
können, um ihre Schuldigkeit desto vollkommener zu erfüllen, je schwerer sie ihnen wird; ich war auf 10 Tage in Berlin, um durch meine Gegenwart die Mutter wenigstens mit dem Rest der Familie vollzählig zu umgeben, aber welche Tage das waren, das brauche ich Dir nicht zu sagen; Du weisst es wohl und hast gewiss meiner gedacht, in dieser dunklen Zeit! — — — — Ich weiss nicht, ob Du wusstest, wie besonders seit einigen Jahren mein Vater gegen mich so gütig, so wie ein Freund war, dass meine ganze Seele an ihm hing, und ich während meiner langen Abwesenheit fast keine Stunde lebte, ohne seiner zu gedenken, aber da Du ihn in seinem Hause mit uns Allen und in seiner ganzen Liebenswürdigkeit gekannt hast, so wirst Du Dir denken können, wie mir jetzt zu Muthe ist. — Das Einzige bleibt da, die Pflicht zu thun, und dahin suche ich mich zu bringen, mit allen meinen Kräften; denn er würde es so verlangen, wenn er gegenwärtig wäre, und ich will nicht aufhören, so wie sonst nach seiner Zufriedenheit zu streben, wenn ich sie auch nicht mehr geniessen kann. — Das hätte ich nicht gedacht, als ich die Beantwortung Deines Briefes verschob, dass ich ihn so würde beantworten müssen; — habe auch jetzt noch Dank dafür und für alle Deine Freundlichkeit. — Die eine Stelle zum Paulus war vortrefflich: „Der Du der rechte Vater bist.“ Ich habe gleich einen Chor dazu im Kopfe gehabt, den ich nächstens schreiben will. Ueberhaupt mache ich mich nun mit doppeltem Eifer an die Vollendung des Paulus, da der letzte Brief des Vaters mich dazu trieb, und er sehr ungeduldig die Beendigung dieser Arbeit erwartete; mir ist's, als müsste ich nun alles anwenden, um den Paulus so gut als möglich zu vollenden, und mir dann denken, er nähme Theil daran. — Wenn es fertig ist, wie dann weiter, das wird Gott geben.“ —

An Prediger Bauer: „Deinen guten Brief erhielt ich hier an dem Tage, wo bei Dir die Taufe sein sollte, als ich eben von Berlin zurückgekommen war, wo ich meiner Mutter die ersten Tage nach dem Verluste meines Vaters zu erleichtern gesucht hatte. So bekam ich die Nachricht Deines Glückes, als ich hier wieder in meine leere Stube trat, und zum ersten

Male recht im Innersten fühlte, was es heisst, das bitterste schmerzlichste Unglück zu erleben. Denn der Wunsch, den ich mir vor Allem jeden Abend wieder gewünscht hatte, war der, diesen Verlust nicht zu erleben, weil ich an meinem Vater so ganz und gar gehangen hatte, oder vielmehr hänge, dass ich nicht weiss, wie ich mein Leben nun fortsetzen werde, und weil ich nicht bloss den Vater entbehren muss (ein Gefühl, das ich mir schon seit meiner Kindheit als das Herbste dachte), sondern auch meinen einzigen ganzen Freund während der letzten Jahre und meinen Lehrer in der Kunst und im Leben.

Da war's mir eigen, als ich Deinen Brief las, der ganz Freude und Behaglichkeit athmet, und der mich auffordert, mich am neu Werdenden zu erfreuen, im Augenblick, wo ich meine ganze Vergangenheit als wirklich vergangen und vorbei fühlte. Doch danke ich Dir dafür, dass Du mich als entfernten Gast bei der Taufe haben wolltest, und wenn Dir auch mein Name dabei einen ernsteren Eindruck machen wird, als Du vielleicht dachtest, so möge der Eindruck eben nur ein ernsthafter, nicht ein schmerzlicher für Dich und Deine Frau sein, und wenn Du in späteren Jahren Deinem Kinde von denen erzählst, die Du zu seiner Taufe gebeten hattest, so lass mich nicht weg, sondern sage ihm, wie Einer davon an diesem Tage sein Leben auch von Neuem, aber in einer andern Bedeutung angefangen habe, — mit neuen Vorsätzen und Wünschen, und mit neuen Bitten zu Gott!" — —

P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin SW., 11, Bernburgerstr. 14.


3 9097 00636458 3

ML 385 .H54 1906 Bd. 1
Hensel, Sebastian, 1830-1898.
Die Familie Mendelssohn, 1729-1847

DATE DUE

GAYLORD PRINTED IN U.S.A.